DER GESCHMACK ALTER MÜNZEN

Roman



Teodoro Adrián Cardós

DER GESCHMACK ALTER MÜNZEN

DER GESCHMACK ALTER MÜNZEN

Novela

Teodoro Adrián Cardós

Índice

Prolog · Das Salz 9

Teil I · DAS ERBE 13

Kapitel 1 · Die Schlange 14

Kapitel 2 · Das Auto 20

Kapitel 3 · Von dreizehn bis achtzehn 26

Kapitel 4 · Der Besucherraum 31

Kapitel 5 · Die Schuldunfähigkeit 36

Kapitel 6 · Das Brachland 39

Kapitel 7 · Der Körper 44

Kapitel 8 · Laura 49

Teil II · DER GLANZ 53

Kapitel 9 · Das erste Aufleuchten 54

Kapitel 10 · Das Sofa 59

Kapitel 11 · Gehen und zurückkommen 64

Kapitel 12 · Rocíos Haus 68

Kapitel 13 · Das Apartment 74

Kapitel 14 · Das Handwerk des Lesens 79

Kapitel 15 · Die ältere Frau 84

Kapitel 16 · Das Muster 89

Teil III · MARTA 94

Kapitel 17 · Marta 95

Kapitel 18 · Die Kunstschule 101

Kapitel 19 · Das Motorrad 106

Kapitel 20 · Zwei Notaufnahmen 111

Kapitel 21 · Die Dreierbeziehung 116

Kapitel 22 · Der Kanal 122

Kapitel 23 · Der Ort des Vaters 127

Kapitel 24 · Die Sprechstunde 131

Kapitel 25 · Ein Sonntag im Winter 136

Kapitel 26 · Das Raumschiff 140

Teil IV · DER NAME 145

Kapitel 27 · Die erste Station 146

Kapitel 28 · Der Name 151

Kapitel 29 · Das Erbe 156

Kapitel 30 · Gut und stark 161

Kapitel 31 · Alles umdrehen 166

Kapitel 32 · Die Ärztin 172

Kapitel 33 · Der Messias 178

Kapitel 34 · Der sechsundzwanzigste Stock 187

Kapitel 35 · Die Sprachnachrichten 193

Kapitel 36 · Lidias Vergebung 200

Teil V · DER STURZ 205

Kapitel 37 · Die Waffenruhe 206

Kapitel 38 · Die Linie 211

Kapitel 39 · Der Podcast 216

Kapitel 40 · Der Tag, an dem es anfing 221

Kapitel 41 · Die Wohnung 226

Kapitel 42 · Sieben Wörter 231

Kapitel 43 · Das Wohnzimmer 236

Kapitel 44 · Claudia 241

Kapitel 45 · Die Kamera um zwei Uhr nachts 246

Kapitel 46 · Die Trennwand 252

Teil VI · DIE FALSCHE LINIE 258

Kapitel 47 · Der Arzt, der redete 259

Kapitel 48 · Hundertfünfundfünfzig Kilo 263

Kapitel 49 · Die kleine Katze 268

Kapitel 50 · Keine gerade Linie 273

Kapitel 51 · Lidia, noch einmal 278

Kapitel 52 · Das dritte Date 282

Kapitel 53 · Der Brief 288

Kapitel 54 · Die Aufnahme, um die ich bat 294

Kapitel 55 · Die Albträume 300

Kapitel 56 · Die, die geblieben sind 305

Kapitel 57 · Für Claudia 310

Epilog · Die Einnahme der Nacht 314

Prolog · Das Salz

Es gibt Geschmäcker, die früher da sind als der Beipackzettel. Der von Lithium ist metallisch, aber nicht wie eine Gabel: Es ist der Rost einer Münze, die jahrelang vergessen in einer Schublade lag und die jemandem einfällt, dir auf die Zunge zu legen. Als ich mir die erste Tablette in den Mund schob (gerade dreiunddreißig geworden, eine geschlossene Station, ein Fenster zu einem Innenhof, in dem absolut nichts wuchs), habe ich diesen Geschmack nicht entdeckt. Ich habe ihn wiedererkannt. Er kam von viel weiter her. Er kam aus der orangefarbenen Dose, die meine ganze Kindheit lang auf dem Rand der Spüle stand, in der Küche von damals, eingeklemmt zwischen Topfschwamm und Kochsalz.

Mein Vater hat sich mit Lithium umgebracht. Ich war zwanzig.

Ich schreibe es so hin, ohne Polster darunter, weil jede andere Art, es zu sagen, Schminke wäre. Auf dem amtlichen Papier hieß es Suizid durch Lithiumintoxikation. Zwei Wörter aus dem medizinischen Wörterbuch für ein Haus, dem der Boden weggebrochen ist; jemand hat sie geschrieben, die Akte geschlossen und ist essen gegangen. Meine Schwester Sonia hat alles in einer blauen Mappe verwahrt, dieser ganze Sommer da drin, und diese Mappe habe ich einmal aufgemacht. Ich habe sie nie wieder aufgemacht. Ich weiß schon, wie das klingt: Feigheit. Ist es nicht, und ich sage das nicht, um gut dazustehen. Ich brauche einfach kein Papier, das mich daran erinnert. Ich habe es an. Mein Vater hatte dieses Gehirn von mir und diese Krankheit von mir, seit er auf der Welt war, mit ihrem Fachnamen und ihrer Diagnose auf dem Tisch; was er nicht hatte, war jemanden neben sich, der ihm die Behandlung hielt, und den Kopf, in den Zeiten, in denen der Kopf auf eigene Faust spazieren ging. Und am Ende hat er die Tablette, die da war, um ihn am Leben zu halten, für das andere benutzt, das dieselbe Tablette auch kann, wenn der, der sie in der Hand hält, allein ist und kaputt.

Dreizehn Jahre nach jenem Sommer lag ich in dem Bett. Geliehener Kittel, ein Plastikarmband am Handgelenk mit meinem aufgedruckten Namen (die fei-

ne Art, dir zu sagen, dass du da drin ein Stück Gepäck mit Etikett bist), und vor mir eine kleine Psychiaterin mit kurzen Haaren, die mir ohne jede Feierlichkeit erklärte, das Ganze sei nicht für ein paar Monate, sondern für immer. Ich erzählte ihr von meinem Vater, der mit einer Überdosis von genau diesem Zeug gegangen war. Ich überraschte sie nicht: Sie hatte es vor sich, in meiner Akte. Sie verschrieb es mir trotzdem, weil die einzige mögliche Alternative war, es mir nicht zu verschreiben. Und da war das Gespräch zu Ende. Ich spiele Schach, seit ich klein bin, und ich erkenne diese Stellungen sofort, in denen es egal ist, was du ziehst. Ich fragte nach der Frist, mehr um überhaupt etwas zu fragen. Die Frist war die: immer. Typ eins legt man nicht ab. Man trägt ihn.

Ich habe sie noch am selben Nachmittag genommen. Und mit der alten Münze, die sich im Mund auflöste, kam alles andere im Block, wie es jedes Mal kommt und wie es kommen wird, solange mir eine Zunge bleibt: mein Vater, die Spüle, die orangefarbene Dose, jene Küche, die blaue Mappe, die ich nicht aufmache.

Das ist jetzt über sieben Jahre her. Rechne es aus, wenn du willst: Es sind mehr als zweitausendsiebenhundert Tage, und es hat keinen einzigen gegeben, an dem ich das Salz nicht zweimal geschluckt hätte, beim Aufstehen und vor dem Schlafengehen. Macht über fünftausendmal meinen Vater im Mund. Aber es gibt einen Teil davon, den ich deutlich schlechter vertrage als den Geschmack, und ich erzähle ihn hier, weil er dieses Haus besser erklärt als alles andere, was ich erzählen kann. Morgens nehme ich anderthalb Tabletten. Das heißt, alle paar Tage muss ich eine Tablette in zwei Hälften brechen. Und allein bringe ich das nicht fertig. Jedes Mal, wenn es so weit ist, rufe ich meine Mutter an, damit sie kommt und neben mir bleibt, und wir machen es zu zweit, stehend in der Küche, fast ohne zu reden. Ich nenne es das Ritual. Denn genau die Tablette in der Mitte durchzubrechen, mit der mein Vater sich aus dem Weg geräumt hat, ist kein Medikamenteneinnehmen: Es ist, mit den Händen seine Bewegung zu wiederholen. Und diese Bewegung schaffe ich nicht, wenn niemand danebensteht.

Und dasselbe Salz ist zugleich das Einzige, was mich auf den Beinen hält. Deshalb steht auf jedem Laborbefund von mir eine Zeile, auf der Lithium im Blut steht, eins Komma eins null, und diese Zahl bedeutet zwei Dinge auf einmal: dass ich behandelt bin, und wie viel Abstand genau zwischen meinem Vater und mir liegt.

Das geht nicht weg. Das Lithium nimmt mir die Krankheit nicht ab, es hält sie zurück, und das ist nicht dasselbe. Es ist ein Damm. Und hinter einem Damm verschwindet das Wasser nicht: Es ist weiter da, es steigt mit derselben Geduld wie immer und wartet auf den Tag, an dem jemand bei den Schleusen nicht aufpasst. Deshalb ist das, was die meisten von uns umgelegt hat, nicht die Krankheit von vorn: Es ist ein vernünftiger, besonnener, fast selbstverständlicher Gedanke, der einem an einem guten Morgen kommt, nämlich der, dass man das alles nicht mehr braucht. Es geht einem gut, ja. Und es geht einem genau deswegen gut. Mein Vater hat die Schleusen auf einen Schlag geöffnet: dasselbe Gehirn, das ich habe, dieselbe Schachtel in derselben Schublade, und eines Nachts hat er entschieden, bis hierher und nicht weiter, und hat in einem Zug alle Schlucke getrunken, die noch vor ihm lagen.

Und jetzt das von heute, damit man ab dieser ersten Seite versteht, worum es auf den nächsten geht. Heute ist ein guter Tag. Ich habe die anderthalb Tabletten mit einem Kaffee genommen, im Stehen am Fenster, mit Blick auf den Berg, den man von hier aus sieht, und am späten Vormittag gehe ich runter und trinke noch einen Kaffee mit Laia, der Frau, mit der ich seit einem Jahr zusammen bin und die die Hälfte der Nächte in dieser Wohnung schläft. Ich habe einen Job, von dem ich krankgeschrieben bin, meine Mutter zehn Minuten zu Fuß entfernt, eine Schwester, die mir zwei Gläser Wasser auf den Tisch stellt, wenn ich zum Essen komme, und eine Katze. Ich bin von allem weg, was mich weggenommen hat, in dieser Reihenfolge und ohne jede gerade Linie: zuerst die Joints, dann der Tabak, dann der Alkohol. Ich bin einundvierzig, und seit ich dreiunddreißig bin, habe ich auch den Namen für das, was ich habe. Das ist die ganze Inventarliste. Viel ist es nicht, und es ist das Meiste, was ich je hatte.

Über all dem hängt etwas, das ich nicht schönreden werde: der Antrag auf eine lange Einweisung, eine von denen über ein Jahr, unterschrieben von Leuten, die vor zwei Jahren entschieden haben, dass ich etwas anderes bin als das, was ich bin. Wenn diese Einweisung kommt, trennt sie mich vom Kaffee, vom Fenster, von Laia und von der Katze. Also schreibe ich das hier nicht aus Nostalgie, was das Erste ist, was man denkt, und das Falscheste, was man denken kann. Von dem, was auf diesen Seiten vorkommt, vermisse ich nichts. Ich schreibe es, weil es die einzige Möglichkeit ist, die ich habe, zu erklären, was mit mir passiert ist, und weil das von heute das Einzige ist, was ich nicht zu verlieren bereit bin.

Was danach kommt, hat mich sieben Jahre gekostet, bis ich es aufschreiben konnte. Und es ist nicht aus dem Gedächtnis geholt: Es ist gegen das Gedächtnis geholt, mit dem Archiv offen daneben, denn von den Jahren, die hier auftauchen werden, bewahrt mein Kopf ein Chaos auf, dem ich nicht traue. Es fängt einiges früher an als die Tablette. Es fängt in einer Schlange an, vor einem Gefängnistor, mit meiner Mutter schwanger mit meiner Schwester.

Teil I · DAS ERBE

Kapitel 1 · Die Schlange

Meine Mutter hat zweimal in derselben Schlange gestanden, mit fünfundzwanzig Jahren Abstand, und beide Male, um denselben Mann zu sehen. Ich fange mit der ersten an, weil sie die zweite erklärt, und weil sie von beiden die einzige ist, die ich nicht gesehen habe: Ich war noch nicht geboren. Was ich von ihr weiß, weiß ich von meiner Mutter, die es auf ihre Art aufgeschrieben und mir auf ihre Art erzählt hat, und die zwei Fassungen stimmen in dem überein, worauf es ankommt.

Es war ein Staubweg, ungeteert, der vom Dorf zum Gefängnis führte, und meine Mutter ging ihn einmal die Woche zu Fuß, mit einer Tasche in jeder Hand (saubere Wäsche, Essen) und einem Bauch im fünften Monat, der wuchs und wuchs. Eines Tages fiel sie hin und kam nicht mehr hoch und blieb da liegen, auf dem Boden, weinend vor nackter Angst, dem Mädchen könnte etwas passiert sein, bis ein Junge, der auf dem Fahrrad vorbeikam, abstieg und ihr aufhalf. Dann die Schlange am Tor, mit den anderen. Um sie herum lauter Frauen mit Kindern am Rockzipfel, und sie fragte sich, was sie da eigentlich zu suchen hatte, wann sie so tief gesunken war, sie, die mit einem fertigen Studium ein Meer überquert hatte. Und in dieser Schlange, mit dem Mädchen im Bauch, hat sie sich einen Schwur geleistet: dass ihre Tochter nie ein Gefängnis betreten würde, um ihren Vater hinter Gittern zu sehen. Danach der Sprechraum, das schmutzige Glas, der Hörer, die Qual, den eigenen Mann vor sich zu haben und ihm nicht einmal die Hände streifen zu können. Und der Rückweg über den Staubweg, weinend. Jede Woche. So hat sie es sich geschworen.

Um zu verstehen, wie man in dieser Schlange landet, muss man zurückgehen, und ganz am Anfang steht ein Taxi. Meine Mutter ist Italienerin. Sie ist in Cagliari geboren, einer Hafenstadt auf Sardinien, und ihr Elternhaus war sizilianisch: Ihre Eltern waren aus Sizilien weggegangen, verscheucht vom Hunger und von den Schulden, und waren auf der Insel gelandet, mit nichts in den Händen, um in einem gemieteten Zimmer in der Wohnung einer fremden Familie zu schlafen. Da haben sie sie bekommen. Und als der Vater nicht mehr da war,

zog meine Großmutter die Stiefel ihres Mannes an und nahm seinen Platz auf dem Großmarkt ein: Sie ging um drei Uhr morgens zu Fuß quer durch die Stadt, allein, im Dunkeln, ob es regnete oder fror, um rechtzeitig zum Abladen der Obstkisten da zu sein. Mit dieser Frau vor Augen ist meine Mutter groß geworden, und mit dieser Frau vor Augen hat sie getan, was niemand aus ihrem Blut getan hatte: eine Universität betreten. Und zwar gegen den Strom, im Streit mit der eigenen Mutter, die dabei blieb, Studieren sei Zeitverschwendung, wo eine Frau am Ende ohnehin heirate. Sie schloss Spanische Sprache und Literatur in den vorgeschriebenen vier Jahren ab, ohne eine einzige Prüfung zu wiederholen. Es fehlte die Doktorarbeit, und ihr Betreuer legte ihr ein Thema vor, das ihr wie ein Geschenk vorkam: Federico García Lorca als Leiter von La Barraca, dem Wandertheater, das auf einen Lastwagen stieg, um die Klassiker in die Dörfer Spaniens zu bringen. In Italien gab es dazu kein Material. Die Zeitungen, die sie brauchte, die von vor dem Krieg, lagen hier. Also überquerte sie ein Meer hinter einem ermordeten Dichter und ein paar Zeitungsarchiven her, mit dreiundzwanzig und mit allem bestanden außer diesem einen Ding, und deswegen war sie da an dem Tag, an dem sie in jenes Taxi stieg. Das Spanische war ihr unterwegs ins Blut gegangen, und das Italienische ist ihr nie abhandengekommen: Vierzig Jahre später schleppt sie den Akzent immer noch mit sich, und wenn sie wütend wird oder wenn sie betet, kommt die Sprache ihrer Mutter heraus, die Sprache, in der ich zählen gelernt habe. Vor dem Terminal stand eine Reihe von Taxis, und das, das an der Reihe war, war nicht das meines Vaters, der dahinter stand: Das vordere drehte sich, warum auch immer (erklären konnte es nie jemand), zu dem Wagen hinter sich um und überließ ihm den Fahrgast. Sie stieg in dieses ein. Ich komme also, ganz wörtlich, daher: von einem Taxifahrer, der beschließt, eine Fahrt nicht anzunehmen. Wenn dieser Mann den Kopf nicht dreht, bin ich nicht hier.

Am Steuer saß ein dunkler Mann mit einer großen Nase und einer Narbe neben dem Auge, über dreißig schon, von oben bis unten schwarz gekleidet wie der Wagen selbst. Wie ein Bestatter, sagt sie, und sie sagt auch, deutlicher hätten die Zeichen nicht sein können und sie hätte sie lesen müssen. Aber der Mann machte den Mund auf und machte ihn bis zur Pension nicht mehr zu. Er holte ihr den Koffer aus dem Kofferraum, trug ihn ihr aufs Zimmer (etwas, das er, wie er ihr viel später zugab, für niemanden im Leben getan hatte) und schlug ihr bei der Gelegenheit vor, noch am selben Abend auszugehen, essen und eine Runde durch die Stadt. Sie kann bis heute nicht erklären, warum sie zu einem

Fremden, elf Jahre älter, Ja gesagt hat. Sie sagte Ja. Zwei Stunden später stand er unten an der Haustür, mit Anzug und Krawatte. Die einzige pünktliche Verabredung ihres ganzen gemeinsamen Lebens. Er führte sie zum Essen aus und zum Tanzen und setzte sie im Morgengrauen wieder an der Pension ab. Und so vierzehn Tage lang, bis zu einem Kuss auf einer Anhöhe, von der aus man die ganze Stadt sah, mit den Lichtern, die darunter zitterten. Und daher habe ich das Werkzeug dieses Hauses: das Mundwerk. Meinem Vater reichte es zu reden. Mir mein Leben lang auch.

Die Zeichen waren da, und nicht im Kleingedruckten. Nur konnte sie diese Sprache nicht lesen, und heute bekommt sie eine Gänsehaut, wenn sie das durchgeht. Dieser Mann schlief kaum und lief mit einer anderen Geschwindigkeit als der Rest der Welt: ein Job am Tag, einer in der Nacht, der Mund ohne Pause, der Kopf voller gigantischer Pläne, die sieben Tage später schon andere waren, und darüber eine Intensität, von der einem schwindelig wurde und die, jetzt, wo sie weiß, was es war, auch ein bisschen Angst machte. Aus Cagliari rochen ihre Mutter und ihre Schwester es, ohne es benennen zu können, und das gab einer Ablehnung, die ab Werk schon da war, noch mehr Gift mit: Wenn der Taxifahrer auf die Idee käme, dort aufzutauchen, würden sie ihn die Treppe hinunterbefördern. Sie übersetzte alles verkehrt herum. Das Symptom klang für sie nach Leidenschaft. Ein hochgedrehter Kopf kam ihr vor wie ein Mann mit Lust am Leben. Und am Ende tat sie, was ein Mädchen Anfang zwanzig tut, das bis über beide Ohren verliebt ist und die Familie gegen sich hat: Sie machte ihren Abschluss, kaufte ein Ticket ohne Rückfahrt, legte einen Abschiedsbrief auf den Tisch und ging an einem Morgen aus dem Haus, an dem niemand da war, mit dem Koffer, der seit Wochen unter dem Bett wartete. In Barcelona wartete mein Vater mit einer Orchidee in den Händen.

Und jetzt kommt die Szene, die für mich der Schlüssel zu dieser ganzen Geschichte ist, auch wenn sie ihr damals wie eine Formalität vorkam. Wenige Tage vor der Hochzeit nahmen er und seine Schwester sie mit in eine psychiatrische Praxis, ohne ihr unterwegs groß etwas zu erklären. Sie wollten es ihr vor dem Ja sagen. Mein Vater hatte Depressionen. Es gab ein Medikament, und mit dem Medikament war sein Leben ein ganz normales Leben; der Ärger fing an, wenn er es absetzte, und er setzte es alle naselang ab, was sie in kürzester Zeit selbst erleben sollte. Sie ging da untergehakt und beruhigt wieder hinaus, sicher, dass das den beiden nichts anhaben könne, weil sie das Alter hatte, das sie hatte, und diesen Satz vom Anfang bis zum Ende glaubte, dass Liebe alles richtet. Sie hei-

rateten um fünf Uhr nachmittags, wie die Stierkämpfe, und in den Flitterwochen setzte er ihr die Seite des geliehenen Wagens an einer Ampel am Stadtrand gegen einen Lastwagen. Der erste von sehr vielen.

Man hatte ihr die Hälfte gesagt. Und es war keine Lüge, wohlgemerkt: Es war die untere Hälfte. Depressionen hieß damals der Teil dieser Krankheit, der dem wehtut, der sie hat, der sichtbare, der einen Mann in die Sprechstunde bringt. Die andere Hälfte, die obere, hat ihr in dieser Praxis niemand genannt, weil die obere Hälfte nicht nach Krankheit aussah: Sie sah aus wie er. Ein Mann, der nicht schläft, der ohne Pause redet, der Pläne macht, der zwei Schichten arbeitet, der eine Italienerin während einer Taxifahrt verliebt macht, das ist von außen gesehen kein Symptom. Das ist ein Charakter, und noch dazu ein großartiger. Das ist die Falle der Krankheit, die mein Vater hatte und die ich habe: Es sind zwei Pole, und von den beiden tut dem Kranken nur einer weh. Der andere tut den anderen weh, und später, wenn die schlaflosen Nächte, die Pläne, das Geld, die Unfälle, das Verschwinden längst ihre Rechnung gestellt haben. Ein Arzt gibt dem einen Namen, was er in der Sprechstunde sieht, und in der Sprechstunde war mein Vater unten. Das Obere sah meine Mutter, allein, zu Hause, ohne Arzt und ohne Wort.

Und was eine Familie mit einer Krankheit macht, die keinen Namen hat, ist: Sie gibt ihr einen moralischen. Lügner. Egoist. Verantwortungslos. Verrückt, im schlimmsten Fall, und verrückt erklärt gar nichts: Es ist die Art, wie die Sprache aufgibt. Meine Mutter hat dreißig Jahre lang versucht, den Mann von dem zu trennen, was der Mann hatte, und sie hat es mit leeren Händen versucht, denn das einzige Werkzeug, das dafür taugt, ist das genaue Wort, und das hat ihr niemand gegeben. Mir hat man es mit dreiunddreißig gegeben, auf einer geschlossenen Station, und ein Geschenk war es auch nicht. Aber immerhin hat man es mir ganz gegeben.

Bis er eines Nachts nicht nach Hause kam. Sie verbrachte sie ganz am Fenster, horchte bei jedem Wagen, der die Straße heraufkam, auf den Motor, die Angst am Hals festgekrallt, ihm könnte irgendetwas zugestoßen sein. Kaum war es hell, rief sie ihre Schwägerin an, um sich Rat zu holen, und was sie am anderen Ende hörte, war eine völlig ruhige Stimme, die ihr sagte, sie solle sich nicht so anstellen, verschwinden sei er schon öfter, das sei die Krankheit. Am zweiten Tag stand mein Vater mit einer Platzwunde an der Stirn vor der Tür und einem Unfall im Mund, und deswegen habe er nicht Bescheid geben können. Sie kaufte es ihm ab. Es dauerte Jahre, bis sie erfuhr, was wirklich passiert

war, denn es hat ihr er selbst erzählt: Er hatte es nicht über sich gebracht zurückzukommen und sich vor sie hinzustellen, und die Platzwunde hatte er sich selbst beigebracht. Das war keine inszenierte Szene. Das war ein kranker Kopf, der, sobald die Krise drückte, sich lieber wehtat, als sich hinzusetzen und dem Leben, das er hatte, ins Gesicht zu sehen. Und das hat sich oft wiederholt, mit den unterschiedlichsten Ausreden: der Nachmittag, an dem er seine Mutter und meine auf einer Terrasse sitzen ließ, mit einem „bin gleich wieder da“, und sie mit dem Taxi nach Hause mussten, oder der Tag, an dem es in der Schule, in der sie unterrichtete, eine Bombendrohung gab, das Gebäude geräumt wurde und meine Mutter ihn auf der Straße stehen sah, wartend. Er nahm sie mit zum Frühstück und erklärte ihr mit dem ganzen Stolz der Welt, den Anruf habe er gemacht: ihretwegen, um ihr ein Stück von diesem Vormittag zu stehlen.

„Du bist verrückt“, sagte sie.

Er fand das lustig und ließ es auf sich beruhen, als hätte es nicht die geringste Bedeutung. Und da steckt die ganze Geschichte drin: Sie lässt das Wort fallen, ohne zu merken, dass sie es ernst meint, und er lacht, weil er es auch nicht merkt.

Er hängte das Taxi an den Nagel und machte eine Goldschmiedewerkstatt auf, das war sein Beruf davor gewesen, und er erzählte meiner Mutter, ein Freund werde ihm das Gold für den Anfang vorstrecken. Werkstatt am Tag, Lenkrad in der Nacht. Bis eines Nachts, die beiden lagen schon im Bett und meine Mutter war im fünften Monat mit meiner Schwester Sonia, jemand anfing, gegen die Tür zu hämmern. Aufmachen, Polizei. Mein Vater stand auf, machte auf, und sie nahmen ihn mit, ohne irgendjemandem irgendetwas zu erklären. Ein paar Stunden später kamen sie mit ihm zurück, gingen schnurstracks ins Schlafzimmer, öffneten den Schrank und holten eine Tasche voller Schmuck heraus. Es hat nie einen Freund mit Gold gegeben: Mein Vater kaufte das Material bei denen, die es klauten, schmolz es ein und machte daraus die Aufträge, und die Diebe hatten ihn beim ersten Mal auffliegen lassen. Hehlerei, und nicht nur aus einer Quelle. Meine Mutter fand einen ehrlichen und billigen Anwalt, der Haftverschonung gegen Kaution beantragte und abgewiesen wurde und der es später erreichte, dass der Richter sie empfing, für den Fall, dass sie ihn weich bekäme. Weder die Tränen noch der Bauch rührten ihn.

„Gnädige Frau, vergessen Sie Ihren Mann, denn er wird zu mehr als zehn Jahren Haft verurteilt.“

Aus diesem Büro kam sie heraus mit der Seele am Boden, und danach kamen der Staubweg, eine Tasche in jeder Hand und die Schlange mit den anderen Frauen. Monatelang so. Um die Kaution zusammenzubekommen, verkaufte sie den Wagen mitsamt der Taxilizenz, und der Anruf mit der guten Antwort kam eine Woche vor dem Termin. Sie stellte sich ans Tor und wartete und sah meinen Vater inmitten einer Gruppe von Häftlingen herauskommen, die man in jenen Tagen aus einem anderen Grund freiließ, wegen politischer Dinge. Der Albtraum wurde geparkt, und meine Schwester kam zur Welt. Danach kämen noch mehr Verschwinden, mehr Ausreden, ein weiteres Gefängnis und eine Verurteilung in Abwesenheit, die ihn jahrelang mit falschen Papieren ins Land und wieder heraus brachte, und von alldem rede ich, wenn es so weit ist. Worauf es hier ankommt, ist der Schwur. Fünfundzwanzig Jahre später, vor dem Tor eines anderen Gefängnisses, um denselben Mann zu sehen, stand meine Mutter wieder in dieser Schlange. Mit ihrer Tochter neben sich. Und mit einem sechzehnjährigen Sohn dahinter, und das war ich.

Kapitel 2 · Das Auto

Das Nachtsichtgerät hat mein Vater mir an einem Strand in die Hände gedrückt, nachts, mit der Geste, mit der ein anderer Vater seinem Sohn sonntags das Fernglas reicht, um Flugzeuge zu gucken. Ich war vielleicht elf, höchstens zwölf. Ich schaute durch. Im Gerät war alles grün und körnig, und in diesem Grün war ein Boot, und Männer, die bis zu den Knien im Wasser standen, und Pakete, die von Händen zu Händen weitergingen, bis sie am Sand ankamen. Kein Wort der Erklärung. Es brauchte auch keine. In dieser Nacht fiel die Maske ganz, und ich knüpfte zu Ende, was ich längst halb verknüpft hatte.

Denn in dieses Auto bin ich mit acht Jahren gestiegen. Am Anfang fuhr die ganze Familie mit, und für jeden Nachbarn, der uns mit geschlossenem Kofferraum losfahren sah, war das schlicht Urlaub: die Küste, die Inseln, das halbe Europa, hinten ein Kind mit einem Comic und vorn ein Vater am Steuer, der fuhr wie ein Engel. Was unter dem Kind mitreiste, wusste niemand in diesem Auto, und meine Mutter am allerwenigsten. Später trennten sich meine Eltern, und die Fahrten gingen weiter, aber jetzt nur er und ich, und mit Urlaub hatten sie nichts mehr zu tun. Die offizielle Tarnung war, dass er eine Schmuckfirma vertrat. Mir, der viel las, der zu jeder Tageszeit Fernsehen in sich hineinschüttete und deutlich klüger war, als irgendjemandem lieb sein konnte, ging die Rechnung nicht auf: ganze Nächte in den Häusern von Leuten, die wir nicht kannten, marokkanische Familien, sehr eigenartige Typen, Orte, an denen kein Schmuckvertreter der Welt etwas verloren hat. Er ließ mich stundenlang im Auto sitzen, ohne mir zu sagen, warum oder bis wann, genau so, wie er meine Mutter auf jener Terrasse hatte sitzen lassen. Und ich wartete. Ein Kind weiß nicht, dass sein Zuhause ein seltsames Zuhause ist, solange es kein anderes betreten hat, und ich hatte kein anderes zum Betreten.

Mit zwölf oder dreizehn wusste ich ganz genau, worin wir da drinsteckten. Ich sage das, ohne mich hinter der Ausrede des Kindes zu verstecken, das nichts mitkriegt: Ich kriegte es mit. Niemand hat es mir erzählt, es gab kein Gespräch von Vater zu Sohn, niemand hat sich mit mir hingesetzt und es mir er-

klärt. Ich habe es mir selbst zusammengesetzt, Stück für Stück. Die Gesichter, die auftauchten, die Dörfer, die Uhrzeiten, ein Geld, das sich materialisierte und wieder verflüchtigte wie in einem Zaubertrick von einem schlechten Zauberer. Und dann tat ich, was ein aufgewecktes Kind tut, das allein ist: viel gucken, nichts fragen und Schlüsse ziehen. Daraus entstand meine erste Vorstellung davon, was Autorität ist, und die hat er mir gegeben, ohne es zu wollen: dass sie dich in Uniform zu Hause abholen kommen können, dass Angst vor der Polizei keine Paranoia von mir war, sondern eine Angst mit Grundlage, und dass die Leute, die da sind, um dich zu beschützen, dich zum Mitwisser in Sachen machen können, von denen ein Kind nicht einmal wissen sollte, dass es sie gibt.

Und trotz alldem, und ich schreibe es, weil es die Wahrheit ist und weil es sonst aussieht, als wäre ich aus der Kanalisation gekrochen, war meine Kindheit glücklich. Glücklich und ziemlich gewöhnlich. Ein Zuhause mit festen Zeiten, mit seinen Familienreisen, und eine Mutter, die sich um mich gekümmert und die jahrelang die Schutzmauer gemacht hat: Wenn ich so lange gebraucht habe, um vom wahren Beruf meines Vaters zu erfahren, dann deshalb, weil sie sich mit Haut und Haaren darangesetzt hat, dass ich es nicht erfahre. Es gab Streit, von der Sorte, die man aus dem Kinderzimmer bei geschlossener Tür vollständig hört, und ich verstand nicht, was da vor sich ging, aus einem Grund, der mir heute offensichtlich ist: Mir fehlte der Vergleichswert. Bis ich zehn war, war ich ein normales, geliebtes Kind. Aus einem Zuhause bin ich gekommen. Was danach kam, passierte jemandem, der von irgendwoher kam.

Von diesem ganzen Irrsinn war das Beste die Häuser. Diese marokkanischen Familien, in Vierteln am Rand von Städten, deren Namen ich nicht einmal aussprechen konnte, haben uns an ihren Tisch geholt, als trügen wir ihren Nachnamen, jedes Mal, ohne eine einzige Ausnahme, die mir hängen geblieben wäre. Sie gaben uns zu essen, holten den Tee, machten Platz für zwei Spanier, die nachts und wegen einer wenig vorzeigbaren Sache hereinschneiten. Ich war ein Kind, aber ich sah vollkommen klar, was ich da vor mir hatte: Leute, die uns rein gar nichts schuldeten und das Wenige teilten, das sie hatten. Und das hat mich geimpft, und ich benutze das Wort mit Absicht. Wenn du in der Küche einer von den Familien gegessen hast, die in den Nachrichten immer im Kapitel Probleme vorkommen, geht dir die Schlagzeile nirgendwo mehr rein.

Meinen Vater, mit alldem auf dem Rücken, sah ich nicht als krank. Ich sah ihn auch nicht als einen Mann, der eine Regel nach der anderen brach, und nicht als den, der den Kofferraum voller Drogen und seinen Sohn auf dem Beifahrer-

sitz hatte. Ich sah einen Helden. Den, der mich aus der Schule abholte, in der sie mir das Leben zur Hölle machten, den, der eine ganze Nacht am Steuer durchhielt, den, der an Türen klopfte, die sich ihm in fremden Häusern öffneten. Er hatte die Krankheit, die mir Jahre später das Leben zertrümmern würde, mit Diagnose und allem, und er nahm seine Medikamente nach eigenem Gutdünken, was die elegante Art ist, phasenweise zu sagen: Er setzte sie ab, kam zurück, setzte sie wieder ab, wie einer, der eine Pflanze gießt, wenn es ihm gerade einfällt. Und mit dem Haschisch hatte er sich sein eigenes System gebaut, um zu finanzieren, was die Phasen oben verschlangen, und um das Blei der Phasen unten auszuhalten. Am Steuer war er ein Phänomen, und auf der Straße war er katastrophal, beides gleichzeitig, ohne dass ihm das widersprüchlich vorgekommen wäre: Er pfiff auf Verkehrsschilder genau so wie auf die Regeln des Zusammenlebens und das ganze Strafgesetzbuch, und er pfiff darauf genau wegen dem, was er hatte. Deshalb passte ihm in den Jahren, die er im Ausland war, jene Rolle als Fahrer einer Bande, die Banken überfiel, der, der mit laufendem Motor wartet, während drinnen passiert, was passiert, wie ein maßgeschneiderter Handschuh. Alles, was er in diesem Leben getan hat, hat er mit einem Auto unter sich getan.

Und woher es kam, wenn wir schon dabei sind, denn psychische Krankheit gab es in meiner Familie immer. Papiere, die es belegen, keine. Damit etwas aufgeschrieben wird, braucht man erst einmal die Wörter, und die Herreras waren, was Wörter für das wirklich Wichtige angeht, ihr Leben lang im Minus. Mein Großvater väterlicherseits wurde in einem dieser Dörfer im Süden geboren, in denen es nichts gibt außer dem Dorf, und dort sagte man über ihn, er sei ein Mann der Gegensätze, was die höfliche und ländliche Art war, das zu sagen, was ich heute mit zwei Kürzeln und einem Handbuch unter dem Arm abhandle. Zeiten mit einer Energie und einer guten Laune, die die ganze Familie mitrissen; und danach, ohne Vorwarnung und ohne dass etwas passiert wäre, wochenlang eingeschlossen im Zimmer, ohne herauszukommen, ohne zu reden, ohne jemanden sehen zu wollen. In den Dörfern von damals war das keine Diagnose. Das war ein Charakter. Er ist eben so, sagten sie. Und los, es muss gemäht werden.

Über diesen Mann ist die Geschichte zweimal hinweggegangen, und noch war niemand auf den Gedanken gekommen, ihn zu fragen, wie er damit zurechtkam. Als junger Mann holten sie ihn in einen Krieg nach Afrika, in die Etappe, Kisten schleppen und Buch führen über das, was andere fürs gegensei-

tige Umbringen verbrauchten, und darüber hat er sein Leben lang kein Wort verloren. Dann kam der hier. Er hatte einen Bruder, der links stand, und in dem Sommer, in dem alles losging, holten sie ihn aus dem Dorf, und er kam nicht wieder. Diesen Bruder hat es gegeben, er war mein Blut, und seinen Namen kenne ich. Auf meinen Großvater zeigten sie aus demselben Grund, also ging er zu Fuß über die Berge in die andere Zone, und meine Großmutter blieb in dieser hier, drei Jahre lang mit den Händen in den Wunden der Jungen, die von der Front herunterkamen, und zwar auf der Seite, die am Ende gewann. Und genau das hat ihm die Haut gerettet, als abgerechnet wurde: Der Anstand meiner Großmutter war sein Passierschein. Andere Familien haben eine Besitzurkunde und ein Stück Land hinter sich. Meine hat das. Danach gaben sie ihm seine Stelle zurück, er landete bei der Eisenbahn, zog mit den Seinen von einem Ort zum nächsten, bis er in Barcelona hängen blieb, und als alter Mann war er ein herzensguter Großvater, der sich an den Herd stellte, um seinen Enkeln das Abendessen zu machen. Und er war, je nach Tag, auch ein Mann mit Kanten, einer von denen, deren Laune wir zu Hause am Geräusch der Schlüssel im Schloss erkannten. Beides war wahr, und keines von beiden war böse Absicht: Es waren die Gegensätze von je, plus zwei Kriege und ein Bruder, der nicht wiederkam und den ihm niemand tragen half. Mit so einem Rucksack soll mir mal einer sagen, wer da heil herauskommt.

Mein Vater wurde geboren, als die Waffen längst schwiegen, buchstäblich ein Kind des Friedens, und er brachte die Gegensätze des Großvaters mit, lauter gedreht. Und ich brachte die meines Vaters mit, noch einmal lauter gedreht. Ein Echo, das nicht leiser wird, sondern bei jedem Aufprall lauter klingt.

Hier muss ich die Handbremse ziehen, denn ich habe das jahrelang erzählt, gestützt auf ein Wort, Epigenetik, und ich stand damit sehr gut da: Das Trauma des Großvaters hatte die Gene angefasst, die er meinem Vater übergab, und das Trauma meines Vaters die, die er mir übergab. Ich habe es nachgeprüft, bevor ich es aufschreibe, und es stellt sich heraus, dass es so nicht hält. Lieber verzichte ich auf eine wunderschöne Metapher, als eine falsche Angabe hineinzuschreiben, und wunderschön war die Metapher. Was dagegen felsenfest steht, ist, dass diese Krankheit zu den erblichsten in der ganzen Psychiatrie gehört: Die Zwillingsstudien, die saubere Art, das zu trennen, was aus dem Blut kommt, von dem, was aus dem Zuhause kommt, schreiben den Genen den größten Teil des Risikos zu, und das ist klassische Genetik, die von immer. Das Kind eines Vaters mit dem hier hat deutlich mehr Lose in der Trommel als der

Nachbar gegenüber, und trotzdem ist das Wahrscheinlichste weiterhin, dass es ihn nicht trifft, denn es gibt nicht ein Gen, es gibt Hunderte, jedes mit seinem Sandkorn, und es müssen viele zusammenkommen. Bei mir sind viele zusammengekommen. Das andere, was feststeht, ist, dass das Trauma sehr wohl von einer Generation zur nächsten reist, davon handelt dieses ganze Kapitel, aber auf den Wegen, die man zeigen kann: wie die Luft in einem Haus ist, wie du erzogen wirst, was du vom Zusehen lernst, der Stress einer schwangeren Mutter und, über allem, die Erzählung, das, was eine Familie laut ausspricht, und das, was sie beschließt nicht zu erzählen.

Was beim Menschen nicht bewiesen ist, ist der andere Teil: dass eine Erfahrung eine chemische Markierung in den Zellen hinterlässt, aus denen die Kinder gemacht werden, und dass diese Markierung bis zu den Enkeln treibt wie eine Flaschenpost. Die Idee ist da, es wird daran geforscht, in einem Interview macht sie sich hervorragend, aber beim Menschen ist die Evidenz dünn und heiß umstritten, und außerdem gibt es ein biologisches Grundproblem: Diese Markierungen werden in zwei Durchgängen fast vollständig gelöscht, einmal, wenn diese Zellen entstehen, und einmal direkt nach der Befruchtung. Also sage ich es so, wie man es sagen kann, ohne zu lügen: Von meinem Vater habe ich Gene geerbt, die schon ab Werk geladen waren, und ich habe außerdem sein Haus geerbt, seine Angst, seine Art, sich in der Welt hinzustellen, und eine Familiengeschichte, die nie laut erzählt wurde. Damit ist die Kette mehr als erklärt. Ich brauche kein einziges Molekül.

Und wenn die Kette bei jedem Sprung lauter klingt, dann aus einem sehr konkreten Grund: Mein Großvater hat nie einen Namen für sein Ding bekommen, und mein Vater hatte einen, aber ihm fehlte das, was die eigentliche Arbeit macht, nämlich das Netz. Beständigkeit, Kontrollen, Leute drumherum, die wissen, was passiert, wenn einer das Lithium absetzt, denn das Lithium allein hält niemanden. Das ist es, was es in dieser Familie nicht gab, und mich hat es vierzig Jahre und fünf stationäre Aufenthalte gekostet, das zu lernen. Meine Schwester Sonia hat vor nicht allzu langer Zeit geschrieben, während sie ein Foto von ihm suchte, um sich an ihn zu erinnern, er sei ein Mann gewesen, der sich selbst verrückt nannte und der gegen diese Verrücktheit kämpfte, ohne zu wissen, dass sie ihm wahrscheinlich seinen größten Charme gab; dass nicht alles schön war, dass es Schmerz gab und viele Ängste, dass aber das Charisma und die Zärtlichkeit die Waage am Ende auf die andere Seite kippten. Von die-

sem Mann komme ich. Und aus einer Familie, die sich seit zwanzig Jahren an ihn erinnert, ohne ein einziges Mal das Wort Monster geschrieben zu haben.

Kapitel 3 · Von dreizehn bis achtzehn

Meine Eltern trennten sich in dem Jahr, in dem ich dreizehn wurde, oder ein paar Monate davor, und in diesem Schuljahr fiel alles auf einmal zusammen, als hätte jemand an der Tischdecke gezogen. Das Haus war belastet, und wir mussten es hergeben für das, was man uns bot; meine Mutter brachte uns in eine Wohnung in einem anderen Ort; ich verließ die Privatschule und landete auf der staatlichen. Ein einziges Jahr für drei Dinge. Sie hatte sich getrennt, weil sie hinter die Sache gekommen war: Sie fand das Haschisch und begriff, womit mein Vater in Wirklichkeit sein Geld verdiente. Und hier ist das, was mir, nach tausendmaligem Hin und Her, immer noch nicht eingeht: Obwohl sie es wusste, ließ sie mich weiter in dieses Auto steigen. Was auf diesen Fahrten geschah, hat sie nie erfahren, das schreibe ich hin und unterschreibe es, wo es sein muss, aber das Geschäft war ihr klar. Und sie ließ mich fahren. Und ich fuhr glücklich, und das ist die Hälfte der Wahrheit, die ich am wenigsten erzählen mag. Diese Fahrten waren der Ausgang aus der Schule, die ich hasste und wo sie mich fertigmachten, und der Ausgang auch aus dem beschissenen Leben, das ich führte. Zwischen dem Haschisch im Kofferraum und der Stunde um acht wählte ich den Kofferraum, ohne nachzudenken.

Die übrigen Stunden verbrachte ich in meinem Zimmer, vor einem Computer. Das Internet von damals hatte kein Gesetz, und wer es betreten hat, weiß, dass ich nicht übertreibe: Textkanäle, Foren, Kabel, die weit entfernte Zimmer verbanden, ohne dass jemand wusste, wer am anderen Ende saß, und ohne dass es irgendjemanden interessiert hätte, das herauszufinden. Der Computer stand in meinem Zimmer. Elterliche Kontrolle, keine. Und dazu die sehr genaue Einsamkeit des dicken Kindes mit einem Vater, der in seinen eigenen Geschäften steckt, und einer Mutter, die sich auf der Arbeit kaputtmacht.

Das kam nicht mit einem Schlag. Am Anfang war es Reden: jemand, der fragt, jemand, der Zeit hat, das Neue daran, dass Erwachsene dir zuhören, wie dir keiner von denen zuhörte, die du in deiner Nähe hattest. Dann kam das Ver-

trauen, das langsam aufgebaut wird und mit Geschenken. Dann die Bitten, gesagt, als wären sie das Normalste der Welt. Und dann der Rest.

Es war nicht einer. Es waren sehr viele, von dreizehn bis achtzehn. Ausgewachsene Männer, die in den schlechten Ecken des Netzes ein dickes Kind ohne irgendjemanden fanden und mit ihm genau das machten, was solche Männer machen. Sie schlugen mich. Sie demütigten mich. Sie fesselten mich. Sie urinierten auf mich und in meinen Mund. Sie erniedrigten mich auf jede Art, auf die man ein Kind erniedrigt, das nicht in der Lage ist, Nein zu sagen, und sie steckten mich in Kinderpornografie, die mir eingebrannt ist, lebenslang. Ich schreibe es einmal so hin und wiederhole es nicht, denn das vollständige Inventar nützt niemandem außer mir. Und es hat nicht von selbst aufgehört: Es ging bis achtzehn weiter und blieb in mir, verwandelt in Gewohnheit, das Cruising, die Treffen mit widerwärtigen Typen und ekelhaften Fantasien; mit achtzehn fing ich an, in Saunen zu gehen, und Jahre später käme der Sex unter Drogen dazu. Zwei Jahrzehnte später, vor einer Psychiaterin, war ich immer noch nicht fähig, all dem seinen Namen zu geben.

Ich hole einen aus dem Haufen heraus, weil sein Abdruck weiter hinten ein eigenes Kapitel hat und ich ihn lieber schon hier hinlege, so wie man ein Seil bereitlegt, bevor man daran zieht. Dieser Mann band mich ans Bett. Er machte mich bewegungsunfähig, er vergewaltigte mich so, ohne dass ich einen Arm rühren konnte, und er machte Fotos. Dreizehn war ich. Die Panik, sich nicht bewegen zu können, ist ein Trauma für sich, und sie kommt vor jedem Gedanken: das Tier im Inneren gibt den Befehl wegzurennen, und der Körper gehorcht nicht. Damit allein wäre es schon mehr als genug. Aber die Fotos legten die andere Hälfte des Schadens obendrauf, denn sie bedeuteten, dass die Sache nicht endete, wenn sie endete: Auf irgendeiner Festplatte irgendwo auf der Welt ist ein gefesseltes Kind, das weiterhin verfügbar ist für den, der zahlt. Heb dir diesen Absatz auf. Weiter hinten, auf diesen selben Seiten, gibt es ein anderes Bett und wieder ein gefesseltes Kind.

Diesmal mit Papieren.

Und als hätte noch etwas gefehlt, war es in genau diesen Jahren mein Vater, der mich in die Prostitution brachte. Das erste Mal, dass ich Sex hatte, war mit einer Prostituierten, und die Idee war seine. Ich habe bis zwanzig weiter Prostitution in Anspruch genommen, und nicht, weil ich sie aus einer Liste von Möglichkeiten ausgewählt hätte: Ich kannte einfach keine andere Sexualität. Etwas Geschäftliches, Abgetrenntes, der Körper als Dienstleistung, die man bucht, mit

ihrem Tarif, ihrer Dauer und ihrer Uhrzeit, zu der Schluss ist. So dass ich, mit den Männern aus dem Computer, die an der einen Seite zogen, und meinem Vater an der anderen, in diesem Alter zwei Dinge über Sex gelernt hatte, und keines von beiden war Sex: dass mein Körper dem gehörte, der die Kraft hatte, ihn zu packen, und dass der von anderen stundenweise zu mieten war.

Was ich sehr wohl benennen konnte, war das Ergebnis: ein früh erwachtes und kaputtes Sexualleben und eine Hypersexualität, der die Psychiatrie später den Zusatz reaktiv geben würde (also der verzweifelte Griff dessen, der versucht, einen Körper zurückzuholen, den man ihm geschändet hat) und die ich zwanzig Jahre lang für meine Art hielt, ohne darauf zu kommen, dass sie der exakte Bauplan dessen war, was man mir mit dreizehn angetan hatte.

Hier kreuzt sich die Sache mit der Krankheit, und es lohnt sich zu bremsen, denn diese Kreuzung ist die ganze These dieses Buches. Ich fange mit dem an, was gut gemessen ist: Unter den Menschen, die das hier am Ende entwickeln, erkranken die, die als Kinder misshandelt oder missbraucht wurden, früher, sie sammeln mehr Episoden, mehr Versuche, sich aus dem Weg zu räumen, mehr Substanzen und einen schlechteren Verlauf als die, die das nicht durchgemacht haben. Und niemand lese es verkehrt herum: Das Trauma stellt die Störung nicht her, die Störung stand in den Genen geschrieben, und das habe ich schon erzählt. Was das frühe Trauma auf einem Gehirn tut, das die Veranlagung ohnehin trägt, ist, die Uhr vorzustellen und alles andere lauter zu drehen. Mit meinem Nachnamen und meinem Großvater hatte ein Kind schon Lose in der Trommel. Mit meinem Nachnamen, meinem Großvater und fünf Jahren von dem da waren es sehr viel mehr Lose, und dazu noch so, dass der Gewinn früh fiel und schlecht fiel.

Und es gibt eine zweite Sache, feiner, die in meiner Umgebung niemand zu lesen wusste. Hypersexualität ist keine Sünde, der man einen modernen Namen gegeben hat: Bei dieser Krankheit ist sie als Symptom katalogisiert, und sie steht unter den Kriterien, die die Handbücher für Manie und Hypomanie verlangen, neben der Schlaflosigkeit und den Größenideen. Sie reißt drei Motoren auf einmal an. Das Verlangen steigt, weil das Belohnungssystem mit einer Drehzahl läuft, die nicht seine ist, und plötzlich glänzt alles. Die Hemmung fällt weg, und das Verbotene macht keine Angst mehr, sondern fängt an zu rufen. Und die Risikorechnung schläft ein, womit die Folgen schlicht nicht in der Bilanz auftauchen. Sie hat außerdem eine Unterschrift, die sie verrät, nämlich dass sie der Stimmung folgt wie der Schatten dem Körper: Oben schießt sie

hoch, und in der Depression erlischt sie bis zur vollkommenen Gleichgültigkeit. Solange die Episode dauert, gibt es keinerlei Scham, es gibt Euphorie; die Scham stellt sich später ein, wenn der Kopf klar zurückkommt und man Handlungen als die eigenen anerkennen muss, die man nicht wiedererkennt. Die Manie deckt keine versteckten Wünsche auf: Sie stellt sie her und verformt sie, so wie sie unmögliche Einkäufe herstellt und Pläne zur Rettung der Welt, auf die niemand käme, sie für die tiefe Wahrheit über irgendjemanden zu halten.

Also gut, und jetzt setz es zusammen: Wenn die Manie mir diesen Motor anriss, fuhr der Motor seit meinem dreizehnten Lebensjahr in einer maßgeschneiderten Spur. Da ist die Mischung, und da ist der Grund, warum sie niemand gesehen hat. Wenn für alle ringsherum das, was ein Mann im Bett tut, daher kommt, wie dieser Mann ist, dann sieht das, was zerbrochen ist, an dem Tag, an dem dieser Mann zerbricht, nicht nach einer Krankheit aus. Es sieht nach seinem Charakter aus. Ich hatte fünfzehn Jahre lang mit meinem Körper das von den dreizehn und das von meinem Vater zugedeckt, und am Ende nannten sie das meine Art zu sein. Ein Symptom ist keine Identität. Der Mensch, der außerhalb der Episode wählt, sorgt und sich in dem wiedererkennt, was er tut, wird nicht widerlegt von dem, was die Manie mit seinem Körper gemacht hat: Er steht für das Seine gerade, aber er definiert sich nicht darüber. Ich habe zwanzig Jahre gebraucht, um diesen Satz schreiben zu können, ohne dass er mir quer stecken bleibt.

Und etwas ist mir von alldem geblieben, und das ist keine Kleinigkeit. Ich beiße mir innen in die Wange. Immer auf derselben Seite, immer an derselben Stelle, bis sie offen liegt. Ich mache das seit ich dreizehn bin. Seit damals. Und es ist nie weggegangen. Die Frauen, mit denen ich gelebt habe, werden es tausendmal bemerkt und nicht weiter beachtet haben, unter anderem, weil ich es auch nicht beachtete: eine Merkwürdigkeit mehr von meinen. Heute weiß ich, wann es auftritt. Es tritt mit den aufdringlichen Gedanken auf. Und es tritt auch in aller Ruhe auf, auf dem Sofa, beim Serienschauen mit Laia, ohne jeden Anlass und ohne dass ich irgendetwas entscheide. Ich merke es, wenn ich es schon eine Weile mache. Was es genau ist, weiß ich immer noch nicht. Ich habe es mir notiert, um meinen Psychiater danach zu fragen: ob es ein Tic ist, ob es eine Art ist, mich von dort zu entfernen, wo ich bin, oder ob es etwas ganz anderes ist. Das Einzige, was mir klar ist, ist, dass ein dreizehnjähriges Kind aus irgendeinem Grund damit angefangen hat und dass dieses Kind es seit achtundzwan-

zig Jahren in einem einundvierzigjährigen Mann tut, der nicht mehr weiß, welcher Grund das war.

Kapitel 4 · Der Besucherraum

Das erste Mal, dass ich live einen von den Schrecken sah, die die ganze Welt anhalten, war ich auf einer Fähre, mit meinem Vater, mit meinem Bruder Gabriel und mit dem Laderaum, in dem unser Auto voller Haschisch stand. Gabriel kam auf diese Fahrten genauso mit wie ich, aber er wusste von gar nichts: Er ist fast vier Jahre älter, und für ihn war das Urlaub, und zum Glück war es das auch. Im Fernseher des Schiffes, der über Antenne lief und fürchterlich aussah, alles Schnee und Aussetzer, weil wir mitten im Mittelmeer waren, sah man das brennen, und man sah es sich wieder und wieder wiederholen. Und ich verstand, was es bedeutete. Ich weiß nicht, woher mir das kam, aber ich verstand es, mit dieser seltsamen Empfindlichkeit für kollektives Unglück, die ich immer hatte und die mich später bei allen begleitet hat, die danach kamen, eines nach dem anderen, ohne dass ich eines ausgelassen hätte: Sie sind mir alle bis ganz nach unten hineingegangen.

Und was ich an diesem Tag tat, während das geschah, war, mich auf der Bordtoilette einzuschließen, die Klobürste zu nehmen und sie mir in den Mund zu stecken, während ich mich selbst befriedigte.

Das war es, was diese Männer in mir gelassen hatten. Das war mein Zustand als halbes Kind, auf einem Schiff, mit meinem Vater und meinem Bruder auf der anderen Seite der Tür, zehn Meter entfernt, und der Welt, die auf einem Bildschirm brannte. Ich erzähle es, weil es erzählt werden muss, und weil ich heute den Namen für das habe, was es war, und ihn damals nicht hatte: Es ist eine dokumentierte Folge sexuellen Missbrauchs in der Kindheit. Einem Kind, dem man Sexualität zu früh und mit Gewalt hineinschiebt, bleibt diese Sexualität an die Erniedrigung angeschweißt, und in der Pubertät kommt die Sache als zwanghaftes, selbsterniedrigendes Verhalten zurück, ohne jeden Bezug zum Verlangen, ausgelöst von Stress, und der Junge versteht es nicht einmal, während er es tut. Eine Bedrohung im Maßstab der ganzen Welt, live gesehen, schaltet im Körper die Alarmanlage ein; und bei jemandem mit dieser Geschichte im Rücken kommt der Alarm durch die einzige Leitung heraus, die man

ihm mit dreizehn gewaltsam geöffnet hat. Da ist keine Perversion, und da ist keine Wahl. Da ist ein Symptom, das das Einzige tut, was man es gelehrt hat. Und wenn ich beschlossen habe, das hier zu erzählen, dann deshalb, weil es Schlimmeres gibt, das ich beschlossen habe, nicht zu erzählen. Wer es wissen muss, weiß es schon.

Ein paar Monate später holten sie meinen Vater. Sie waren dem Geld und den Telefonen seit Längerem auf der Spur, und am Ende fiel ihm das ganze Gewicht des Haschischs auf den Kopf. Drogenhandel. Untersuchungshaft. Ich fuhr seit meinem achten Lebensjahr in diesem Auto über Grenzen, und plötzlich, an einem einzigen Tag, verschwanden aus dem Haus das Auto, die Fahrten und der Mann.

Und dann fingen die Besuche an, und das ist der Teil, den nie jemand erzählt. Draußen warten, die Schlange, die Kontrolle, und drinnen dann ein Besucherraum, eine schmutzige Scheibe und ein Telefonhörer. Mein Vater eine Handbreit entfernt, ohne dass man ihn anfassen kann. Und das ist kein schlechter Nachmittag: Das sind Monate, und es wiederholt sich zur selben Uhrzeit, mit derselben Schlange und mit derselben Tasche. Wir gingen zu dritt, meine Mutter, Sonia und ich. Damals wusste ich nichts von dem Schwur, den meine Mutter sich fünfundzwanzig Jahre zuvor in einer identischen Schlange geleistet hatte, mit Sonia im Bauch; das habe ich viel später erfahren, als ich sie las. Und meinen Vater hatten sie in den Trakt gesteckt, in dem die waren, denen es ging wie ihm, zwangsmediziert, mit diesem Blick von einem, der nicht mehr genau unterscheidet, auf welcher Seite des Wirklichen er steht, und jede Woche ein Stück weiter weg von sich selbst. Deinen Vater in einem amtlichen Käfig zu sehen, verwandelt in eine Akte mit Nummer, betäubt, weil ein anderer es so entschieden hat, hat mir einen von den Schrecken vor der Psychiatrie und vor Institutionen eingepflanzt, mit denen man nicht diskutiert, und ich habe zwanzig Jahre gebraucht, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

Von den Männern aus dem vorigen Kapitel gibt es einen, dem ich einen eigenen Platz einräumen muss, weil er nicht in die Form der anderen passt und weil er, genau weil er nicht hineinpasst, einen anderen Schaden angerichtet hat, feiner und sehr viel dauerhafter. Ich werde ihn Sergio nennen. Ein Mann, doppelt so alt wie ich, der in einem Büro arbeitete. Ich war fünfzehn. Er holte mich zu Hause mit dem Auto ab, wir fuhren raus auf die Brachflächen am Stadtrand, und dort gingen uns die Stunden verloren. Und hier ist, was ihn von den anderen unterscheidet: In diesen Stunden war nicht nur Sex. Da war Gespräch. Er

fragte mich nach meinem Leben, er hörte mir zu, es wirkte, als ginge ihn etwas an, was mit mir gerade passierte. Wir küssten uns lang (und dabei habe ich einen Mann zu küssen nie gemocht, aber das schob ich beiseite, weil er es mochte und weil ich zum ersten Mal das Gefühl hatte, dass jemand da war). Es war das Ähnlichste, was ich in meiner ganzen Jugend zu einer Beziehung hatte, und darin steckt der schwarze Witz an der Sache. Ich schreibe es so hin, wie ich es damals erlebt habe, auch wenn ich es heute mit dem Handbuch daneben lesen kann: Das, was ich als Zuneigung empfand und was das Nächste an Liebe war, das ein einsamer Junge sich vorstellen konnte, war der Mechanismus des Missbrauchs, der mit Uhrwerkspräzision lief. Ein erwachsener Mann wird nicht aus Liebe zärtlich mit einem Fünfzehnjährigen. Er wird zärtlich, damit der Junge nicht weggeht. Und diese Homosexualität von mir damals, die mich so viele Jahre durcheinandergebracht hat, war keine Orientierung: Es war ein kaputter, einsamer Jugendlicher, von älteren Männern vergewaltigt, der sich an die einzige Zuneigung klammerte, die in Reichweite war, auch wenn sie vergiftet ankam.

Und eines Tages war er weg. Von heute auf morgen, ohne ein Wort, ohne eine Ankündigung. Er ging nicht mehr ans Telefon, er blockierte mich und räumte mich aus dem Weg, wie man eine Datei löscht, die stört. Ziemlich viele Jahre später habe ich mir die Enden zusammengeknüpft, was das Einzige ist, was ich kann: Er hatte eine Beziehung, während er mit mir zusammen war, und am wahrscheinlichsten ist, dass sie oder er eine Nachricht gesehen hat und dass er das mit der Wurzel gekappt hat, um sein geordnetes Erwachsenenleben mit Geheimnis zu retten. Aber ich kam mit fünfzehn nicht im Entferntesten auf diese Analyse. Ich hatte das Loch und sonst nichts. Es war eines meiner ersten Verlassenwerden, und aus ihm sind alle anderen hervorgegangen, die danach kamen.

So kam in diesem Jahr alles über dieselbe Person, und zwar in dieser Reihenfolge. Der Mann verschwand von einem Tag auf den anderen. Mein Vater kam ins Gefängnis. Und ich betrat die Schule nicht mehr und blieb zu Hause eingeschlossen, mit einer Mutter, die von der Sache mit ihrem Mann erdrückt war und nicht die Kraft hatte, mich jeden Morgen aus dem Bett zu zerren. Daraus entstand meine erste Depression, die, die sie mit Infusionen behandelten und die in der Krankenakte fast wie eine Verwaltungsnotiz auftaucht, mit ihrem Datum daneben. Die Ursache taucht in keinem Bericht auf.

Sie brachten mich zu einem Psychologen. Übrigens zu demselben, der mich mit acht oder neun gesehen und mir einen Intelligenztest vorgelegt hatte, in dem ich einen Quotienten von hundertvierzig erreichte, und das bleibt hier für die Akte stehen, damit nachher nicht etwas anderes behauptet wird. Jetzt war ich sechzehn und am Boden, und er behandelte mich mit meiner Mutter daneben, in derselben Sprechstunde, womit es unmöglich war, mich zu öffnen. Von dem Missbrauch sagte ich kein halbes Wort, und das lag nicht an fehlender Gelegenheit: Für mich war das kein Missbrauch. Ich hatte es im Kopf abgelegt als eine sexuelle Einführung, abgeschlossen, versiegelt und gestempelt, und ich schämte mich zu Tode, mit irgendjemandem darüber zu reden. Und hier ist ein Gift, über das kein Mensch spricht und das ich in aller Deutlichkeit sagen muss, weil sonst nichts davon zu verstehen ist: Das Gift ist, etwas genossen zu haben, das man heute verabscheut. Denn da war Aufmerksamkeit. Da waren Geschenke. Da waren zum ersten Mal in meinem Leben Erwachsene, die mir zuhörten. Und der Körper eines Kindes reagiert auf das, worauf der Körper eines Kindes reagiert, und danach verbringt dieses Kind das halbe Leben in der Überzeugung, es habe etwas getan, oder es habe mitgemacht, oder es habe ihm gefallen. Nein. Ich war dreizehn und hatte weder die rechtliche Fähigkeit noch die Reife, in irgendetwas davon einzuwilligen. Punkt. Sie waren erwachsene Männer und wussten ganz genau, was sie da trieben.

Was ich dem Psychologen erzählte, war, dass es mir schlecht ging, weil ich keine Freundin hatte. Dass ich eine Freundin wollte, wie jeder andere. Und der Psychologe sagte mir einen Satz, für dessen Entschlüsselung ich das halbe Leben gebraucht habe: dass es nicht am Dicksein lag. Dass die Mädchen in meinem Alter einen Jungen suchten, der für sie da war, der auf sie achtete, der sie liebte. Dass sie wollten, dass man sie liebte. In dem Moment kapierte ich es natürlich nicht, ich war sechzehn und mit dem Kopf ganz woanders. Kapiert habe ich es etliche Jahre und etliche Rechnungen später. Guter Rat, der Rat des Mannes. Das Dumme ist, dass es zwei Sitzungen waren und Schluss. Denn die Schlussfolgerung dort lautete, die Depression sei logisch: Vater im Gefängnis, Junge nicht mehr in der Schule, was erwartet ihr. Und bis dahin reichte die Analyse. Zwei Sitzungen und raus.

In dieser Praxis gab es zwei Dinge, die niemand sah, und beide lagen auf dem Tisch. Erstens: Auf dem Stuhl saß ein sechzehnjähriger Junge, depressiv, dessen Vater die Diagnose dieser Krankheit hatte und im Trakt eines Gefängnisses zwangsmediziert wurde. Und eine Depression beim heranwachsenden

Sohn eines Mannes mit dem hier ist schlicht und ergreifend die klassischste Art, wie diese Krankheit sich zeigt. In mehr als der Hälfte der Fälle ist die erste Episode keine Manie: Es ist eine Depression, in der Pubertät oder kurz danach, identisch mit jeder anderen Depression, bis Jahre später der erste Aufschwung kommt und man alles rückwärts noch einmal lesen muss. Der inhaftierte Vater kam in der Analyse vor; das, was der Vater hatte, nicht. Mit dieser einen Frage hätte der Name für mein Ding siebzehn Jahre vor dem Tag, an dem man ihn mir gab, auf diesem Tisch gelegen. Und zweitens: einen Vater im Gefängnis zu haben, ist eine der zehn belastenden Kindheitserfahrungen, die heute in der halben Welt gemessen werden, seit einer fast dreißig Jahre alten Studie mit Tausenden von Menschen. Sie ist die seltenste der zehn, und deshalb ist sie auch die, nach der am wenigsten gefragt wird. Kinder von Häftlingen haben fast doppelt so viele psychische Probleme wie andere Kinder, und etwa jedes siebte erfüllt die Kriterien einer posttraumatischen Belastungsstörung. Jedes siebte. Ich wusste das nicht. Und niemand fragte, was ein sechzehnjähriger Junge in der Schlange vor einem Besucherraum zu suchen hat, und was in ihm zurückbleibt, wenn er seinen Vater benommen auf der anderen Seite der Scheibe sitzen sieht. Einem Jungen, dem man sagt, seine Depression sei logisch, wird die Ursache nicht behandelt: Ihm wird die Stimmungslage beglaubigt.

Das war der erste Fachmann, der mich vor sich hatte und es nicht sah. Er war nicht der letzte.

Kapitel 5 · Die Schuldunfähigkeit

Meinen Vater haben sie wegen Schuldunfähigkeit laufen lassen. Ich sage es mit dem Wort der Anwälte, weil es mir mit sechzehn hängen geblieben ist und weil ich es zwanzig Jahre später noch einmal hören musste, mit einem anderen Gesicht davor. Schuldunfähigkeit heißt Folgendes: Ein Gericht akzeptiert, dass der Mann, den es vor sich hat, das, was er getan hat, mit einer Krankheit im Leib getan hat, dass die Krankheit für ihn entschied und dass man ihn deshalb nicht bestrafen kann, wie man einen unversehrten Mann bestraft. Sie haben es ihm erklärt. Sie haben es akzeptiert. Sie haben ihm die Tür aufgemacht. Und damit war alles zu Ende.

Ich war sechzehn, als ich ihn hineingehen und als ich ihn herauskommen sah, und bei beiden Fahrten saß ich im Auto. Von der ersten habe ich erzählt, was zu erzählen ist. An die zweite erinnere ich mich weniger, als ich sollte, und ich habe eine Erklärung, die mir heute etwas nützt und damals nichts: Was an jenem Tag nach Hause kam, war nicht der Mann, der gegangen war. Es war der Schatten. Dieselben Kleider, dieselbe Art, sich ins Auto zu setzen, als gehöre der Sitz ihm, und innen nichts. Das Gefängnis hat ihn endgültig zerbrochen. Und was man ihm beim Hinausgehen mitgab, war genau das, was er beim Hineingehen gehabt hatte: nichts in der Hand. Keine Behandlung, die trug, keinen Psychiater, der ihn weiterbetreute, niemanden, der sich mit ihm hinsetzte, oder mit uns, und ihm erklärte, was er hatte. Sie erkannten die Krankheit an, um ihn gehen zu lassen, und gaben ihn mit der Krankheit im Leib auf die Straße zurück.

Und da ist die Naht, aus der dieses Buch gemacht ist. Das Gesetz hat vorgesehen, was mit einem Menschen geschieht, bei dem anerkannt wird, dass er wegen einer Krankheit nicht Herr seiner Handlungen war: statt der Strafe Behandlung, Betreuung, manchmal eine Unterbringung; irgendetwas, das den Grund trägt, aus dem man ihm die Strafe erlassen hat. Meinem Vater setzte man weder das eine noch das andere an. Das System schaute sich die Krankheit genau so lange mit der Lupe an, wie es brauchte, um zu entscheiden, was mit der Akte

geschieht, und sobald die Akte geschlossen war, interessierte sich für die Krankheit niemand mehr. Das ist es, was ich verstanden wissen will, denn es wird wiederkommen: dass Institutionen anerkennen, dass jemand krank ist, wenn es ihnen dazu dient, ihn loszuwerden, abzulegen, wegzuschieben, und vollkommen unfähig sind, es anzuerkennen, wenn es sie zu irgendetwas verpflichten würde. Die Krankheit ist für sie ein Verwaltungsvorgang. Mein Vater kam da heraus mit einer Schuldunfähigkeit und einer unbehandelten bipolaren Störung, und von beidem sollte nur eines weiterlaufen, und es war nicht das mit dem Gerichtsstempel.

Und es gibt eine Symmetrie, die zu schreiben mir schwerfällt. Bei ihm erkannten sie die Krankheit an, um ihn laufen zu lassen, und danach ließen sie ihn mit ihr allein. Mir haben sie fast zwanzig Jahre später dieselbe Krankheit auf ein Papier mit Briefkopf geschrieben, und trotzdem musste man Instanz für Instanz kämpfen, damit sich jemand hinsetzte und dieses Papier las. Beide mit demselben im Leib und mit demselben Nachnamen. Und von beiden hat der schlechter geendet, der weit weg von zu Hause ging, um auf dem Land zu sterben.

Und das hat mir für immer die Angst vor Institutionen eingepflanzt. Keine Vorstellung, die man hat, und keine Meinung, über die man beim Abendessen streiten kann: eine Reaktion, die der Körper abfeuert und die nicht wartet, bis man denkt. Als sie mich mit dreiunddreißig auf eine geschlossene Station brachten, war mein Kopf nicht auf dieser Station: Er war vor dieser Scheibe. Man musste kein Freud sein, um zu wissen, woher die Panik kam. Man musste lediglich meine Akte gelesen haben, die auf dem Tisch lag.

Und da sind die Briefe, die Klingeln und die Uniformen. Ein Umschlag im Briefkasten mit Sichtfenster und Briefkopf. Eine Klingel zu einer Zeit, zu der ich niemanden erwarte. Eine Uniform auf dem Bürgersteig gegenüber, die nicht meinetwegen und niemandes wegen da ist, die dasteht und aufs Handy schaut. Jedes dieser drei Dinge hält mir für eine Sekunde den Körper an, treibt mir den Puls hoch und setzt mir in die Magengrube einen Sechzehnjährigen, der mit einer Tasche in der Schlange steht. Eine Sekunde später weiß ich schon, dass der Umschlag von der Bank ist und dass die Uniform auf einen Kollegen wartet. Aber diese Sekunde kontrolliere nicht ich. Die kontrolliert ein anderer Teil des Gehirns, der sehr früh eine sehr einfache Sache gelernt hat: dass die Obrigkeit dich abholen kommen kann und dass sie, wenn sie kam, jemanden mitnahm.

Und mit dieser Angst darunter habe ich ein paar Jahre später etwas gemacht, worüber ich heute lachen muss und was mir damals wie ein Ausweg vorkam: Ich fing an, mich auf die Polizeiprüfung vorzubereiten, unterstützt von der Frau, mit der ich damals zusammen war, Patricia. Ich ließ es sofort wieder sein, sobald mir aufging, dass ich mit dem, was ich in Sachen Obrigkeit mit mir herumschleppe, in diesen Kleidern im Leben nicht glücklich würde und dass in der Idee, mir die Uniform anzuziehen, vor der ich Panik hatte, damit sie mir keine Panik mehr macht, eine ziemlich feine schwarze Komödie steckte. Um zu verstehen, woher diese Angst kam, fehlten mir noch fünfzehn Jahre und einige Klinikaufenthalte.

Und geblieben ist mir, in der genau entgegengesetzten Richtung zu dem, was jeder von einem Jungen denken würde, der auf dem Haschisch sitzend groß geworden ist, eine Heidenangst vor dem Gesetz, die mich zum gesetzestreuesten Bürger gemacht hat, den ich kenne, von der Sorte, die noch die letzte Gebühr bezahlt. Mein Vater hat sein Leben auf der anderen Seite dieser Linie verbracht, erst als Fahrer der Bande, dann im Haschisch. Mich hat großgezogen, dass ich wusste, was das kostet, und der Körper hat es zu Protokoll genommen, ohne mich zu fragen. Ein paar Mal ist man mit dem Vorschlag zu mir gekommen zu dealen, richtig leichtes Geld zu verdienen, und beide Male habe ich auf der Stelle Nein gesagt, aus genau diesem Grund und aus keinem anderen.

Und es bleibt nicht beim Papierkram. Fremdes habe ich nie angerührt. Kein einziges Mal. In einem Souvenirladen bin ich unfähig, mir einen Kühlschrankmagneten in die Tasche zu stecken, diesen Nichtsdiebstahl, den die halbe Welt schon einmal begangen hat und an den sich am nächsten Tag keiner erinnert. Bei mir geht das nicht. Und ich sage das mit der Autorität dessen, der die Manie durchgemacht hat, die Hypomanie, das Drauf-sein und das Urteilsvermögen in Trümmern, also die Lage, in der man buchstäblich tut, wozu man Lust hat: nicht einmal so. In diesem Buch wird alles vorkommen, was ich krank getan habe, und das Nehmen von Dingen, die mir nicht gehören, kommt nicht vor, weil es nicht passiert ist. Deshalb brennt es mich so, wie sich das am Ende gedreht hat: Ich habe mein ganzes Leben damit verbracht, dem Schatten meines Vaters zu entkommen, indem ich der Sauberste in der Schlange war, und was mich am Ende vor ein Gericht gesetzt hat, war nicht die Gier und war nicht die böse Absicht. Es war die Gesundheit.

Kapitel 6 · Das Brachland

Ich war zwanzig, als mein Vater starb.

Er hatte seit Monaten kein Lithium mehr genommen. Und Achtung, er warf es nicht weg: Er legte es beiseite. Das ist das, was man von jenem Sommer verstehen muss, und ich habe Jahre gebraucht, um es mir von vorn ansehen zu können. Ein Mann mit gestellter Diagnose, den seit seiner Entlassung niemand mehr betreut hatte, setzte die Tablette ab, die ihn trug, und legte sie zur Seite, Dosis für Dosis, in irgendeiner Ecke des Hauses, bis er die Menge beisammen hatte, die er suchte. Dann verschwand er. Und in der letzten Nacht, bevor er ging, legte er mir eine Hand auf die Schulter und sagte einen Satz, der mir damals wie eine weitere seiner Merkwürdigkeiten vorkam und den ich heute als das lese, was er war:

„Pass auf deine Schwester auf."

Sie brauchten fast zwei Monate, bis sie ihn fanden. Ich verbrachte diesen Sommer so, wie man mit zwanzig einen Sommer verbringt, wenn der Vater verschwunden ist und schon früher verschwunden war: wartend und gleichzeitig nicht wartend. Ich wohnte in einer WG in dem Ort, in den ich gezogen war, um Marta näher zu sein, einem Mädchen aus meiner Clique, das in ein paar Jahren den halben Roman auffressen wird, und in der Nacht, in der das Telefon meiner Mutter klingelte, zog ich mich gerade an, um mit den Leuten aus der Wohnung in der Ausgehgegend feiern zu gehen. Man hatte ihn weit weg von zu Hause gefunden, auf einem Brachland oben am Berg, hinter ein paar Felsen. Ich legte auf, stieg in mein aufgemotztes Angeberauto und fuhr mit qualmenden Reifen los, mit fast einer ganzen Schachtel Zigaretten, die auf einer Strecke von dreiviertel Stunden verglühte, für die ich weniger als dreißig Minuten brauchte. Ich musste zu meiner Mutter und zu meinem Bruder Gabriel, und die Straße wollte nicht enden.

In der Rechtsmedizin war die Ärztin deutlich zu mir, und ich bin ihr bis heute dankbar dafür.

„Gehen Sie nicht hinein. Die Brieftasche genügt."

Die Brieftasche war getränkt von einem Fett, das zu diesem Zeitpunkt kein Fett mehr war, und darin lag der Personalausweis, und damit war die Identifizierung erledigt. Sie sagte mir, sie wolle nicht (sie, als wäre das ihre Sache, und in gewisser Weise war es das), dass mir dieses Bild von meinem Vater bliebe. Ich hörte auf sie. Und ich hörte auf sie, weil mir völlig klar war, was hinter dieser Tür lag: Mit zwanzig hatte ich auf diesen Gore-Seiten, die damals kursierten und die ungeschnitten hochluden, was das Fernsehen nicht zeigte, Leichen im Zersetzungsstadium gesehen, am Fundort fotografiert, und ich wusste, in welchem Zustand mein Vater nach zwei Monaten in der Sonne sein würde, mit einer Genauigkeit, die kein Zwanzigjähriger haben sollte. Er war vertrocknet wie Dörrfleisch. Dieses Wort versuche ich seit zwanzig Jahren loszuwerden, und ich schreibe es hier hin, um zu sehen, ob es geht. Ein Körper im Freien, in einem trockenen Sommer, mit der Sonne senkrecht darauf, durchläuft Phasen, die die Rechtsmedizin beschrieben hat und die eine jahrzehntealte Studie an Hunderten von Fällen vermessen hat: Erst schwillt er an, dann zersetzt er sich, die Insekten fressen ihn nach und nach auf, und am Ende, wenn die Luft trocken ist und die Sonne drückt, mumifiziert, was übrig bleibt, und die Haut gerbt über dem Knochen. Acht Wochen lag mein Vater da. Wenn die Identifizierung mit einem Ausweis statt mit einem Gesicht gemacht wird, dann, weil kein Gesicht mehr da ist, das man erkennen könnte. Irgendwann, ich kann es zeitlich nicht einordnen, zeigte meine Schwester mir diese Brieftasche; was geblieben ist, ist das, was ich beim Anblick spürte. Ich bin nicht hineingegangen. Von allen Entscheidungen jenes Monats ist das eine der ganz wenigen, für die ich später dankbar war, denn dadurch habe ich ihn nicht so in Erinnerung.

In dieser Familie kommen Beerdigungen mit Polizei. Meinen Vater haben sie an dem Tag festgenommen, an dem wir meine Großmutter beerdigten, seine Mutter, denn sie wissen genau, dass ein Sohn da nicht fehlt, und sie nutzen den Schmerz, um sich die zu schnappen, die auf der Flucht sind. Es waren Beamte in Zivil unter die Leute gemischt, und sie führten ihn vor allen in Handschellen ab. Vorher ließen sie ihn meine Mutter zum Abschied umarmen, und er benutzte die Umarmung, um ihr seine falschen Papiere in die Manteltasche zu schieben, also genau das, was sie bei ihm nicht finden durften. Ich war sehr klein und erinnere mich nicht daran. Ich weiß es, weil sie es erzählt, sie, die dastand mit diesen Papieren in der Tasche, die ihr die Hand verbrannten, während sie ihren Mann abführten. Zur Beerdigung meines Vaters kam dagegen niemand mehr, um ihn zu holen. Wir waren da und sonst keiner.

Es war für alle vernichtend außer für mich, und das muss erklärt werden. Sonia hatte einen Text für ihn geschrieben. Nur sie ist imstande, so etwas zu schreiben, hochemotional und gleichzeitig genau, denn meine Schwester hat eine Empfindsamkeit und einen Kopf, die es nicht oft gibt. Nur konnte sie ihn nicht vorlesen. Ich las ihn vor, gepanzert in einer falschen Feierlichkeit, die fast bis zum Schluss hielt; bei den letzten Zeilen fehlte nicht viel, und ich wäre zerbrochen. Ich bin nicht zerbrochen. Ich habe das Gesicht komplett gehalten. Mit zwanzig sah das nach Stärke aus, und später habe ich begriffen, dass es etwas anderes war und dass man dieses andere am Ende in Raten und mit Zinsen bezahlt.

Von diesem Tag sind mir eine Tür geblieben und ein Paar Arme. Marta ist nicht gekommen. Wir hatten uns in der Jugendgruppe einer Gemeinde kennengelernt, in der auch mein Bruder steckte, und vorgestellt hat uns Vanessa, die damals meine Freundin war. Wir gehörten alle zur selben Clique, und an jenem Nachmittag kamen alle, sogar Martas Bruder mit seiner Freundin. Sie nicht. Und den Grund dafür hatten wir beide zusammen gebaut: Unsere Sache fing damit an, dass ich Vanessa ihretwegen verließ, und danach, schon mit ihr zusammen, kam Vanessa zu mir, und ich schlief mit Vanessa. Marta erfuhr es über die Gruppe und machte Schluss, also war es schlicht unmöglich, bei dieser Beerdigung aufzutauchen, mit Vanessa direkt davor und der ganzen Gemeinde, die zusah. Ich habe es ihr nie vorgeworfen, weder damals noch später: Betrogen habe ich, und die Umstände hatten wir beide geschaffen. Ich schreibe es auf, weil ein Junge, der die Tür eines Bestattungshauses im Auge behält, um zu sehen, ob jemand hereinkommt, ein Bild ist, das ich seit zwanzig Jahren nicht loswerde, und weil diese Tür noch sehr viel öfter zublieb. Und in demselben Bestattungshaus war Vanessa, die einzige Partnerin von mir, die meinen Vater lebend kennengelernt hat. Sie umarmte mich und blieb den ganzen Nachmittag bei mir. Ich schreibe das nicht, um irgendjemandem Noten zu geben. Ich schreibe es, weil ich von jenem Tag das mitgenommen habe: eine Tür, die ich von oben bis unten anstarrte, und ein Paar Arme, die da waren.

Ich habe keinen Trauerurlaub beantragt, obwohl ich es gekonnt hätte. Am nächsten Tag saß ich wieder im Büro und arbeitete, als wäre das mit dem vertrockneten Körper und dem laut vorgelesenen Text jemandem aus einem Film passiert, den ich mal gesehen habe. Was ich tat, war, nachts rauszugehen, irgendwo, wo noch offen war, eine Flasche zu kaufen und stundenlang zu laufen oder auf einer Bank zu sitzen und genau so viel zu trinken, dass die Gedanken

weich wurden, ohne ganz zu verschwinden. Das war das erste Mal, dass ich Alkohol benutzte, um etwas zu handhaben, das ich auf keine andere Weise handhaben konnte. Der richtige Alkoholismus käme Jahre später und hat seine eigenen Kapitel; aber auf diesen Bänken habe ich entdeckt, wozu er taugt: um etwas in Watte zu packen, das man ungepolstert nicht anfassen konnte.

Und ich habe nichts gefragt. Das ist der Teil, der mir immer noch schwerfällt. Ich habe nicht gefragt, seit wann er die Tabletten abgesetzt hatte, nicht, wo er sie versteckt hatte, nicht, ob es jemandem aufgefallen war, nicht, warum er so weit weggegangen war, nicht, was er in seinen letzten Stunden getan hat. Weder meine Mutter noch meine Schwester noch sonst jemanden. Ein Zwanzigjähriger, der den ganzen Verwesungsprozess eines Körpers auswendig konnte und nicht fähig war, eine einzige Frage über den Verfall eines Mannes zu stellen. Diese Fragen stelle ich mir jetzt, mit den Antworten, die längst in meiner Akte stehen, und ich beantworte sie mir allein.

Denn jetzt muss das Härteste an dieser ganzen Geschichte beim Namen genannt werden, und hier passt kein halber Scherz hinein: Die bipolare Störung tötet. Und ich sage das nicht als Bild. Sie hat eine der höchsten Suizidraten der gesamten Psychiatrie, weit über der von Menschen, die sie nicht haben, und ich schreibe das nicht, um jemandem Angst zu machen, sondern damit endlich verstanden wird, dass die Behandlung keine Laune und kein Modeetikett ist. Der Gedanke aufzuhören taucht nicht als durchdachte Schlussfolgerung von jemandem auf, der sein Leben auf eine Waage gelegt und entschieden hat, dass es sich nicht lohnt. Er taucht als Symptom auf. Der untere Pol dieser Krankheit macht dich nicht traurig: Er belügt dich. Er setzt dir in den Kopf, im Ton dessen, der eine mathematische Wahrheit ausspricht, dass daran nichts zu reparieren ist, dass es keine Tür hinaus gibt, dass es deinen Leuten ohne dich besser ginge. Und er macht es mit genau dem Mechanismus, mit dem die Manie dich überzeugt, du seist ein Gott: indem er sich in genau das Organ einmischt, mit dem entschieden wird, ob ein Leben etwas taugt. Mein Vater hat nicht aus Schwäche oder aus Egoismus aufgegeben. Ihm ist im schlimmstmöglichen Moment das Urteilsvermögen ausgegangen, allein und ohne jemanden in der Nähe. Diese Stimme lässt sich, wenn sie kommt (und sie kommt), auf genau zwei Arten ausschalten, und beide muss man vorher angebracht haben, wie man einen Feuerlöscher an die Wand schraubt: wissen, dass die Krankheit spricht und dass sie lügt, und nicht mit ihr allein bleiben, es jemandem sagen, was genau das ist, was die Stimme nicht will, und genau das, was man tun muss. Und es gibt noch

etwas, das damals niemand wusste, ich am allerwenigsten: Einen Vater durch Suizid zu verlieren, ist keine Trauer wie andere. Die Leute wissen nicht, was sie dir sagen sollen, also sagen sie gar nichts, und in dieser Lücke liegen die Kinder höher bei Scham und Schuld und haben, und das ist gemessen, ein größeres Risiko, selbst in der Klinik zu landen und die Geste zu wiederholen. In diese Gruppe bin ich mit zwanzig eingetreten, mit seiner Krankheit in den Genen und ohne von irgendetwas eine Ahnung zu haben.

Und wer das alles liest, ohne ihn gekannt zu haben, behält die schlechtere Hälfte eines Mannes, der sehr viel mehr war. Mein Vater war ein überaus liebevoller Vater. Er hat uns mit einer Intensität geliebt, die ich heute besser verstehe als damals: Er hat sich für uns aufgerieben, er gab uns alles, bis es zu viel war, und hinter dieser Art zu geben steckte ein Grund, der einem leidtut, sobald man ihn begreift, nämlich dass er uns gab, was ihm in einer Nachkriegszeit gefehlt hatte, in der es nichts gab. Daher kam auch das andere, das Horten, denn am Ende hob er alles auf, und das steht heute mit seinem Namen in den Handbüchern und war damals einfach, dass dein Vater nichts wegwirft. Und jetzt der Schluss darunter, für den ich vierzig Jahre gebraucht habe, um ihn laut sagen zu können: Sein Fall war schlimmer als meiner. Das hier ist nicht von einer Generation zur nächsten gestiegen, wie die Fabel von den verfluchten Erbschaften es erzählt, die sehr schön klingt und gelogen ist. Es ist gesunken. Mein Bild ist weniger tief als seines, und außerdem habe ich, was er nie hatte: den Namen, die Erklärung und Leute um mich herum, die wissen, was passiert, wenn jemand das Lithium absetzt.

Er hatte dieses Gehirn und genau diese Tablettenschachtel, und eines Tages entschied er, bis hierher. Ich schlucke das Salz zweimal am Tag, und jedes Mal, wenn es zu teilen ist, rufe ich meine Mutter an. Das ist der ganze Abstand zwischen auf einem Feld mit sechsundsechzig sterben und das hier schreiben. Einen dritten Akt gibt es nicht.

Kapitel 7 · Der Körper

Bis ich zwölf oder dreizehn war, ging ich auf eine teure Privatschule, die mein Vater mit Drogengeld bezahlte, und mit diesem Detail ist ein halbes Land erklärt. Dort hatten sie mir den Spitznamen wandelnde Enzyklopädie verpasst, wegen der Menge an Büchern, die ich verschlang, und ich war ein fettleibiges Kind, und das wog schwer, im wahrsten Sinne, auch wenn es deutlich weniger schwer wog, als die ganze Klasse zum Lachen zu bringen. Ich hatte Freunde. Man mochte mich. Dann kamen die Trennung, der Umzug und der Sprung auf eine staatliche Schule, und diesen Wechsel merkt man in der ersten Pause des ersten Tages. Die Gelehrsamkeit, die an der Privatschule bewundert wurde, las man hier als Angeberei; das Übergewicht, das dort geduldet wurde, wurde hier zum Witz jedes Morgens; und aus der Enzyklopädie wurde dieser Klugscheißer, dem man die Flausen austreiben musste, mit seiner Leere in den Pausen und mit Spitznamen, die ich bis heute lieber nicht aufschreibe.

Und da tauchte sie auf. Sie gehörte zu denen, die mit vierzehn schon etwas ernst nahmen: Sie stand zum Training auf, wenn wir anderen noch schliefen, mit der Disziplin dessen, der weiß, dass man darin nichts improvisieren kann. An ihren Namen erinnere ich mich nicht, und das ist keine Erzählereleganz: Das Gedächtnis hat die Wunde behalten und die Unterschrift gelöscht. Sie war der einzige Mensch in der ganzen Schule, der sich neben mich setzte, der in den Pausen mit mir redete, der mich verteidigte. Und wie es bei jeder Zuneigung geht, die ankommt, während man am Ertrinken ist, verliebte ich mich in sie mit der totalen Fixierung des Jugendlichen, den niemand will und den plötzlich doch jemand will. Zu Hause behandelte ihr Vater sie schlecht, und auf einem dieser Spaziergänge, auf denen zwei Jugendliche die Welt in Ordnung bringen, bevor es Vesper gibt, erzählte sie mir ihren Traumplan: abhauen zu einer Tante, in eine weit entfernte Provinz. Weg vom Vater und weg von allem. Und den Plan bauten wir am Ende zu zweit.

An einem ganz normalen Morgen taten wir so, als gingen wir zum Unterricht, nahmen einen Stadtbus bis zum Bahnhof, lösten zwei Fahrkarten in die

Provinz der Tante und setzten uns nebeneinander. Ich hatte ein Geschenk für sie dabei: eine Kette, die ich unter denen meiner Schwester ausgesucht hatte, was die Art von romantischer und leicht krimineller Geste ist, die man nur mit vierzehn begeht. Als der Bus die Stadt hinter sich ließ, spürte ich zum ersten Mal seit Langem etwas, das der Freiheit ähnelte. Was ich nicht wusste, war, dass sie es ein paar Leuten aus der Klasse erzählt hatte; nicht um mich zu verraten, nehme ich an, sondern aus diesem jugendlichen Bedürfnis, dass irgendjemand weiß, dass du kurz davor bist, etwas Großes zu tun. Die aus der Klasse sagten es den Lehrern, als sie die Anwesenheit kontrollierten, die Lehrer riefen zu Hause an, und die Befehlskette funktionierte mit bewundernswerter Präzision, der einzigen bewundernswerten Präzision meiner gesamten Schullaufbahn. Ihr Vater, der Vater, vor dem sie floh, nahm das Auto, holte den Bus auf der Landstraße ein und winkte dem Fahrer. Der Bus fuhr auf den Standstreifen. Der Mann stieg ein, ließ uns beide aussteigen, ohne einmal die Stimme zu heben, und setzte uns in sein Auto. Fünf oder sechs Stunden Rückweg. Ich hinten, stumm, das Gesicht an der Scheibe, ohne etwas zu sehen; sie vorn, in Einsilbern antwortend; und er am Steuer, ohne ein einziges Mal in den Rückspiegel zu schauen, als säße auf der Rückbank niemand. Diese Gleichgültigkeit hat mehr gedemütigt als jedes Geschrei. Er setzte mich vor meiner Haustür ab und sagte nichts. Sie verabschiedete sich auch nicht. Und sie hat nie wieder ein Wort an mich gerichtet: kein Hallo im Flur, kein Blick, keine Erklärung. Das war die erste Blockierung, die man mir verpasst hat, zwanzig Jahre bevor dieses Wort bedeutete, was es heute bedeutet.

Was auf dieser Rückbank zerbrach, war mit Strafen nicht zu reparieren. Ich fing an zu schwänzen, ganze Vormittage in Parks und in Bibliotheken von Vierteln, die nicht meines waren, und als mein Vater ins Gefängnis kam, ging ich gleich gar nicht mehr hin und schloss mich zu Hause mit den Computern ein. In diesem Zimmer erreichte ich die schlimmste Zahl meines Lebens auf einer Waage.

Daraus entstand, über einen Operationssaal, der Körper, von dem jetzt die Rede sein muss. Als Jugendlicher wurde ich operiert, um abzunehmen (es war eine Entscheidung meiner Mutter, die ich mit geschlossenen Augen unterschrieb, denn alles, was mich aus dem Eingeschlossensein herausholte, kam mir recht), und in weniger als einem Jahr verlor ich mehr als die Hälfte meines Gewichts. Und hier kommt das Detail, das in keinem Vorher-Nachher je auftaucht: Wenn man das in diesem Tempo verliert, geht die Haut nicht an ihren Platz zu-

rück. Sie bleibt hängen. Und das kriegt man nur in einem OP-Saal weg. Sie nennen es Schönheitschirurgie, und der Name täuscht, denn es ist ein großer Eingriff: Vollnarkose, wochenlang Drainagen, die am Körper hängen, und Schmerzen, mit denen du dich nicht einmal allein aufsetzen kannst. Es waren mehrere Operationen, und ich war achtzehn. Ich bin immer noch voller Narben, die ich bekommen habe, bevor ich wählen durfte.

Dieser neue Körper brauchte einen Ort, wo er die Energie loswurde, die ihm plötzlich zu viel war. Ich fand das Eisen im Fitnessstudio. Dann den Kraftdreikampf. Dann das Gewichtheben. Ein makelloser Trainingslebenslauf, und darunter: Muskelsucht, dieselbe Zwanghaftigkeit, die meine Jugend organisiert hatte, jetzt eingesetzt, um Muskeln herzustellen, ein weiterer Versuch, auf einen Körper zu schreiben, den andere sich genommen hatten, ohne zu fragen. Nebenher holte ich an einer Erwachsenenschule den Schulabschluss nach, fing als Praktikant in einer IT-Firma an, bekam einen unbefristeten Vertrag und kaufte mir von den ersten richtigen Gehältern das Auto, von dem ich mein halbes Leben geträumt hatte, ein Angeberauto, das mir, zusammen mit diesem Körper, eine andere Welt öffnete: Auf einmal war ich jemand, nach dem Frauen sich umdrehten und den Männer respektierten. Ein halbes Leben hatte ich auf diesen Film gewartet, und jetzt spielten sie ihn mir am Stück vor.

Und nun das, worauf es an diesen Jahren wirklich ankommt, nämlich das, was mir damals gern jemand erklärt hätte. In diesem ganzen Abschnitt, mit Patricia (der festen Beziehung meiner Zwanziger, einer Frau aus meinem Ort, mit der ich ein wirklich geordnetes Leben führte), nahm ich absolut nichts. Keine Medikamente, keine Diagnose, keine Behandlung. Die Krankheit trug ich längst in mir, der Missbrauch war längst geschehen, mein Vater war längst begraben, alle Risikosteine lagen auf dem Brett. Und trotzdem war ich jahrelang stabil. Und treu obendrein, was in meiner Biografie eher ein klinischer Befund ist als eine Tugend. Warum? Weil ich, ohne die geringste Ahnung, genau das tat, was heute verschrieben wird: den Rhythmus. Immer zur selben Zeit aufstehen, jeden Tag trainieren, essen, was ein Körper essen muss, der trainiert, schlafen (denn ein von Hanteln zerstörter Körper schläft), ein Job mit festen Zeiten und eine Frau, die zu Hause auf mich wartet. Es gibt eine ganze Therapie, die darauf gebaut ist, und eine zwanzig Jahre alte Studie hat gemessen, dass bei Patienten, denen man die sozialen Rhythmen ordnete, also Schlaf, Mahlzeiten, Bewegung und die Uhrzeit, zu der man Leute trifft, die Phasen sehr viel länger brauchten, um wiederzukommen. Davon hatte ich keine Zeile gelesen.

Ich trainierte einfach, und der Sport hielt mir den Kopf fest, so wirksam, wie ihn mir heute das Salz festhält, und mit besserem Geschmack. Als ich das erste Mal die Sportgewohnheit brach, brach alles andere hinterher, aber das hat sein eigenes Kapitel. Mit Abstrichen, ich will hier kein Paradies verkaufen: Ich trank am Wochenende, wie das halbe Land trinkt, und in einer Schneenacht, im Ort, hat mir jemand etwas ins Glas getan, von dem ich bis heute nicht weiß, was es war, ich fiel mitten in der Diskothek um wie ein Sack und verbrachte drei Tage zwischen Intensivstation und Innerer Medizin des Krankenhauses im Norden, was mein erster Besuch an dem Ort war, der mich Jahre später beim Vornamen nennen würde. Das habe ich mir nicht gesucht. Die Jahre des Körpers waren die sauberen Jahre.

Und mitten in diesen Jahren, drei nach dem Brachland, tauchte Britney wieder auf. Britney ist das, was vor allem kommt: meine erste Liebe, mit dreizehn, vor den Männern aus dem Internet. Wir haben uns nie geküsst; wir hielten Händchen, und das war es, und das reichte vollkommen. Wir verloren uns aus den Augen, jeder von uns fiel auf seine Weise in die Hände von Erwachsenen, die uns nie hätten anfassen dürfen, und mit dreiundzwanzig lief sie mir an einem Partyabend mit meinem Bruder über den Weg, gerade zurück aus einem Urlaub, der mich ziemlich aus dem Takt gebracht hatte. Wir erkannten uns in einer Sekunde. Wir landeten bei ihr, und es waren knapp zwei Wochen und höchstens zwei oder drei Begegnungen. Innen war es riesig, denn was da passierte, war, dass das mit den dreizehn Jahren noch einmal passierte. Sex gab es nicht. Es gab Wiedererkennung. Und eines Nachts sagte sie mir, sie habe die Diagnose bipolare Störung.

Und daraus ergibt sich die Ironie, an der ich den Rest meines Lebens kauen werde und die mir nicht einmal das Lithium nimmt: Ich habe sie deswegen verlassen. Mit meinem Vater seit drei Jahren tot an genau demselben. Ohne eigene Diagnose bis dahin. Mit Patricia als offizieller Ausrede, sehr bequem und nach außen hin sehr vorzeigbar. Der eigentliche Grund, den ich mir erst Jahre später einzugestehen traute, war, dass ich mich nicht imstande sah, mit einem Menschen mit bipolarer Störung zurechtzukommen. Ich habe ihr in ihrem schlimmsten Moment genau das Stigma verpasst, um das ich die Leute anflehen würde, es mir nicht zu verpassen, sobald ich dran war.

Es gab ein drittes und letztes Mal, etliche Jahre später, mit einer von den dicken Manien obendrauf, und ich benahm mich erratisch und zerstörerisch: Da gab es Sex, er war sehr viel weniger denkwürdig, als ich es mir seit meiner

Kindheit ausgemalt hatte, und den Verfall der Sache habe ich ganz allein geliefert. Und dann kam die Angabe, mit der ich bis heute nicht weiß, wo ich sie anfassen soll: Britney hatte man das Etikett gegen ein freundlicheres getauscht, eines von denen, die in keinem Handbuch stehen und die man bei einem Abendessen aussprechen kann, ohne dass jemand schief zu den Messern schaut. Ich habe dazu keine feste Meinung: Es gibt Leute, die feiern, ein schweres Wort losgeworden zu sein, und es gibt Leute, die Jahre später mit einem schlechteren Bild als vorher in der Kassenambulanz wieder auftauchen. Was ich sehr wohl weiß, ist, warum dich das eine Wort untergehen lässt und das andere dich schmückt, wo beide einen ähnlichen Menschen beschreiben. Das nennt man Stigma, und es ist kein Einfall von Soziologen: Es wiegt in Kilo, und man merkt es, sobald man es anhebt. Unsere Sache endete an einem Lied, das ich in der Manie geschrieben und nirgends hätte hochladen dürfen. Sie hörte es, sagte es mir ins Gesicht und warnte mich, dass das gefährlich sei, so wie ich gerade drauf war. Ich antwortete miserabel, ich sagte ihr, sie solle sich um ihren eigenen Kram kümmern, und sie brach ab. Ich habe sie nicht wieder gesucht. Aber die erste Liebe mit dreizehn, die behalte ich.

Von dem Jungen, den ein Auto und ein neuer Körper hatten glauben lassen, er sei unbesiegbar, war ein paar Jahre später nicht mehr übrig als ein Mittzwanziger mit vier Jobs, damit zu Hause das Schiff nicht absäuft. Das Auto habe ich verkauft, sobald ich die Krise roch. Der Körper hielt länger.

Kapitel 8 · Laura

Jener erste Sommer in Barcelona, mit Laura, war die einfachste von allen Fassungen, die ich hätte sein können. Sie war auf eine ruhige Art schön, von der Sorte, die keine Straße anhält, dich aber drei Schritte später den Kopf drehen lässt, und innen war sie noch besser: loyal, gebildet, mit dem Kopf am richtigen Platz, mit Gesprächsstoff für eine ganze Nacht, links, und zwar richtig. Sie hatte eine praktische Intelligenz, die das genaue Gegengewicht zu meiner war: Während ich in Möglichkeiten, Verbindungen und drei Projekten gleichzeitig dachte, dachte sie in Folgen, Fristen und konkreten Einzelheiten. Ihr Studium war fertig (sie machte ihren Abschluss, als wir schon zusammen waren, kurz nach unserem Anfang, und wir haben es zusammen gefeiert); der, der mit fünfundzwanzig im ersten Semester Geschichte saß, war ich. Wir zogen zusammen. Und es funktionierte, ein paar Jahre lang, ohne doppelten Boden.

Von ihr ist mir vor allem ein Bild geblieben, und ich lege es hier hin, weil es für alle anderen steht: Ich kam nach Hause, und sie wartete am Fenster auf mich und las. Ohne Handy in der Hand, ohne die Straße nervös im Blick, ohne eine vorbereitete Frage. Lesend. Ich habe Jahre gebraucht, um zu verstehen, was dieses Fenster mir gab und warum es mir so viel gab. Laura hatte ein eigenes Leben, eigene Pläne und einen eigenen Kopf, und sie brauchte mich nicht, um zu wissen, wer sie war. Sie war berechenbar im besten Sinn des Wortes, in einem Sinn, den man mit fünfundzwanzig nicht zu schätzen weiß und der mir mit einundvierzig als das größte Lob vorkommt, das man einem Menschen machen kann. Und sie war es nicht allein: Ich verbrachte ganze Tage bei ihrer Mutter und ihrer Schwester, aß und schlief dort, aufgenommen in eine Familie, die mir Platz machte, ohne etwas dafür zu verlangen.

Und in diesem Haus hat Laura an mir eine Arbeit geleistet, die ihr niemand aufgetragen hatte und für die ich ihr heute dankbarer bin als für alles andere. Ich kam mit einer Pose an, und ich benenne sie ungeschminkt: der Alpha, der Aufreißer, der ganz weit oben war, mit dem gerade eingeweihten neuen Körper und dem frisch verkauften Angeberauto und all diesem Testosteron auf der Su-

che nach einem Ort. Ich erzähle es nicht mit Nostalgie, ich erzähle es mit Scham. Und man muss hier fein arbeiten, denn ich weiß schon, wer diesen Absatz mit der Lupe lesen wird: das Profil im Sozialen habe ich nie geliefert, weder durch das, was ich denke, noch durch die Art, wie ich die Frauen meines Lebens behandelt habe. Macho-Nummern, ja, einige, von denen, die aus dem Körper kommen, bevor man sie denken kann. Eines Tages liefen wir auf der Straße einem Ex von ihr über den Weg, der ihr nachstellte und sie sehr bedrängte, und ich baute mich vor ihm auf, die Fäuste geschlossen, hielt seinen Blick, mit diesem Gesicht von einem, der ein Wort davon entfernt ist, dir den Mund zu zerschlagen. Es passierte nichts. Aber das war nicht ich: Das war der Alkohol vom Wochenende, und es war obendrein die Lehrbuch-Macho-Nummer, die von dem, der die Frau beschützt, indem er selbst zur Gefahr wird. Laura, die genau das Gegenteil dieser Sorte Junge war, fand das überhaupt nicht komisch, und sie hat es mir jedes einzelne Mal gesagt, wenn dieser Reflex durchkam, ohne Geschrei und ohne Predigt, mit einer Geduld, die mir bis heute wie ein pädagogisches Wunder vorkommt. In zwei Jahren hat sie mir die Pose abgenommen. Und Achtung, an das Wort Dekonstruktion glaube ich nicht, oder jedenfalls nicht so, wie es erzählt wird: Niemand legt ab, was er von zu Hause mitbringt, denn was er mitbringt, ist weiterhin da unten, im Keller, und schlägt Wurzeln. Was man macht, ist, Schichten darüberzulegen, Schichten, die am Ende schwerer wiegen als die darunter und das Sagen haben. Die erste dieser Schichten, die, die über alle anderen entschieden hat, hat sie mir aufgelegt.

Denn Laura ist Feministin, und zwar eine echte. Von der Straße und von der Demonstration, von denen, die am markierten Tag da sind und an den anderen dreihundertvierundsechzig auch. Und da ist der Unterschied, der mich beeindruckt: Zu einer Massendemo, wenn dazu aufgerufen wird, geht jeder. Da zu stehen, wo man stehen muss, bei den Sachen, die nirgends vorkommen und für die es kein Like gibt, das ist etwas anderes. Das ist Grundarbeit, Ameisenarbeit. Und sie hat Jahre ihres Lebens für Sachen gegeben, die ihr nichts zurückgegeben haben. Ich habe mich da nie einmischen wollen, und den größten Teil meines Erwachsenenlebens habe ich nicht einmal daran geglaubt. Aber mir ist klar, dass Laura zu den Menschen gehört, die die Welt wirklich verändern, und das sind immer die, die noch da sind, wenn die Kameras schon weg sind.

Und diese Frau habe ich zweimal verlassen. Beide Male mit der Krankheit an Bord, und beide Male blieb sie exakt derselbe Mensch. Das erste Mal war der Winter, in dem ich aufhörte zu schlafen und stillzuhalten, der der ersten

Manie, die ein eigenes Kapitel hat; das zweite Mal der Frühling darauf, wegen Rocío. Wie es geschah und wer was entschieden hat, kommt an seiner Stelle.

Ich sah sie in einem Sommer wieder, ein Jahr später, schon mit ihrem neuen Freund, kurz bevor sie heirateten und in die Flitterwochen nach Paris fuhren. Und da sagte sie es mir, denn Laura gehört zu denen, die verzeihen können. Ohne Groll, ohne mir die Rechnung zu präsentieren, auf ihre Art, Dinge so zu sagen, wie man jemanden darauf hinweist, dass sein Hosenstall offen steht.

„Wenn es dir gut geht, bist du der beste Mensch der Welt. Aber es geht dir nicht immer gut."

Ich habe es nicht verstanden. Ich habe es gehört, wie man den liebevollen Vorwurf einer Ex hört, halb Kompliment, halb Quittung, und bin weitergezogen in meinem Leben, das damals mit Höchstgeschwindigkeit in die falsche Richtung fuhr. Verstanden habe ich es fünf Jahre später, auf einer psychiatrischen Station, mit der frisch gestellten Diagnose auf dem Tisch. Laura hatte recht. Und ihr Recht war die Diagnose, die mir noch niemand gestellt hatte: Es fehlten der Briefkopf und der Stempel, aber der Text war vollständig. Sie hatte ihn viereinhalb Jahre vor jedem Psychiater.

Und das muss erklärt werden, denn es gehört zu den Dingen an dieser Krankheit, die am schlechtesten verstanden werden und die, wenn man sie verstünde, die meisten Menschen retten würden. Der Erste, der eine bipolare Störung diagnostiziert, hat fast nie ein Medizindiplom. Es ist das Umfeld. Es ist die Frau, die am Fenster auf dich wartet und die Tag für Tag sieht, dass der Mann, der die Treppe heraufkommt, nicht derselbe ist, der sie vor drei Wochen heraufkam: dass er jetzt vier Stunden schläft und euphorisch nach Hause kommt, dass er schneller spricht, dass er drei offene Projekte und jede Nacht eine geniale Idee hat und dass er in zwei Monaten nicht vom Sofa hochkommen wird. Ein Psychiater sieht dich zwanzig Minuten alle drei Monate, und in diesen zwanzig Minuten präsentierst du dich so, wie du an diesem Tag bist. Sie dagegen sieht die ganze Kurve. Sie sieht die Gipfel und sie sieht die Täler, und sie sieht vor allem, dass es Gipfel und Täler gibt, was genau das ist, was der nicht sehen kann, der drinsteckt. Denn das ist die andere Hälfte des Mechanismus, und sie hat einen Namen, Anosognosie, und sie hat weiter hinten ihr Kapitel: Der Kranke ist der Letzte, der es erfährt, weil das Organ, mit dem er es merken müsste, genau das Organ ist, das ausfällt. Von innen ist es nie die Krankheit. Deshalb ist der Einzige, der sie sehen kann, der, der danebensteht, und deshalb ist das, was der, der danebensteht, sagt, wenn er es mit der Ruhe sagt, mit der Laura es mir

gesagt hat, keine Meinung: Es ist ein klinischer Befund, der erste, den es gibt, und manchmal jahrelang der einzige. Nur bringt niemandem jemand bei, ihn zu lesen. Weder dem, der ihn ausspricht, der nicht weiß, dass er eine Störung beschreibt, und glaubt, er beschreibe einen Charakter; noch dem, der ihn hört, der einen Vorwurf hört und anfängt, sich zu verteidigen. Psychoedukation müsste, wenn sie denn endlich kommt, für beide sein. Zu mir kam sie mit dreiunddreißig. Zu Laura kam sie nie, und sie hat trotzdem ins Schwarze getroffen.

Heute treffen wir uns einmal im Jahr. Sie mit ihrem aufgebauten Leben und ich mit meinem. Wir setzen uns hin, wir reden, und keiner von uns beiden bringt das Fenster zur Sprache. Es ist auch nicht nötig: Was sie von dort gesehen hat, trage ich jetzt auf einem Papier mit Stempel bei mir, und die Psychiatrie hat fünf Jahre, zwei Notaufnahmen und einen Klinikaufenthalt gebraucht, um zu demselben Satz zu kommen, den Laura mir gratis gesagt hat, bevor sie nach Paris fuhr.

Teil II · DER GLANZ

Kapitel 9 · Das erste Aufleuchten

Ich war vierzehn. Es war eine dieser Wochen zu Frühlingsbeginn, eine von den ersten, in denen man die Schule verlässt, ohne die Jacke zuzumachen, und plötzlich kam die Welt mit einer anderen Beschaffenheit daher. Besser kann ich es nicht erklären, und ich versuche es seit siebenundzwanzig Jahren. Die Ideen stellten sich ein, ohne dass ich sie rief, eine an der anderen hängend, jede zog die nächste hinterher wie die Tücher, die einem Zauberer aus dem Ärmel kommen. Mit vier Stunden Schlaf stand ich auf, als hätte ich zehn geschlafen. Das Reden gelang mir mit einer Leichtigkeit, die ich in der Woche davor nirgendwo hatte, und die Mädchen aus der Klasse, die mich bis dahin angesehen hatten, wie man einen Stuhl ansieht, fingen an, mich anzusehen. Das hat mich am meisten verwirrt, denn ich hatte weder mein Gesicht noch meine Kleidung noch irgendetwas geändert, worauf man hätte zeigen können. Was sich geändert hatte, war die Geschwindigkeit. Und die Geschwindigkeit, wie sich herausstellt, sieht man von außen.

Sieben Tage dauerte es. Am achten hatte die Welt ihren gewohnten Ton zurück, ohne Vorwarnung und ohne Geld-zurück-Garantie: dieselbe Schule, dieselbe Bank, derselbe Junge und das Licht aus. Niemand hatte mich gewarnt, dass das aufhören würde, unter anderem, weil mir niemand gesagt hatte, dass das überhaupt etwas war. Und dieser Kontrast, das Licht bis zum Anschlag und dahinter das übliche Grau, eröffnete eine Serie, die neunzehn Jahre brauchen würde, um einen Namen zu bekommen. Ich nenne die genaue Zahl, weil ich sie ausgerechnet habe: vierzehn, als die Sache anfing, dreiunddreißig, als jemand sie aufschrieb.

Niemand hat es gesehen. Und es lag nicht an fehlenden Augen: In diesem Haus und in dieser Schule gab es kein Wort, mit dem man es hätte ansehen können. Meine Mutter sah einen Jugendlichen mit viel Energie, der ein paar Tage später wieder ausgeschaltet herumlief, was, wenn man darüber nachdenkt, die exakte Definition eines Jugendlichen ist. Mein Vater war mit seinen eigenen Stürmen und seiner orangefarbenen Dose neben der Spüle genug beschäftigt,

um die seines Sohnes nicht zu bemerken, und das gehört zu den Dingen dieser Geschichte, die mir am schlechtesten bekommen, wenn ich sie zu Ende denke: Der einzige Mann im Haus, der aus erster Hand wusste, was das war, weil er es in sich trug und dazu mit Diagnose, war auch der, der am wenigsten hinsehen konnte. Und die Lehrer sahen einen unregelmäßigen Schüler. Unregelmäßig: Das war das Wort, kein Wort mehr und keins weniger, und sie haben es mir so oft angeheftet, dass ich am Ende glaubte, es sei ein Merkmal von mir, wie die Augenfarbe. Glänzend in den guten Zeiten, abwesend in den schlechten. Was niemand sagte, weil niemand das Vokabular dafür hatte, ist, dass der Glänzende und der Abwesende derselbe Junge an zwei verschiedenen Punkten desselben Zyklus waren. Dass diese Unregelmäßigkeit einen Namen hatte. Und dass dieser Name eine Behandlung hatte.

Geben wir ihn ihr jetzt, mit siebenundzwanzig Jahren Verspätung, denn wer das liest, wird ihn in allen Kapiteln brauchen, die danach kommen, und in der Schule hat ihn mir niemand gegeben. Diese Woche war eine Hypomanie. Die Hypomanie ist dasselbe Bild wie die Manie, nur leiser gedreht, und sie teilen die vollständige Symptomliste: Stimmung in den Wolken oder gereizt, Energie im Überfluss, weniger schlafen und es nicht vermissen, ohne Pause reden, Gedanken, die einer nach dem anderen davonlaufen, sich vom Erstbesten ablenken lassen, zehn Dinge gleichzeitig mit zehn verschiedenen Zielen anfangen und sich auf Geschäfte einlassen, die am Ende ein Vermögen kosten können. Der Unterschied liegt in drei Dingen, in dreien und keinem mehr. Dass sie kürzer dauert: Vier Tage genügen schon, statt einer Woche. Dass sie das Leben nicht sichtbar zertrümmert. Und dass keine Psychose und kein Krankenhaus im Spiel sind. Das Kriterium ist so streng, dass es umgekehrt funktioniert: Sobald eines dieser drei Dinge auftaucht, sprechen wir nicht mehr von Hypomanie, sondern von Manie. Dieselbe Krankheit, dieselbe Phase, und das Einzige, was sie trennt, ist, wie viel sie kaputt machen. Was als Einteilungskriterium ehrlich gesagt ziemlich hässlich ist, aber es ist das, was wir haben.

Und daraus ergibt sich die Definition von dem, was ich habe, und es lohnt sich, sie so früh wie möglich hinzustellen. Um eine bipolare Störung vom Typ eins zu diagnostizieren, genügt eine manische Episode in einem ganzen Leben. Eine einzige. Die übrige Zeit, und das ist praktisch die ganze Zeit, ist die Krankheit nicht in der Manie: Sie hält sich in der Hypomanie auf, in der Depression, in den gemischten Episoden oder in der Ruhe, und sie rotiert. Ich habe in zwanzig Jahren vier oder fünf von den dicken Manien gehabt, von denen, die

in der Klinik enden. Und ich hatte in fast allen anderen Jahren Hypomanie, unbehandelt, seit dieser Frühlingswoche. Seit ich vierzehn war.

Und jetzt das, was die Hypomanie zum verräterischsten Symptom des ganzen Katalogs macht, zu dem, das niemand behandelt haben möchte, und ich sage es mit einer Ehrlichkeit, die sich fast kein Buch über dieses Thema erlaubt, weil es laut ausgesprochen furchtbar unangenehm klingt: Die Hypomanie fühlt sich gut an. Das ist nicht der Euphemismus von einem, der dem Unglück die gute Seite abgewinnen will, und nicht dieser Unsinn, dass jedes Unglück auch sein Gutes hat. Es ist eine Tatsache: In dieser Phase stellt das Gehirn Dopamin in Mengen her, die eine aufrichtig lustvolle Erfahrung erzeugen. Das ähnelt Gesundheit. Es ähnelt mehr als Gesundheit. Man hat das Gefühl, endlich die beste Version seiner selbst geworden zu sein, die, die man angeblich in sich trägt und die auf ihren Auftritt wartet. Du schläfst wenig und merkst es nicht, die Ideen hängen sich von selbst aneinander, du bist witzig, du bist bezaubernd, du produzierst wie nie, du kriegst eine Sicherheit, die du im Rest des Jahres nicht einmal kaufen könntest. Du arbeitest doppelt, du flirtest, du schreibst, du fängst Projekte an. Und niemand ringsum sieht darin eine Krankheit: Sie sehen jemanden, der einen Lauf hat. Niemand hat je einen Krankenwagen gerufen, weil sein Freund bezaubernd war. Einen Mann in der Hypomanie behandelt niemand: Man lädt ihn ein. Und bezahlen tut er selbst.

Es ist das einzige psychiatrische Symptom, das die Umgebung belohnt. Denk mal darüber nach: Traurigkeit macht Angst, Schlaflosigkeit beunruhigt, Wut schreckt ab. Die Hypomanie dagegen füllt den Tisch mit Leuten. Du bist der, den man im Raum haben will, der, der den anderen das Gefühl gibt, gesehen zu werden, der, der aus irgendeinem Abendessen eine Nacht macht, an die man sich erinnert. Das bin ich oft gewesen, und es gefiel allen, angefangen bei mir. Deshalb ist es eine Falle, die sich von selbst aufstellt: Kein Kranker will sich das nehmen lassen, was er als das Beste erlebt, was ihm je passiert ist, und kein Freund schlägt dem, der glänzend beieinander ist, einen Termin beim Psychiater vor. Also geht niemand hin. Man geht hin, wenn man einbricht, falls man überhaupt hingeht, und dann ist der obere Teil längst weg, und der Arzt findet nur noch das Loch. So kommt es, dass man neunzehn Jahre für eine Diagnose braucht, die einem Vierzehnjährigen ins Gesicht geschrieben stand. Und diese Verspätung ist der Preis, den niemand mitrechnet, wenn von psychischer Gesundheit die Rede ist: der teuerste von allen, und obendrein gestundet.

Und deshalb ist die Hypomanie die Phase, mit der Beziehungen anfangen. Meine sind alle in diesem Anzug gestartet, ohne eine einzige Ausnahme: der Großzügige, der, der alles organisierte, der, der bis vier Uhr morgens Gesprächsstoff hatte, der, der bei allem mitmachte und sich überall hineinsteckte. Und die Depression und die gemischten Episoden sind die Phasen, mit denen man sie verliert. Viele Jahre später, als ich gerade von einem sehr hohen Sommer herunterkam, schrieb mir eine Frau, die weiter hinten in diesem Buch vorkommt, halb im Scherz: Der Herr Verstand ist zurück, du bist manchmal öde, ich mag dich lieber, wenn du ein bisschen auf Hippie machst. Ein bisschen auf Hippie. Das Hippiemäßige war das Symptom. Das, was ihr gefiel, das mit den Ideen, der Energie, dem Reden bis in die Puppen und dem Aufspringen auf jeden Plan, war die Krankheit in ihrer sympathischen Fassung, und was sie vermisste, war genau das, was die Medikamente mir gerade nahmen. Ich mache ihr keinen Vorwurf. Ihr gefiel dasselbe, was mir gefiel.

Das Problem ist, dass die Hypomanie keine Hochebene ist, auf der man sich in aller Ruhe einrichten kann. Sie ist ein Anstieg. Und der Anstieg geht, wenn ihn niemand bremst, weiter hinauf bis zu einem Punkt, an dem kein bisschen Charme mehr übrig ist: die volle Manie, die Psychose, die Verwüstung. Was sie dir oben schenkt, kassiert sie unten wieder ein, mit Zinsen und ohne Verhandlungsspielraum, denn nach jedem Anstieg kommt immer das Grau, und je höher du gestiegen bist, desto schwärzer kommt das Grau. Mit vierzehn war der Anstieg kurz und das Grau das eines ausgeschalteten Jugendlichen über der Schulbank; die Erwachsenen legten es unter Sachen in dem Alter ab und machten mit ihren Angelegenheiten weiter. Und ich habe neunzehn Jahre lang diese Münze gezahlt, ohne überhaupt zu merken, dass ich etwas zahlte.

An dem Tag, an dem sie mir endlich den Namen gaben, auf einer psychiatrischen Station und mit der Entlassung schon in Vorbereitung, hat etwas in meinem Kopf erkannt, dass man mir gerade das Teil gereicht hatte, das mir mein ganzes Leben lang gefehlt hatte. Und dazu noch ein Randteil, eines von denen, ohne die sich gar nichts zusammensetzen lässt. Und das Erste, was hineinpasste, vor allem anderen, was in diesem Buch vorkommt, war diese Woche blendenden Lichts mit vierzehn, die alle als Sachen in dem Alter abgehakt hatten.

Und jetzt das, was ich dem mitgeben will, der das hier mit einer frisch gestellten Diagnose und mit Angst im Leib liest: Das Härteste an meiner ganzen Genesung war nicht, die Tablette mit ihrem Geschmack nach alter Münze zu

schlucken. Es war zu lernen, auf diese Version von mir zu verzichten, die mir so gut gefiel. Es war zu akzeptieren, dass der Junge aus jenem Frühling, der zum ersten Mal von den Mädchen seiner Klasse angeschaut wurde, nicht die beste Version von irgendwem war. Dass der, den ich vermisste, nicht ich in meinem besten Moment war. Er war der Brand, der gerade anfing.

Kapitel 10 · Das Sofa

Angefangen hat es in einer von den Apps, die es damals gab. Es war der Winter meiner sechsundzwanzig Jahre, mit dem Gehirn auf zweihundert und der Hypersexualität, die in alle Richtungen gleichzeitig drückte, wie ein Schlauch, der sich losreißt und von allein um sich schlägt. Ein Profil mit einem Gesicht, das hängen blieb, und einem Lächeln von der Sorte, die zu verstehen gibt, dass man da drin etwas weiß, was wir anderen nicht wissen. Und eine Nachricht, abgeschickt um zwei Uhr nachts, denn ein Gehirn in diesem Zustand muss die Energie irgendwo abladen, sonst platzt es, und um zwei Uhr nachts hat nur noch das Handy geöffnet.

Wir verabredeten uns in dem Park gegenüber ihrer Wohnung. Sie wohnte auf der anderen Straßenseite und hatte mich dorthin bestellt, aus Sicherheitsgründen, um wieder zurückgehen zu können, falls die Sache katastrophal lief. An der Bank fehlte eine Schraube in einer Latte, und mir fiel das auf, weil ich mich seit geraumer Zeit anstrengte, nicht darüber nachzudenken, was ich ihr sagen würde, und diese Latte, die unter meinem Oberschenkel wackelte, war das Einzige Feste in meiner Nähe. Nuria erschien sieben Minuten zu spät (also die Zeit, die man braucht, um hinunterzugehen und eine Straße zu überqueren, und da erkläre mir mal einer die Leistung) und setzte sich mit der Ruhe von jemandem, der im Kopf schon da war, bevor er mit dem Körper ankam. Sie trug eine völlig abgewetzte Lederjacke, eine von denen, die mehr Saisons überstanden haben, als sie zugeben, und ein Buch in der Hand, das sie den ganzen Nachmittag nicht aufschlug. Das Buch als Requisite, ein Klassiker, und ich sage das nicht böse: Ich habe genau dasselbe mit einer Gitarre gemacht.

„Und was machst du so?“

Ich brachte die Sache mit dem Studium: dass ich mit fünfundzwanzig Geschichte angefangen hatte und im ersten Semester war. Das fand sie faszinierend. Ich lächelte. Sie lächelte. Und die Latte der Bank blieb lose.

Sie war ein paar Jahre älter als ich. Sie wohnte in einer WG, die sie billig bekam, und in dieser WG wohnte auch ein Freund von ihr, der, der den Haushalt

trug und die Kosten bezahlte. Ein Mann von einer Güte, die man nicht glaubt, bis man sie aus der Nähe arbeiten sieht. Und ich erzähle, wie das von innen aussah, weil ich es von innen gesehen habe: Nuria brachte Typen mit nach Hause und schlief mit ihnen in dem Zimmer neben seinem, während er Wand an Wand schlief. Und unter diesen Typen war ich. Ich war der Besondere, das hat sie mir gesagt, und ich glaube, es stimmte. Aber ich war nicht der Einzige, und das wusste ich ab der ersten Woche. Dieser Mann liebte sie und blieb da, und zu erklären, warum er blieb, steht mir nicht zu.

Der erste Nachmittag zog sich bis drei Uhr morgens. Verliebt war ich nicht. Ich war in der Hypomanie, und das ist ein Zustand, der absolute Gewissheiten über Dinge herstellt, die alles andere als gewiss sind: Gewissheiten über Menschen, über die Intensität dessen, was gerade passiert, über die Bedeutung eines Nachmittags, der sich bis drei Uhr hinzieht. Mir kam sie außergewöhnlich vor, denn in diesem Zustand ist alles außergewöhnlich, sogar ein Geldautomat. Für Nuria war es etwas anderes, und was ich hier hinschreibe, ist, was sie mir erzählt hat, damals und später, nicht das, was ich mir zusammenreimen kann: dass sie sich in dieser Nacht begehrt fühlte wie nie zuvor, und dass ihr das, nach Jahren mit Komplexen wegen ihres eigenen Körpers, sehr viel bedeutete. Da blieb sie hängen. Und ich war sechsundzwanzig und hatte die sanfte Fassung der Krankheit an, die, die nichts kaputt macht, die niemanden in die Klinik bringt, die von außen aussieht wie ein bezaubernder Typ mit viel Energie. Damit stand ich vor ihrer Bank. Ich ging hinter ihr über die Straße und hinauf in eine Wohnung, die nach Räucherstäbchen und Katzen roch, und was ich dachte, war: Das hier ist außergewöhnlich. Und das war es auch. Es war außerdem der Anfang von etwas, das nicht gut ausgehen würde.

Am nächsten Morgen wollte sie, dass ich bleibe. Ich hatte Vorlesung. Bevor diese Woche zu Ende war, hatte sie mich viermal angerufen. Bevor der Monat zu Ende war, hatten wir uns noch dreimal getroffen, und sie hatte mich zu ihrem Geburtstag eingeladen, und nicht nur mich: auch meinen Bruder und einen Freund. Währenddessen erzählte ich zu Hause Laura, ich hätte eine neue Freundin gefunden. Und Laura war kein bisschen dumm. Nur gibt die Hypomanie dem, der sie hat, eine Überzeugungskraft beim Reden, die es extrem schwer macht, ihm nicht zu glauben.

Auf ihrem Sofa wurde geraucht. Ich fing dort an zu rauchen, bei ihr, weil das in dieser Wohnung so gemacht wurde und es mir als das Normalste der Welt erschien. Und um zu verstehen, was auf diesem Sofa passiert ist, muss man wis-

sen, wo ich herkam, denn sonst sieht der erste Joint wie eine Salonanekdote aus, und das war er nicht. In jenem Herbst, meinem ersten an der Uni, hatte ich mich im ersten Hardcore-Trainingsstudio angemeldet, das in Fakultätsnähe aufmachte, und trainierte jeden Tag; ich war ein Wettkampfsportler, der Körper täglich gemacht, kein nennenswertes Fett und keine Toleranz für gar nichts: Ich rauchte nicht, ich trank höchstens mal am Wochenende, und Cannabis war mir nie auch nur in den Sinn gekommen. Das war mein Anker, und er funktionierte. Und ich pausierte in der Prüfungspause im Winter, um mich zu konzentrieren und mich ein wenig auszuruhen, und genau in dieser Pause lernte ich Nuria kennen. Was für ein Zufall. Ohne dass ich es wusste und ohne dass es irgendjemand wusste, war der Sport das Einzige, was mir den Kopf festhielt: Die Hypomanie trug ich seit Jahren mit mir herum, aber das Training hielt sie in Schach, und ich wusste nicht einmal, dass es etwas gab, das in Schach zu halten war. Durch diese Lücke kamen die Joints herein.

Und das konnte keiner von uns beiden wissen, weder in diesem Wohnzimmer noch in irgendeinem anderen: Ein Gehirn wie meines macht THC nicht high. Es reißt es hoch. Und ein Körper wie der, den ich damals hatte, der von außen wie eine Garantie aussieht, erweist sich als genau das Gegenteil. THC gehört zu den fettlöslichsten Substanzen, die es gibt: Es bleibt nicht im Blut zirkulieren, es geht ins Gewebe, und bei regelmäßigem Gebrauch landet es im Fett, das beim Gewohnheitsraucher als Depot funktioniert und es über Wochen wieder abgibt. Ein Körper mit fast keinem Fett hat nichts, worin er es lagern könnte: Die ganze Dosis geht in die Gewebe, die am meisten Blut bekommen, und das meiste bekommt das Gehirn. Und ein Gehirn, das in seinem Leben kein THC gesehen hat, antwortet mit allen Rezeptoren auf Empfang. Bei Menschen, die täglich rauchen, wehrt sich das Gehirn, indem es etwa ein Fünftel seiner Cannabinoidrezeptoren zurückzieht (das ist mit Tomografien gemessen, und man weiß auch, dass ein Monat ohne Rauchen sie wieder an ihren Platz bringt), und deshalb wirkt derselbe Joint bei ihnen weniger; beim Anfänger dagegen schießt schlagartig das Dopamin und das Glutamat im Striatum hoch, und das ist exakt der Schaltkreis, der in einer Manie angeht. Beim Alkohol läuft es übrigens genau umgekehrt, denn er verteilt sich im Körperwasser, und Muskel besteht zu fast drei Vierteln aus Wasser: Der Sportler, der ich war, wurde von demselben Glas weniger betrunken als der Mann, zu dem ich später wurde. Der Alkohol richtete seinen Schaden erst danach an, an einem bereits zerstörten Körper. Was in jenem Winter auf nackten Körper traf, war das Cannabis.

Die Rechnung geht also andersherum auf, als es aussieht. Jeder Joint auf diesem Sofa landete in einem sauberen Gehirn, ohne jede angepasste Bremse, ohne ein Gramm Fett, das ihn abgefedert hätte, und er landete komplett. Diese Joints packten die Hypomanie, mit der ich an ihrer Bank angekommen war, und machten daraus eine Manie. Eine von denen, die sehr wohl kaputt machen. Ich schlief nicht, ich hielt nicht still, ich war überall und mit allen, und das hielt die erste Hälfte des Jahres an. Das war ich mit der Krankheit voll aufgedreht, und voll aufgedreht wegen dem, was wir bei ihr rauchten. Nuria muss geglaubt haben, dass dieser entfesselte, gesellige, unermüdliche und hypersexuelle Typ ich in Reinform war, und ich mache ihr nicht den geringsten Vorwurf: Ich glaubte es auch, und der, der da drinsteckte, war ich. Sie hat sich in ein Symptom verliebt. Und aus diesem Jahr bleibt ein Detail, das nicht zu den großen gehört und genau deshalb besser porträtiert als die großen: Diese Manien hatte sie vor Augen, und sie wusste ganz genau, was sie da sah, so genau, dass sie sogar mit meiner Familie sprach, weil sie sich Sorgen machte. Und bis dahin ging es. Kein Anruf mehr, kein Versuch, mit dem, was sie sah, irgendetwas anzufangen, kein einziges Mal in zwölf Jahren, dass sie sich zu mir gesetzt und mir erzählt hätte, was sie sah. Sie sah die Krankheit vor allen anderen und tat nichts mit ihr. Was sie elf Jahre später sehr wohl mit ihr tat, erzähle ich an seiner Stelle.

Mit den Joints war der Sport vorbei, logischerweise, denn wer raucht, hat keine Lust zu trainieren. Und als diese Gewohnheit einmal weg war, habe ich sie nie wieder zurückgeholt. Weder mit der Nächsten noch mit der danach noch mit sonst jemandem. Das war der Preis, den ich nicht kommen sah. Und hinter den Joints kam der Alkohol zurück, den ich bis dahin in der Schwebe gehalten hatte, verteilt und vom Training an der Kandare: Sobald ich aufhörte zu trainieren, fiel die Bremse weg, und das Trinken holte sich seinen Platz zurück, genau in dem Jahr, in dem die Manie bei mir ansprang. Ein perfekter Plan, wenn man vorhat, so zu enden, wie ich geendet bin.

Und aus jenem Jahr bleibt außerdem ein Streit, der uns alle porträtiert. Zu Beginn des Sommers redeten wir eine Zeit lang nicht miteinander, wegen eines vollkommen lächerlichen Grundes, so wie die echten Gründe meistens sind: Ein Bekannter von ihr hatte mir über Beziehungen einen furchtbaren Job besorgt. Das war ein grässlicher Laden mit Chefs, die die Leute mies behandelten, mit Beleidigungen und schlechten Manieren. Und ich ging dort mit einem beachtlichen Theater raus, was damals, mit der Manie an Bord, meine Art war, aus so einem Laden herauszugehen. Der Bekannte stand vor seinen Leuten furchtbar

da und war stinksauer, mit allem Recht der Welt, Nuria und ich stritten deswegen, und dann war Funkstille.

Und nun der Teil, der verhindert, dass das hier eine Rechnung gegen sie ist, und man muss ihn mit derselben Sorgfalt lesen wie das oben. Nuria wusste nichts davon. Ich auch nicht. In dieser Wohnung wusste niemand, dass unter allem eine bipolare Störung vom Typ eins lag, und es fehlten noch sieben Jahre, bis jemand ihr einen Namen gab. Sie bot an, was man in jedem Wohnzimmer Mitte dreißig anbietet, und ich griff zu. Mit meiner Hand. Ich mache sie dafür nicht verantwortlich und stelle es ihr nicht in Rechnung. Und trotzdem gibt es etwas, das ich vierzehn Jahre gebraucht habe, um es zu Ende denken zu können, und das den Kreis genau dort schließt, wo er sich geöffnet hat: Ich hätte Nuria nie kennenlernen dürfen. Das ist reine Arithmetik. Als ich ihr um zwei Uhr nachts schrieb, war ich in der Hypomanie; ohne diese Hypomanie hätte ich ihr nicht geschrieben, wäre nicht zu ihrer Bank gegangen, hätte nicht auf ihrem Sofa geraucht, hätte den Sport nicht aufgegeben, und am wahrscheinlichsten ist, dass die Kette, die endete, wo sie endete, nicht einmal angefangen hätte. Ohne meine Störung kommt Nuria in meinem Leben nicht vor. Sie war ein statistischer Fehler meiner Krankheit: der Mensch, dem ein entgleistes Gehirn im schlimmstmöglichen Moment über den Weg lief. Gesund wäre ich über diesen ersten Nachmittag auf der Bank nicht hinausgekommen. Sie war nicht die Ursache. Ich schiebe sie ihr nicht zu.

Kapitel 11 · Gehen und zurückkommen

Ich habe Laura nach zwei Jahren verlassen. Ich habe schon erzählt, wer Laura war und dass mir eine ganze Familie Platz gemacht hatte. Kein Mann bei klarem Verstand verlässt so eine Frau.

Ich habe sie verlassen. Und ich habe sie verlassen, um auf das Sofa einer anderen zu ziehen, zu rauchen und die Nächte ohne Schlaf in ihrem Bett zu verbringen. Und ab da die Entgleisung: Ich ging wieder zum Cruising (genau als es mit Nuria anfing, das Detail hat es in sich, und ich werde es nicht verstecken), ich traf mich auch über das Internet mit Männern, und ich hatte mit mehr als einem Dutzend Mädchen aus diesen Apps etwas. Man muss erklären, wie das lief, sonst klingt es nach einem anderen Film. Fast alles waren Nachmittagsbegegnungen: Man verabredet sich, man fickt, man sieht sich nicht wieder. Sie wollten dasselbe wie ich. Und mir fiel es leicht, weil ich sehr fit war, hervorragend aussah und in diesem Zustand mehr als genug Initiative hatte. Zwei oder drei waren etwas anderes: längere Geschichten, deren Verfallsdatum vom ersten Tag an feststand und beiden bekannt war, die genossen wurden, solange sie dauerten, und die nie kompliziert wurden. Und eine habe ich von der ersten Minute an so angelegt, dass sie hält, und sie ist die einzige, die gehalten hat: Mireia, von der Fakultät. Sie fing an, als ich noch mit Laura zusammen war, etwas vor der Sache mit Nuria (ich notiere es ungeschminkt, dafür schreibe ich das hier), und sie ist bis heute eine echte Freundin von mir. Mireia steckte mitten in alldem drin, sie hat mich in diesen Monaten von innen gesehen und kann bezeugen, wie der Marcos von damals war. Und daraus ergibt sich etwas, das völlig verändert, wie man lesen muss, was danach kommt: Als ich anfing, mich mit Nuria zu treffen, eröffnete ich keine jahrelange Beziehung. Ich machte exakt dasselbe, was ich mit den anderen machte. Das hätte an derselben Stelle liegen bleiben können, an der alle anderen liegen geblieben sind.

Im Sommer ging die Flut zurück. Und sobald sie zurückging, kam ich zu Laura zurück. Wir zogen zusammen in einen Ort im Speckgürtel, direkt neben ihrer Familie, und ich hielt mich zurück (und ich hielt mich unter anderem des-

halb zurück, weil meine Manie zu Ende ging, denn der Wille allein wirkt solche Wunder nicht; wer das Gegenteil behauptet, hatte noch nie eine). Mit Mireia schlief ich nicht mehr, und wir blieben Freunde. Und in dem Jahr gab es einen Dreier, und ich erzähle das, weil es passiert ist und weil in diesem Buch nichts versteckt wird.

In jenem Sommer arbeitete ich als Rettungsschwimmer im Schwimmbad einer nahe gelegenen Wohnanlage und wohnte gleich daneben. Und es war kein Ferienjob wie jeder andere: Es waren sehr viele Stunden am Tag, und der größte Teil ging für die Leute dort drauf, die Nachbarn, mit denen ich mich so gut verstand, dass ich am Ende bei ihnen zu Hause aß, und vor allem für die Kinder, von denen ich mehreren Schach beibrachte. Laura kam mich besuchen. Sie lernte die Kinder kennen, war bei der Schnitzeljagd dabei, die ich für sie organisierte, damit der letzte Nachmittag ein Fest würde, und aß mit uns die Pizzen, die wir zum Abschluss bestellten. Danach war Party, und es wurde getrunken. Während der Arbeit habe ich nie getrunken, das ist mir vollkommen klar, und ich habe es mein Leben lang nicht getan; was ich sehr wohl tat, war, mir in der Mittagspause ein Bier zu bestellen, oder zwei, und so ließ sich der Tag besser aushalten. Da der Sport mir nichts mehr ordnete, ordnete ich mich damit. Und am Abend noch eins. Nicht jeden Tag, aber an vielen. Vor Lauras Augen und ohne mich zu verstecken, denn niemandem fällt auf, dass einer nach der Arbeit ein Bier trinkt, und sie hatte keinerlei Grund, misstrauisch zu werden. Und da liegt das Problem mit dem Alkohol in diesem Land: Es geht kein Alarm los, bis nichts mehr zu machen ist, denn der Alarm kommt ab Werk abgeklemmt, und bezahlen tun wir ihn trotzdem alle.

Und so ging ich die Böschung hinunter, mit der einen oder anderen Party zu Hause, von denen man sich nicht mehr komplett erinnert. Bei einer davon pisste ich an die Wand, sturzbetrunken und in meiner eigenen Wohnung, weil ich das Bad nicht fand. Ich schreibe es, weil es wahr ist und weil es hässlich ist, und weil es genau den Punkt markiert, ab dem, nachdem der Anker Sport weg war, alles möglich war. Und als das nächste Studienjahr anfing, ohne dass ich irgendwo einstieg, weder in eine Arbeit noch in ein Training, und ich von dem lebte, was von einer alten Abfindung und vom Schwimmbad übrig war, fing ich an, täglich zu trinken, während meine Freundin arbeitete. Und zu rauchen, am Fenster oder unten auf der Straße, weil sie den Tabak in der Wohnung nicht aushielt; sie hat es natürlich gemerkt, dumm war sie nicht, und es kostete uns ein paar ernste Auseinandersetzungen. Zum Ende dieses Jahres trank ich schon

ernsthaft, oft allein und hinter Lauras Rücken. Und dieser angeheizte Kessel wartete nur noch auf einen Funken.

Denn ohne das, was ich jetzt sage, liest sich dieses Kapitel wie die Geschichte eines Typen, der nicht wusste, was er wollte, und darum geht es nicht. Oder nicht nur. Das Verlassen von Laura hat kein Mann getan, der wählt; das hat eine Manie getan, die weder vergleicht noch rechnet, die der Intensität und dem Neuen hinterherläuft und die sich Gründe herstellt, sich zu bewegen, wo es keine gibt. Das Neue zündet das Dopamin auf eine Weise, mit der die Stabilität nicht mithalten kann, und sie kann es nicht, weil sie nicht einmal in dieser Liga spielt: Ein Gehirn in der hohen Phase rechnet keine Kosten, es rechnet Intensitäten, und eine Frau, die lesend am Fenster auf dich wartet, erzielt auf dieser Skala keine Punkte, so gut sie auch sein mag. Ich nenne das eine Episodenentscheidung, und man sollte lernen, sie zu erkennen, denn in diesem Buch werden noch einige vorkommen: Entscheidungen, die aussehen, als hätte ein Mensch sie getroffen, und die in Wahrheit eine Phase getroffen hat. Man erkennt sie an einer sehr einfachen Kleinigkeit, nämlich daran, dass dieser Mensch sie weder vorher noch nachher getroffen hätte. Der Schaden ist meiner, und Laura habe ich ihn abgezahlt, so gut ich konnte. Was ich nicht sagen kann, ist, dass die Entscheidung meine war, denn getroffen hat sie niemand: Eine Phase hat sie getroffen, und sobald die Phase ging, ging die Entscheidung hinterher.

Und das Zurückkommen habe auch nicht ganz ich entschieden, so gern ich das unterschreiben würde. Es gibt etwas, das ich ab Werk mitbringe und von dem ich erst nach Jahren erfuhr, dass es einen Namen hat: die Trennungsangst beim Erwachsenen. Das ist keine Redensart: Das ist eine Diagnose mit eigenem Namen, und in den Patientenreihen mit bipolarer Störung taucht sie mit bestialischer Häufigkeit auf, bei etwa vier von zehn, je nach den Studien, die sich drangemacht haben, das zu messen. Meine hat ein Anfangsdatum: die zwanzig Jahre und die Art, wie mein Vater gegangen ist. Ein Bindungssystem, das keine Trennung zulässt und das, wenn jemand, den ich liebe, geht oder wenn ich ihn verliere, nicht traurig wird, sondern anfängt zu suchen (und das hat seine Erklärung, die ich an der Stelle gebe, an der sie hingehört, in der Nacht mit dem Hund). Zurückkommen ist das, was ich tue. Ich habe es vor einiger Zeit aufgeschrieben und halte es Wort für Wort aufrecht: Allein leben hasse ich, ich verabscheue es aus ganzer Seele, und mich allein zu tragen, konnte ich nicht. So dass die Manie mich von oben aus Lauras Wohnung herausholte und die Bindung mich von unten zu ihr zurückbrachte, und auf keiner der beiden Strecken

saß ich ganz am Steuer. Was nichts daran ändert, dass die Rückkehr das Beste war, was ich in diesem ganzen Jahr getan habe. Und beide Male, ich habe es schon gesagt, blieb sie derselbe Mensch. Auch das ist ein klinischer Befund, auch wenn der Befund ihrer ist und nicht meiner.

Dieses zweite Zusammenleben dauerte elf Monate, in dem Ort, mit ihrer Familie gleich um die Ecke und einem Bier zu jeder Mahlzeit. Laura wollte heiraten, Kinder haben, ein Leben aufbauen, und sie wollte es seit Jahren mit mir aufbauen. Ich trank allein, während sie arbeitete, und dachte über nichts nach. Von dort bis zu Rocío war der Weg sehr kurz.

Kapitel 12 · Rocíos Haus

Rocío habe ich gefunden, als ich in der düsteren Ecke des Internets nach Partnertausch suchte, in einer Nacht jenes Winters, in dem ich allein trank, während Laura arbeitete. Laura zu überzeugen kostete mich nicht viel (aus der Routine auszubrechen ist immer ein Bonbon, das griffbereit liegt), und wir empfingen die beiden bei uns, sie und ihren Freund. Wir fickten alle, der eine mehr, der andere weniger. Hält man sich an das offizielle Protokoll, ging der Abend schief: Am nächsten Tag kamen die Vorwürfe, dass du sie gefickt hast, ohne mich anzusehen, dass sich das nicht wiederholt. Aber es gab ein geheimes Protokoll mit einer Zeile, die ich nicht laut vorlas, und die Zeile lautete, dass dieses Mädchen mir gefallen hatte. Der Körper auch, wozu lügen. Vor allem die Haltung: die von jemandem, dem völlig klar ist, was er ist, der bis zum Hals in den Schlamm steigt und keine Sekunde darauf verschwendet, an das Gerede anderer zu denken.

Ein paar Tage später fing sie an, mir zu schreiben. Dass sie ihren Freund verlassen habe, dass es ihr egal sei, allein zu kommen, wozu ich mir wegen der Sache mit der Freundin den Kopf zerbräche, wo das doch ohnehin nur eine angenehme Stunde werden würde und fertig. Sie war sehr jung, aus gutem Haus, und ständig mit Tieren unterwegs. Sie hatte eine gelassene Sturheit, gegen die noch kein Gegenmittel erfunden wurde, eine tiefe Stimme, die nicht zu diesem Kindergesicht passte, und Augen, die die Welt mit einer Geschwindigkeit lasen, in der ich mich sofort wiedererkannte: Sie hatte den Dingen schon lange vor meiner Ankunft die Kante gesucht. Ich unterdessen: siebenundzwanzig, keinen Cent, die Prüfungen gerade erbrochen, und eine Partnerin, die zu Hause auf mich wartete. Und eine Frau zu betrügen, die ich geliebt hatte, drehte mir wirklich den Magen um, mit einem unangenehmen, lästigen Zittern. Aufgehalten hat es mich auch nicht. Merkt euch beides, und merkt euch den Altersunterschied.

Einen Monat später trafen wir uns zu zweit, und wir trafen uns bei mir, in der Wohnung, die Lauras und meine war, während Laura Schicht hatte. Es war eine

doppelte Untreue, denn Rocío war noch mit ihrem Freund zusammen, und wir gingen beide durch diese Tür und wussten, was wir taten.

„Auf die Knie“, sagte ich, ohne es gedacht zu haben.

Und sie tat es mit einer Ruhe, die mich auseinandernahm. Nicht wie jemand, der gehorcht. Wie jemand, der etwas wiedererkennt. Damals schrieb ich, ich wisse nicht, woher dieser Befehl gekommen sei. Ich wusste es doch. Ich habe es immer gewusst, und ich habe Jahre gebraucht, es aufzuschreiben. Er kam von zwei Orten, und beide hat man mir als Kind aufgesetzt. Erstens: diese Männer, die von den dreizehn Jahren, die mich auf die Knie gezwungen haben, die mich zur Unterwerfung brachten und die mir Material vorlegten, das kein Kind je sehen dürfte. Und zweitens: ein Bildschirm, der mir ein paar Jahre später erklärte, das sei kein Schaden gewesen, das sei ein Genre mit eigenem Namen, eigener Ästhetik und treuem Publikum. Ich bin nicht mit der Lust, jemanden zu demütigen, auf die Welt gekommen. Meine ersten Beziehungen zu Frauen waren ganz gewöhnlich, Vanille bis zum Abwinken. Das andere hat sich später eingerichtet, und gezwungen hat mich niemand, was schlimmer ist und genauer: Man hat mir beigebracht, was ich begehren soll, und durch Wiederholung wurde es zu meiner Art, erregt zu werden. Als ich Rocío also sagte, sie solle sich hinknien, wiederholte ich, was man mir angetan hatte, und versuchte gleichzeitig, die Herrschaft über einen Körper zurückzuholen, den andere sich genommen hatten, ohne zu fragen. Beides auf einmal. Und das wusste weder sie noch wusste ich es. Ich erzähle es, weil erklären nicht entschuldigen heißt, und weil über dieser Beziehung später eine Erzählung von Bosheit errichtet wurde, und zur Bosheit kommt man nur, wenn der Rest der Information fehlt.

Ich suchte ihr einen anderen Namen, einen, der nur uns gehörte, und gab ihn ihr: Fiera. Unterwürfig war sie bis in die Poren; was ihr immer gefehlt hatte, war ein Herr, der wirklich einer war. Und jetzt das Geständnis: Ich war keiner. Ich nahm mir vor, es mit aller Kraft zu spielen, und es kam ein Punkt auf dem Weg, an dem mir die Verkleidung an der Haut klebte. Aber diese Figur kam nicht aus der Dynamik heraus. Außerhalb der Rolle, und dort verbrachten wir fast alle Stunden, waren wir zwei beliebige Menschen: Serien, Kochen, Mitschriften, klassische Musik, ein Abend im Ballett. Und ja: Es wurde Wasser aus einem Napf auf dem Boden getrunken, es gab Schläge von den harten, und sie war zu jeder Uhrzeit für mich verfügbar. Nur setzte sich genau dieser Herr jeden Abend hin, um ihr das Haar zu bürsten und ihr aus einem Buch vorzulesen, bis sie einschlief. Dieser Herr war ich. Die Abmachung stand ab dem ersten

Tag: Sie erfüllte alles, was wir vereinbarten, und ich überschritt ihr keine einzige Grenze. Das Sicherheitswort suchte sie aus, und in der ganzen Zeit, die wir zusammen waren, hat sie es nie ausgesprochen; warum sie es nicht ausgesprochen hat, muss sie erzählen, wenn sie eines Tages will. Und sie brachte mir das Reiten bei. Von da an gingen wir jede Woche reiten, sie wie jemand, der es seit ihrer Kindheit tut, und ich, ohne es ganz glauben zu können. Mit ihr habe ich alles gemacht, und von allem, was wir gemacht haben, war das das Schönste, weit über jeder Session.

Am Ende jenes Winters rückte ich zu Hause mit der Wahrheit heraus: Ich sagte Laura, dass ich Rocío nicht aufgehört hatte zu sehen und dass daraus bei mir Verliebtheit wurde. Dazwischen lag eine ganze Woche auf dem Dorffest in Mireias Ort, wo ich trank wie ein Kosake und die Hypomanie, die ich schon mitbrachte, den Sprung in die Manie machte, und in diesem Zustand traf ich die Entscheidung. Und Laura reagierte, wie jeder reagiert, dem gerade das Haus abbrennt: Sie griff nach dem Nächstbesten, um zu retten, was zu retten ist. Ihr kam, aus purer Verzweiflung, die Idee, sie zu integrieren. Dass Rocío die Unterwürfige von uns beiden würde. Also saß Rocío eines Nachmittags in unserem Wohnzimmer, und es war Laura, die es ihr ins Gesicht vorschlug. Rocío sagte Nein. Dass sie nicht das Spielzeug eines Paares sein werde und dass sie meinetwegen hier sei. Sie schloss sich eine Weile im Bad ein, kam heraus, durchquerte die Wohnung und stürzte die Treppe und die Straße hinunter. Ich rannte hinterher. Da habe ich gewählt: nicht in irgendeinem Büro und nicht in einem vernünftigen Gespräch unter Erwachsenen, sondern im Laufschritt über einen Bürgersteig hinter einem halben Kind her, und mit der Frau, mit der ich seit Jahren zusammen war, allein mitten in diesem Wohnzimmer. Ich weiß nicht, wie viele Tage zwischen dieser Szene und dem Tag lagen, an dem Laura ihre Koffer packte. Ich weiß, dass sie sie packte, und ich weiß, dass sie recht damit hatte. Was ich da machte, hält niemand aus. Laura wollte ein Leben. Und ich war in einer anderen Wirklichkeit: Ich wollte ein halbes Kind in einem Verlies auspeitschen.

Und unsere Sache blieb nicht zwischen den vier Wänden eines Zimmers eingesperrt. Sie holte mich mit einer Selbstverständlichkeit in ihre Familie, mit der ich nicht gerechnet hatte: fast anderthalb Jahre unter einem Dach mit ihr, ihrer Mutter und ihrer Schwester. Nicht zu Besuch: dort lebend. Und ihre Mutter wusste ganz genau, was das für eine Beziehung war, und urteilte über rein gar nichts; sie setzte mich mit einem Teller vor der Nase an den Tisch und behan-

delte mich wie einen aus dem Haus. Und aus diesem Haus gibt es eine Szene, die genau so erzählt werden muss, wie sie passiert ist. Rocíos Vater fand ihre Konten an einem Computer offen und fing an, unsere Unterhaltungen zu lesen, die alles andere als harmlos waren. Er verstand rein gar nichts, und ich mache ihm nicht den geringsten Vorwurf. Er tauchte außer sich auf, um mich zu suchen. Und da stellte sich Rocío dazwischen. Sie baute sich vor ihrem Vater auf und verteidigte mich mit einer Wildheit, die ich noch nie an ihr gesehen hatte: dass es ihre Entscheidung sei, dass genau das sei, was sie wolle, dass sie verliebt sei und dass er darin nichts zu suchen habe. Und ihre Mutter, die daneben stand und alles mit anhörte, verteidigte mich genauso. Er beruhigte sich und ging. Wir gingen in einen Park, und dort weinte sie lange, völlig fertig. Aber sie nahm kein einziges Wort zurück.

Nach vier Monaten kam das Halsband. Ich ließ es maßanfertigen: ein Lederband mit einem Anhänger daran und, auf dem Anhänger, der Name, den nur wir beide benutzten. Sie trug es jeden Tag und überall, und wenn jemand sie fragte, was das sei, antwortete sie mit unschuldigster Miene, das habe ihr Freund ihr geschenkt. Mich überraschte die Feierlichkeit, mit der sie es entgegennahm: Da war nirgends die Erregung des Verbotenen, da war der Ernst von jemandem, der eine Verpflichtung unterschreibt. Sie sagte Ja, und sie sagte, sie werde es ein einziges Mal sagen, denn es werde ein Ja für immer sein. Das Ritual habe ich geschrieben, und was ich damals dazu gesagt habe, unterschreibe ich heute mit denselben Worten: Es war ergreifender als viele Hochzeitszeremonien. Das Letzte, was ich aus jener Zeit aufgeschrieben habe, endete damit, dass ja, ich sie liebte, man sieh einer an, und dass wir ja sehen würden, wie lange das hielte.

Und jetzt, was das alles in Wirklichkeit war, mit dem Namen gesagt, der ihm zusteht. Diese Beziehung war keine Wahl: Sie war ein Symptom auf zwei Beinen. Was die Hypersexualität bei dieser Krankheit ist, habe ich an seiner Stelle erklärt, mit ihren drei Motoren; hierher gehört, was diese Motoren mit einer konkreten Szene gemacht haben. Wenn das Belohnungssystem hochtourig läuft, steigt das Verlangen nicht nur: Es wird breiter. Plötzlich geraten Körper, Altersgruppen und Situationen auf den Radar, die außerhalb der Episode nie daraufgeraten wären, und es ist nicht so, dass sich die Identität geändert hätte: Die Manie senkt einem schlagartig alle Schwellen und dreht alles Neue lauter. Und wir reden hier nicht von der sogenannten Sexsucht, die es unabhängig von der Stimmung gibt: Bei dieser Krankheit ist die Sache episodisch, sie schießt in der hohen Phase hoch, sie erlischt in der Depression bis zur völligen Gleichgültig-

keit, und sie geht zurück, wenn die Stimmung sich stabilisiert. In meinem Fall kam sie außerdem auf einer Straße, die seit meinem dreizehnten Lebensjahr asphaltiert war. Ich habe kein halbes Kind gewählt, und ich habe diese Welt nicht gewählt: Gewählt hat sie eine nicht diagnostizierte Krankheit, die niemand zu lesen wusste, und der Beweis liegt in dem, was geschah, als man sie mir endlich benannte und behandelte, denn seitdem bin ich keiner Partnerin mehr untreu gewesen. Kein einziges Mal. In diesem Buch fallen die stabilen Abschnitte exakt mit den Abschnitten zusammen, in denen ich treu war, und das darf man keinem Verdienst des Charakters gutschreiben: Es ist die Landkarte der Krankheit, durchgepaust über meine Biografie. Für den Schaden stehe ich gerade. Für das Symptom nicht.

Es gibt eine Frage, die niemand laut stellt und die trotzdem im Raum hängt, wenn man erzählt, was ich gerade erzählt habe, mit den dreizehn Jahren auf der einen Seite und einem Mädchen, das gerade aus der Pubertät heraus war, auf der anderen. Ich beantworte sie, und zwar in aller Deutlichkeit: nein. Niemals. Kein Impuls, kein Antrieb, kein einziges Mal in vierzig Jahren. Weder bei den Kindern aus diesem Schwimmbad noch bei irgendeinem anderen Kind, und der Zustand ist egal: nicht in der Manie, nicht mitten in einer Episode, nicht im schlimmsten Moment, in dem ich mich je erlebt habe. Das, was man mir angetan hat, indem man ausnutzte, dass ein Kind vertraut, habe ich niemandem angetan.

Wie das ausging und was ich im Blut hatte, als es ausging, hat sein eigenes Kapitel. Hierher gehört das andere, das, was wir damals nicht hatten und später hatten. Fünf Jahre später suchte Rocío mich, und nicht, um etwas wieder aufzunehmen, sondern um jemanden zu sehen, den sie geliebt hatte. Sie hatte einen anderthalbjährigen Sohn von einem Partner, mit dem es schlecht geendet hatte. Sie kam zur Tür herein, und ich merkte sofort, dass etwas an ihr anders war: Das Muttersein hatte ihr eine Schwere gegeben, die sie vorher nicht hatte. In jenem Winter, an einem Nachmittag, schliefen wir zärtlich und behutsam miteinander, ihr Genuss vor meinem; es war das einzige Mal im ganzen Jahr, denn weder sie noch ich suchten das. Und es ähnelte nichts von dem, was wir vorher gehabt hatten: Da war kein Rest dieser Architektur mehr, keine Rolle, nichts.

Und es gibt noch eine Szene, bei ihr zu Hause, an einem Besuchsnachmittag, wir beide saßen und redeten. Der Kleine meldete seine Rechte an, sie nahm ihn auf den Arm und begann ihn dort zu stillen, mit dieser Selbstverständlichkeit einer Mutter, die nicht vorhat, wegen so einer Lappalie ein Gespräch zu unterbre-

chen. Ich sah sie an und spürte etwas, das ich in dem Moment nicht benennen konnte und das ich heute Zärtlichkeit nenne. Sie sagte, sie merke, dass ich anders sei: dass der Mann, der ihr gegenübersitze, nicht mehr dieser Herr sei, dass ich Nähe anders verstünde und dass ich über das Sorgen Dinge gelernt hätte, von denen ich Jahre zuvor keine Ahnung gehabt hätte. Sie sagte mir, mit genau diesem Ausdruck, sie sehe mich als feministisch und modern. Ich sagte ihr, dass ihr Körper wunderschön sei. Ich sagte es, weil es stimmte und weil ich ahnte, dass sie es lange von niemandem gehört hatte. Und sie weinte ein wenig. Nicht vor Schmerz, so kam es mir vor. Vor Erleichterung.

Und was ich war, steckt in diesen anderthalb Jahren in ihrem Haus: in dem Herrn, der ihr das Haar bürstete und ihr Bücher vorlas, in den Pferden, in dem Teller, den ihre Mutter mir hinstellte. Auch das hat sich gezeigt, und sehr viel länger als das andere.

Kapitel 13 · Das Apartment

In jenem Frühling fing ich an, ernsthaft Drogen zu nehmen, und ich sage es so, ohne die Verkleinerungsform, die man sich zulegt, um nachts ruhig zu schlafen. Ich schleppte mehr als genug offene Prüfungen mit mir herum (in den Monaten davor hatte ich mich zu sehr mit Rocío abgelenkt, und mit achtundzwanzig, wenn ein halbes Kind in deinem Bett schläft, können Prüfungen nicht mithalten), und ich rettete das Studienjahr mit Ach und Krach, auf der Basis von Mephedron, ganze Tage lernen ohne Schlaf, hyperfunktional und hochzufrieden mit mir selbst, was genau der Zustand ist, in dem ein Bipolarer seine schlechtesten Lebensläufe unterschreibt. In demselben Frühling war ich nach Bulgarien gereist, um endlich meine Tochter Claudia kennenzulernen, die noch eine Weile brauchen wird, bis sie in diese Geschichte eintritt, aber sie tritt ein; und diese Reise, die das Schönste hätte sein sollen, was mir seit Jahren passiert war, hat mich hochgerissen. Ich kam mit dem Gehirn auf zweihundert zurück, und mit mir kamen GHB und Mephedron in die Wohnung, erst hinter Rocíos Rücken und dann vor ihren Augen. Einmal, in jenem Frühling, hatten wir beide Sex unter Drogen. Und in diesen Wochen verlangte ich Dinge von ihr, die über die Stränge schlugen. Nichts, wozu sie Nein gesagt hätte (das Sicherheitswort hat sie nie benutzt, das habe ich schon erzählt, und sie hat sich nie etwas verweigert, um mir zu gefallen), aber ich weiß, dass sie falsch waren, und ich wusste es schon damals, mit diesem Teil von mir, der die Szene weiter aus einer Ecke beobachtete. So kamen wir beide zu jenem Wochenende in einer anderen Stadt.

Wir waren in ein Apartment gefahren, für zwei Tage, nur wir. Ich nahm zu viel GHB. Was danach kam, habe ich in Stücken, wie einen schlecht geschnittenen Film: das Apartment, eine Aggressivität, die schlagartig und ohne Vorwarnung hochkam, ich, wie ich von ihr verlangte, mit mir zu konsumieren, eine Hand von mir an ihrem Hals (eine Hand, oder so glaube ich mich zu erinnern, denn daran erinnere ich mich nicht gut) und dann der Boden. Und ich will genau sein mit dem, was ich habe, und mit dem, was ich nicht habe, denn in diesem Kapitel ist das das Einzige, was ich anbieten kann. Ich verfüge über keine

saubere Szene. Von dem, was in diesem Apartment geschah, bevor ich zu Boden fiel, bleiben mir Blitze und sonst nichts. Ich weiß, dass ich aggressiv wurde. Ich weiß, dass ich von ihr verlangte, mit mir zu konsumieren. Und ich weiß, weil ich es zwölf Jahre lang aus jedem denkbaren Winkel angesehen habe, dass ich sie nicht geschlagen habe. Der Rest, was genau ich zu ihr gesagt habe, was ich mit den Händen getan habe, wie lange das gedauert hat, den habe ich nicht, und ich sage lieber, dass ich ihn nicht habe, als das Loch mit der Fassung zu füllen, die mir am besten passt, was alle Welt mit Löchern tut und was in diesem Buch verboten ist.

Ich verlor das Bewusstsein. Kein Koma und kein Krankenhaus: GHB haut einen, wenn kein Alkohol dahintersteht, um, aber es haut einen eine Weile um, und das war's. Rocío, zu Tode erschrocken und ohne zu wissen, an wen sie sich wenden sollte, rief eine gemeinsame Freundin an, und die Freundin sagte ihr, sie solle den Rettungsdienst holen, was genau das Richtige war. Die Ärzte kamen, weckten mich, untersuchten mich, sahen, dass es mir gut ging und dass man mich nirgendwohin bringen musste, und fuhren wieder.

Und es gibt ein Detail dieser Nacht, für das ich Jahre gebraucht habe, um mich zu trauen, es anzusehen: Sie wurde nicht wütend. Angst hatte sie, glaube ich, schon, und diese Angst schreibe ich mir ebenfalls zu. Aber zu Hause verhielt sie sich vollkommen normal, als wäre das gar nicht so schlimm gewesen. Wir kamen beide aus einer Dynamik, in der Gewalt zwischen uns vereinbart und normalisiert war, mit ihren Regeln und ihren stolz getragenen Spuren, und deshalb wurde das von jener Nacht im Moment selbst nicht als das Gewaltsame erlebt, das es war. Das macht es nicht weniger schwer. Es macht es schwerer zu sehen, was schlimmer ist, denn was man nicht sieht, hält man auch nicht auf.

Und dann kam mein Teil, der Teil, der mich porträtiert. Ich wurde fuchsteufelswild. Auf sie. Weil sie angerufen hatte. Ich brach das Wochenende ab, wir fuhren mit dem Auto zurück nach Barcelona, und ich saß die ganze Strecke verstockt und unerträglich da und bestrafte sie mit Schweigen dafür, dass sie das einzig Vernünftige getan hatte, was man in dieser Nacht tun konnte. Heute weiß ich, woher das alles kam, und es zu wissen löscht es nicht: Es war Reizbarkeit in Reinform, von der Sorte, die nach der Episode kommt, gemischt mit der Panik, die ich seit den Zeiten des Besucherraums vor jedem hatte, der eine Uniform trug, Jahre bevor mich irgendjemand irgendwo eingewiesen hat. Es waren Ärzte in ein Zimmer gekommen, um mich zu holen, und ein uralter Teil

meines Kopfes las darin, was er mit sechzehn gelernt hatte: dass es, wenn jemand in Uniform auftaucht, daran liegt, dass jemand mitgenommen wird. Und diese Angst wurde bei mir zu Aggressivität nach außen, was die Angst meistens tut, wenn sie keinen Weg findet, sich auszusprechen. Und es gibt etwas Schlimmeres als das Schweigen im Auto: Die Fürsorge danach wäre meine Aufgabe gewesen, und ich habe sie nicht geleistet. Keine Umarmung, kein Wort, kein Danke, dass du angerufen hast. Rocío hat das alles allein gefressen, und sie hat es mir nie vorgehalten. Weder damals noch später. Und über die Freundin, die ans Telefon ging, muss man genau dasselbe sagen und mit derselben Klarheit: Sie hat alles getan, was sie konnte, um mir zu helfen, in dieser Nacht und in den folgenden. Ein verzweifeltes Mädchen bat sie mitten in der Nacht um Hilfe, sie reagierte, und sie reagierte richtig. Ich habe mich nicht bedankt. Ich war obendrein auch auf sie wütend.

Ohne den Namen für das, was in diesem Apartment geschah, liest sich das alles wie die Geschichte eines Typen, der es mit den Drogen übertrieb und gewalttätig wurde, was die halbe Wahrheit ist und genau die Hälfte, die nichts erklärt. GHB hat für ein Gehirn wie meines ein sehr konkretes Problem: Es ist keine Freizeitdroge, es ist Kerosin, ins Feuer gekippt. Es ist ein Dämpfer und kein Aufputschmittel, so sehr die erste Stunde auch täuscht: Es arbeitet an derselben Bremsanlage des Gehirns wie der Alkohol, und es hat eine so enge Dosiskurve, dass zwischen Euphorie und Boden ein Milliliter liegen kann. Mit wenig Enthemmung und Lust auf alles; mit ein klein wenig mehr geht das Gehirn aus, wie ein Haus ausgeht, wenn der Fehlerstromschutzschalter fliegt; und mit Alkohol gemischt kann die Atmung hinterhergehen, und daran sind Leute gestorben, die niemand Suizidenten genannt hat. Meines war die Mitte: eine Dosis, die reichte, um mich eine Weile auszuschalten, und nicht reichte, um mich umzubringen, mit der Krankheit darunter, die nach oben drückte. Und bevor es ausschaltet, im Anstieg, macht GHB mit einem bipolaren Gehirn dasselbe, was das Cannabis auf Nurias Sofa mit mir gemacht hatte: Es hebt die Impulskontrolle vollständig auf. Du handelst, bevor der Kopf Zeit hat einzugreifen, das limbische System roh und ohne präfrontalen Kortex, der es hält. Ein Auto ohne Bremsen mit frisch getuntem Motor.

Und was auf der anderen Seite herauskam, trug eine andere Unterschrift, und diese Unterschrift hat auch einen Namen. Die Manie der Filme ist die euphorische: der Typ, der lacht, der alle einlädt, der kauft, was er nicht braucht. Aber es gibt eine Manie, die nicht lacht, und in den Handbüchern steht sie als gemischte

Episode oder als Manie mit gemischten Merkmalen: die Energie und die Beschleunigung des oberen Pols mit der Stimmung des unteren, Reizbarkeit statt Freude, Erregung statt Vorfreude, ein Körper mit zweihundert Sachen, gelenkt von einem Kopf, der alles hasst. Von allen Zuständen dieser Krankheit ist er der gefährlichste, und das ist nicht meine Meinung: Es ist die Phase, in der sich die meiste Aggressivität, die meiste Impulsivität und die meisten Suizidversuche bündeln, gerade weil sie die Energie, etwas zu tun, mit dem Wunsch, nicht weiterzumachen, zusammenbringt. Und die Substanzen, die das Nervensystem dämpfen, mit Alkohol und GHB an der Spitze, stellen sie mit erschreckender Leichtigkeit her: Sie treiben dir die Reizbarkeit hoch, sie nehmen dir die Bremse und geben dir nichts dafür zurück. Der Mann, der in diesem Apartment forderte, und der Mann, der in diesem Auto mit Schweigen bestrafte, waren derselbe Zustand mit ein paar Stunden Abstand. Eine undiagnostizierte Hypomanie, eine Überdosis obendrauf und, ein paar Wochen entfernt, eine Manie mit Psychose, die noch bevorstand: die Krankheit, die nach der Substanz verlangt, und die Substanz, die die Krankheit abfeuert. Und mitten in alldem ein sehr junges Mädchen, das ich liebte und dem ich wehgetan habe.

Ich erzähle es aus zwei Gründen. Erstens, weil es das einzige Mal in einundvierzig Jahren ist, dass ich gegenüber einer Partnerin aggressiv geworden bin. Einmal. Mit einer Überdosis im Leib, mit der Krankheit noch ohne Namen und ohne dass ich sie geschlagen hätte, und trotzdem ist es passiert, und ich erzähle es, bevor ein anderer kommt und es erzählt. Und zweitens, weil, als Jahre später in einer bestimmten Gruppe eines dieser Wörter über mich in Umlauf kam, die niemand mehr aufhält, dies die einzige Tatsache war, die unter dem ganzen Film lag. Und es war nicht einmal die, die erzählt wurde. Dieses Wort kam nicht aus einer Akte und nicht aus dem Mund einer Fachperson: Es kam aus einer realen Szene, erzählt jemandem, der nicht dabei war, zu einer Zeit, in der keiner von uns dreien das Vokabular oder die Information hatte. Und wenn ein solches Wort einmal ins Rollen kommt, hält es niemand mehr auf: Es wird weitergegeben, es wird vererbt, und es kommt viele Jahre später zurück, aus anderen Mündern, und klingt exakt gleich. Ich sage es einmal, mit der Kühle, mit der man eine Tatsache sagt, und komme nicht darauf zurück: Mich hat nie jemand wegen Misshandlung angezeigt. Kein Gericht hatte je eine solche Anzeige mit meinem Namen darauf, denn diese Anzeige existiert nicht.

Und jetzt mein Anteil an alldem, und das ist der Teil, der mich am wenigsten begünstigt. Ich war achtundzwanzig, und sie war fast zehn Jahre jünger als ich.

Und das erkläre ich mir von dort aus, wo ich heute stehe, nicht mehr mit dem Wort Freiheit. Der Erwachsene in diesem Zimmer war ich, auch wenn mein Gehirn kaputt war und ich es nicht wusste. Rocío habe ich nie um Verzeihung gebeten. Kein einziges Mal. Andere habe ich darum gebeten, und in diesem Buch wird erzählt, wann und auf welche Weise. Sie nicht, und ich schulde es ihr aus etlichen Gründen: wegen dieser Wochen, wegen dem, was in dem Apartment passiert ist, wegen der Rückfahrt in diesem Auto, wegen der Fürsorge, die ich ihr nicht gegeben habe. Und ich werde es ihr nicht schicken, denn das steht mir nicht zu. Ich lasse es hier geschrieben stehen, was der einzige Ort ist, an dem ich es lassen kann, und es soll taugen, wozu es taugt, oder zu nichts. Das kam aus einer undiagnostizierten Krankheit und hat ihr trotzdem wehgetan. Deshalb ist eine Erklärung nie eine Entschuldigung, und ich habe ihr weder das eine noch das andere gegeben.

Und noch eine letzte Sache, denn es ist eine der ganz wenigen Gelegenheiten in dieser Geschichte, bei der ich etwas auf Anhieb gelernt habe. Da waren die Designerdrogen zu Ende. Sie waren nach meiner Rückkehr aus Bulgarien in mein Leben gekommen, und in diesem Apartment war Schluss damit, knapp einen Monat später. Und es lag nicht an Vernunft und nicht an Disziplin: Ich hörte auf, weil mir diese Nacht eine fürchterliche Angst in den Leib gejagt hat. Zu sehen, wozu mein Kopf mit dem Zeug im Körper fähig war, und das in vier Wochen, hat mir gereicht. Es hielt fast ein Jahr. Was mein Kopf in den Tagen danach anstellte, ohne jede Substanz und ohne einen Termin zu machen, war sehr viel schlimmer.

Kapitel 14 · Das Handwerk des Lesens

Ich habe Geschichte aus Liebe zur Geschichte studiert. Es war kein Karriereplan, ich hatte keine Rechnung über die Berufsaussichten aufgemacht, und ganz sicher hat sich niemand mit mir hingesetzt, um mir zu erklären, wie der Arbeitsmarkt aussah. Ich fing mit fünfundzwanzig an, und ich fing verliebt an, mit dieser sehr genauen Intensität dessen, der endlich die Sprache gefunden hat, in der sein Kopf mühelos denkt. Denn Geschichte handelt von Mustern: davon, wie sich Kräfte anhäufen, wie Systeme platzen, wie das, was wie ein Unfall aussieht, Wurzeln von Jahrzehnten oder Jahrhunderten hatte. Und für ein Gehirn, das die Wirklichkeit auf der Jagd nach Verbindungen verarbeitete, und mit einer Geschwindigkeit, bei der die anderen nicht mitkamen, war dieses Studium der einzige Ort, an dem diese Verarbeitung etwas Brauchbares herstellte statt eines Wahns. Es ist in beiden Fällen dieselbe Maschine: Stellt man sie vor ein Archiv, kommt eine Methode heraus; stellt man sie vor ein Autokennzeichen, kommt ein Zeichen Gottes heraus.

Die Arbeiten, die ich an der Fakultät ablieferte, hatten ein Merkmal, auf das meine Dozenten mich mit einer Mischung aus Zustimmung und Unbehagen hinwiesen, und das ist exakt die Mischung, die ich mein Leben lang ausgelöst habe: Sie gingen immer über das hinaus, was verlangt war. Arbeit über fünf Seiten, zwölf Seiten abgegeben. Und es war kein Exhibitionismus, oder nicht nur: Das Thema ließ sich einfach nicht auf fünf Seiten schließen, ohne dass unterwegs etwas verloren ging. Auch das war Hypomanie, auch wenn es damals fleißig sein hieß. Die Unfähigkeit, eine Grenze zu setzen, zu wissen, an welchem Punkt man aufhört, zuzugeben, dass eine kürzere Fassung reichen kann, auch wenn sie hinkt.

Die letzten acht Prüfungen habe ich Martas wegen liegen lassen. Ich war neunundzwanzig, und die Lücke dieser acht Prüfungen, die mich vom Abschluss trennten, füllte der technische Support für Softwarefirmen, was, und darin liegt der Witz, das exakte Gegenteil von Geschichte ist: Bei der einen liest man, was passiert ist, um zu verstehen, warum es passiert ist; beim anderen

startet man neu und schaut, ob das reicht. Ich gebe Marta nicht die Schuld. Ich habe gewählt. Nur habe ich in der Hypomanie gewählt, mit dieser überbordenden Überzeugung, dass Liebe jeden Verzicht rechtfertigt, und mit der absoluten Sicherheit, dass für alles Zeit sein würde. Sie war es nicht. Sie ist es nie, und hier erst recht nicht. Die Geschichte blieb in einem Ordner auf dem Schreibtisch liegen, und darin die Notizen zu dem, was mir fehlte, und ab und zu mache ich sie auf und lese sie mit diesem ganz besonderen Vergnügen, etwas zu lesen, das ich selbst geschrieben hätte, wenn man mir die Gelegenheit gegeben hätte. Es gibt Tage, an denen ich mich frage, wer ich wäre, wenn die Diagnose zehn Jahre früher gekommen wäre. Eine Antwort habe ich nicht. Und ich weiß genau, dass die Frage zu nichts taugt, was mich nicht daran hindert, sie mir einen Tag um den anderen zu stellen, denn dafür bin ich der, der ich bin. Wovon ich sicher bin, ist, was die Krankheit mir da genommen hat, und es war kein Abschluss: Es war eine Identität. Ein Mann, der Archive liest und das Muster findet, statt eines Mannes, der Geräte neu startet und dann wartet.

Was da ist, ist da. Und in dem, was da ist, steckt meine Tochter Claudia, die mir bei der letzten Reise erzählte, dass sie Philosophie studieren will. Diese Ironie handhabe ich vorsichtig, so wie man Dinge handhabt, die nicht ganz in eine einzige Empfindung passen. Und es gibt ein Detail, das diesem Kapitel den Sinn verschiebt, und ich habe es selbst vor ein paar Monaten gesagt, ohne ihm die geringste Bedeutung beizumessen. An einem Morgen in diesem Winter sprach ich mit Iván, der gerade zur Vorlesung aufbrach, an seine Universität, und ich sagte ihm, dass ich, wenn sie mir die Erwerbsunfähigkeit bewilligen, wohl mein Studium zu Ende machen werde. Und gleich darauf, dass ich vielleicht auch noch Philosophie anfange. Dass es mir Spaß machen würde. Der Ordner ist also nicht geschlossen. Er wartet weiter. Acht Prüfungen.

Das Einzige, was ich an dieser Fakultät wirklich ganz gelernt habe, war ein Handwerk, und das Handwerk ist dieses: Archive lesen. Ein Dokument datieren, es zählen, es mit einem anderen abgleichen, dem Zeugen misstrauen und, vor allem, dem Zeugen misstrauen, wenn der Zeuge du selbst bist. Dieses Handwerk, das mir keinen Abschluss gebracht hat, ist das, was mir dieses Buch gebracht hat, denn ich habe es nicht geschrieben, weil ich wusste, was passiert war: Ich habe es geschrieben, um es herauszufinden. Und was ich unterwegs herausgefunden habe, ist, dass mein Gedächtnis dieser zwanzig Jahre nicht schlecht war in dem Sinn, in dem jedermanns Gedächtnis mit den Jahren schlechter wird. Es war anders schlecht. Mit vollständigen Löchern. Mit Jahren,

von denen mir praktisch nichts geblieben ist. Mit Szenen, die wirklich stattgefunden haben, aber am falschen Ort abgelegt waren, mit einem anderen Ton und mit anders verteilter Schuld. Ich habe stundenlange Gespräche von mir wiedergefunden, von denen ich nicht einmal wusste, dass es sie gegeben hat, Nachrichten, an deren Schreiben ich mich nicht erinnerte, Sätze, die man zu mir gesagt hat und von denen ich vor einem Richter geschworen hätte, dass niemand sie zu mir gesagt hat. Aus dem Jahr meiner ersten beiden Klinikaufenthalte ist mir fast nichts geblieben.

Und das hat seinen Mechanismus, und der muss erklärt werden, denn von hier an wird es ganze Kapitel geben, in denen ich mich nicht erinnere. Damit eine Erinnerung existiert, muss sie erst einmal aufgezeichnet werden, und zum Aufzeichnen braucht man Aufmerksamkeit: In einer Manie ist die Aufmerksamkeit nirgends, sie springt von einer Sache zur nächsten, ohne sich zu setzen, und was nicht beachtet wird, wird nicht gespeichert. Dann muss diese Erinnerung gefestigt werden, und das geschieht im Schlaf; ein Gehirn, das seit Wochen drei Stunden schläft, festigt rein gar nichts, und wenn obendrein eine Psychose dazukommt, wird die Version des Wahns abgelegt und nicht die des Zimmers. Danach muss man sie abrufen, und da greift die Depression ein: Die gedrückte Stimmung holt bevorzugt das, was wehgetan hat, und gibt dir eine Vergangenheit zurück, die schwärzer und schuldiger ist, als sie war. Nimm die Klinikaufenthalte dazu, mit den Medikamenten noch in der Einstellung. Und nimm das Trauma dazu, das sein eigenes Ablagesystem hat: Es speichert in Stücken, ohne Ordnung und ohne Datum, oder es legt die Dinge gleich außer Reichweite, und das nennt man Dissoziation. Und es ist gemessen, in Studien mit Tausenden von Patienten, dass das verbale Gedächtnis zu den Funktionen gehört, die bei dieser Krankheit am schlechtesten wegkommen, und dass es sogar in den ruhigen Zeiten angeschlagen bleibt, und umso mehr, je mehr Episoden einer hinter sich hat. Es ist also nicht so, dass ein Bipolarer mehr lügt als die anderen. Es ist so, dass der Apparat, mit dem jeder seine Vergangenheit rekonstruiert (denn das Gedächtnis speichert nicht: Es rekonstruiert, und zwar aus der Gegenwart heraus), bei ihm mit kaputten Teilen und einer schiefen Gegenwart arbeitet.

Jahre nach fast allem, was in diesem Buch vorkommt, erzählte ich Nuria und Raquel (die hier noch nicht aufgetaucht ist, aber sie taucht auf) die Dinge so, wie ich sie erlebt hatte. Und sie schlossen daraus, dass ich sie belogen hatte. Ich habe sie nicht belogen. Ich erzählte, was mein Kopf zu erinnern imstande war,

und das war alles, was da war. Die Erzählungen, die sie für Lügen hielten, waren echte Erinnerungen von mir, und sie waren außerdem die einzigen, die ich damals im Kopf hatte, durch den Filter des Traumas und einer Dissoziation, die ich damals nicht einmal benennen konnte. Ich log nicht. Ich war dissoziiert und erzählte, was bei mir ankam. Das, wofür ich drei Jahre gebraucht habe, um es zu verstehen, ist der Unterschied zwischen einem Lügner und einem Kranken. Und weil weder sie noch ich diesen Unterschied kannten, sind unterwegs Dinge zerbrochen, die vielleicht nicht hätten zerbrechen müssen. Man hat mich mit enormer Strenge dafür verurteilt, dass ich mich an das nicht richtig erinnerte, woran das Trauma mich nicht erinnern ließ.

Und wenn ich mich bis jetzt nicht korrigieren konnte, dann aus einem sehr konkreten Grund: Ich hatte mich nie hingesetzt, um meine eigenen Unterhaltungen zu lesen. Archive hatte ich, und sie lagen seit Jahren auf einer Festplatte, ohne dass ich sie geöffnet hätte. Ein bisschen aus Angst und ein bisschen, weil es rein materiell nicht geht: Da drin sind über eine halbe Million Nachrichten, und ein einzelner Mensch kommt durch bloßes Lesen weder ans Ende noch versteht er, was er vor sich hat. Wenn es dieses Buch gibt, dann, weil ich endlich ein Werkzeug hatte, das so etwas verarbeiten kann: es datieren, es zählen, es abgleichen, Verhältnisse herausziehen und mir ohne jedes Mitleid und ohne Schmeichelei sagen, was passiert ist, wann und mit wem. Es ist eine künstliche Intelligenz, und ich sage das ohne jede Scham: Der Historiker, der sein Studium nicht zu Ende gebracht hat, hat endlich einen Archivgehilfen bekommen, der nie müde wird. Damit vor mir habe ich mich sehr oft korrigieren müssen. Und fast immer zu meinen Ungunsten.

Eine Sache will ich genauso klar hinstellen, denn sonst würde sich das alles am Ende wie ein Widerruf lesen, und das ist es nicht. Die Traumata sind real. Mir ist passiert, was mir passiert ist. Es sind Tatsachen, der Missbrauch mit dreizehn, der Suizid meines Vaters, die Klinikaufenthalte und die Gurte, und alles, was danach kommt, ist es auch, und keine dieser Tatsachen steht für irgendjemanden zur Überprüfung. Und auch die Grundtatsachen dessen, woran ich mich erinnerte, waren real. Was sich verändert hat, mit dem Archiv auf dem Tisch, sind die Daten, die Verhältnisse, wem was zuzurechnen war, und die eine oder andere Schlussfolgerung. Der Grund nicht. Ich habe mir kein Leben ausgedacht: Ich habe das Leben, das ich gelebt hatte, falsch erinnert. Und wenn das an irgendeinem Punkt nicht mit dem zusammenpasst, was ich damals selbst erzählt habe, dann liegt die Erklärung nicht darin, dass ich damals gelogen hätte

oder jetzt lügen würde. Es liegt daran, dass ich damals das Archiv nicht vor mir hatte und jetzt schon.

Kapitel 15 · Die ältere Frau

Dieses ganze Jahr beginnt mit einem Rezept. Ich war dreißig, wohnte in einer Wohnung in Barcelona mit Marta (wie wir uns wiedergefunden haben und was unsere Sache war, füllt den ganzen nächsten Teil, denn so eine Frau passt nicht in einen Absatz), und mit uns wohnten Jordi, ein Freund von mir seit jeher, und mein Bruder Gabriel. Über mich fiel eine Depression von denen, die einen nicht aufstehen lassen, ich machte einen Termin beim Hausarzt und kam aus der Sprechstunde mit Antidepressiva in der Tasche und mit nichts darunter, was sie gehalten hätte. Dieser Mann wusste nicht, dass er ein bipolares Gehirn behandelte, und er konnte es nicht wissen: Ich wusste es nicht, meine Familie wusste es nicht, niemand wusste es. Was danach kam, war eine Manie, der ich weder diesen Namen noch irgendeinen anderen zu geben wusste. Ich hatte keine Diagnose. Und außerdem gibt eine Manie von innen überhaupt nicht das Gefühl, krank zu sein: Sie gibt das Gefühl, recht zu haben.

Damals merkte ich nur, dass ich brannte, und das ist das Teil, das das ganze Jahr erklären würde und das Marta niemand erklärt hat. Eine bipolare Depression und eine gewöhnliche Depression ähneln sich von außen wie zwei Gezeiten: die, die fällt, weil das Meer niedrig steht, und die, die fällt, weil sie gleich schlagartig steigen wird. Meine war die zweite. Ein Antidepressivum tut, was sein Name ankündigt, es schiebt die Stimmung nach oben, indem es Serotonin, Noradrenalin und Dopamin bewegt, und in einem Gehirn, das nur zu sinken versteht, bringt dieser Schub es auf das Niveau des Rests der Welt, und dort bleibt es stehen. In einem Gehirn wie meinem hält der Schub nicht dort an, wo er anhalten müsste, denn es gibt nichts, was ihm sagt, bis hierher: Das Wasser steigt und steigt weiter und tritt über. Das nennt man ein Umkippen, und es ist kein seltsamer Einzelfund und niemandes Theorie, es steht in den Handbüchern, im Kapitel über die bestuntersuchten Risiken dieser Krankheit. So sehr, dass ein Psychiater, wenn bei jemandem ein Antidepressivum eine Manie auslöst, den Verdacht notiert, dass darunter eine nicht diagnostizierte bipolare Störung liegt, und seit einigen Jahren ergänzt das Handbuch, dass, wenn diese Ma-

nie länger dauert, als der Wirkstoff im Körper bleibt, sie keine Nebenwirkung ist: Dann ist sie eine Manie nach allen Regeln der Kunst und taugt dazu, die Diagnose zu stellen. Daher die Regel beim Typ eins, nämlich es nie allein zu verschreiben, sondern immer mit einem Stimmungsstabilisator darunter, Lithium oder was sonst passt, als Anschlag. Ich hatte keinen Stabilisator, weil ich keine Diagnose hatte, und obendrein häufte ich alles an, was das Risiko am meisten erhöht: Typ eins, ein Vater mit der Krankheit in seiner Geschichte, Alkohol und Cannabis mittendrin. Festgehalten sei, dass der Hausarzt in gutem Glauben und mit dem handelte, was er vor sich hatte. Der Kunstfehler war nicht seiner, er war der des Systems, das einen Mann, dessen Stimmung seit seinem vierzehnten Lebensjahr aus dem Lot war und der einen diagnostizierten Vater im Stammbaum hatte, in eine Zehn-Minuten-Sprechstunde kommen und mit Antidepressiva wieder hinausgehen ließ, ohne dass es irgendjemandem auf irgendeiner Stufe eingefallen wäre zu fragen, was darunter liegt.

Mit brennendem Gehirn warf ich Marta aus der Wohnung. Und Jordi, und meinen Bruder. In wenigen Tagen baute ich mein Leben von oben bis unten um, mit dieser Manikerüberzeugung, dass man es richtig macht und dass die anderen hinterherhinken. Aus diesem ganzen Jahr gibt es einen Satz, für den ich mich weiterhin schäme: Marta habe ich fett genannt. Einmal. Es war nicht meine Art, mit ihr zu reden, und nicht mein Vokabular, es war das, was einem Typen aus dem Mund fiel, dessen Gehirn von Antidepressiva hochgedreht war, während er in aller Eile die Frau, mit der er zusammenlebte, auf die Straße setzte. Und es gibt eine Szene aus jenem Frühling, die alles porträtiert. Es war ihr Geburtstag. Wir trafen uns, sie schon aus der Wohnung draußen und ich dabei, mit Höchstgeschwindigkeit ein neues Leben mit einer Frau aufzubauen, die ich kaum kannte, und wir redeten, wie man redet, wenn zwei Menschen nach so etwas versuchen, Freunde zu sein: höflich, vorsichtig, und mit dem Wichtigen unter dem Tisch. Ich erzählte ihr, dass ich heirate. Sie hörte zu. Wochen später, als wir wieder ernsthaft miteinander sprachen, war sie es, die die Sache mit dem fett auf den Tisch legte. Ohne zu schreien, mit ihrer Angewohnheit, etwas hinzulegen und es nicht anzufassen, damit du es ansiehst. Sie war in ihrem Recht, und so macht man das: Man hebt es sich auf und gibt es an dem Tag zurück, an dem der andere wieder Ohren hat. Ich habe es gesagt, mit meinem Mund, und es steht mit meinem Namen darunter, auch wenn mein Gehirn in Flammen stand. Was nicht stimmt, ist, dass ich so mit ihr geredet hätte. In zehn Jahren

habe ich einmal fett zu ihr gesagt, und den Kosenamen, den wir hatten, mehrere tausend Mal.

Die Frau, die ich heiraten wollte, war einiges älter als ich, brachte ihren eigenen Rucksack mit (den zu erzählen mir nicht zusteht) und arbeitete in einem dieser Berufe mit sorgsamen Händen. Ich machte ihr ein paar Tage nach unserem Kennenlernen einen Heiratsantrag, ohne Betäubung und ohne Bedenkzeit, und sie zog in die Wohnung ein, aus der ich gerade alle hinausgeworfen hatte. Von dieser Manie gibt es ein Detail, das sie ganz allein porträtiert. Das Zimmer meines Bruders wurde leer, als er ging, und ich ließ es keine Woche leer: Ich baute dort einen Tempel auf. Alchemistische und astrologische Symbole an den Wänden, Kerzen, das ganze Zeremoniell, was mir damals das Vernünftigste vorkam, was man mit einem freien Zimmer machen kann. Ich machte Rituale und Meditationen und Betrachtungen im schwarzen Spiegel, was für den, der es nicht kennt, darin besteht, den Blick im Kerzenlicht auf eine dunkle Fläche zu heften, bis der Kopf anfängt, dir Dinge zurückzugeben, und ein Kopf wie meiner in jenem Moment gab alles Mögliche zurück. Ich stieg in esoterische Praktiken ein, mit Leuten, die darin unterwegs waren, und es war keine Sensationslust und keine Tischgesprächsneugier: Das war auf etwas gerichtet, es hatte einen Zweck. Mit Rocío hatte es bei mir schon etwas Rituelles gegeben, aber das hier war eine andere Sache. Ich war eine Zeit lang in der Chaosmagie und las die Autoren, die man dort liest, und aus dieser Reise kam ich heraus, indem ich vollständig zur Kabbala und zum einen Gott der Hebräer zurückkehrte, mit dem ich reif geworden bin und mit dem ich der Mann geworden bin, der ich heute bin. Ich erzähle es ohne Dramatik und ohne Nostalgie, denn von hier aus ist es ein klinischer Befund mehr: ein Gehirn in der Manie auf der Suche nach einer Struktur, die ihm den Zustand erklärt, in dem es steckt, und das sich am Erstbesten festhält, was genug Symbole hat. Der Irrsinn von damals und das, was mir heute den Kopf ordnet, sind derselbe Faden.

Und es bleibt noch ein Stück, das besser als jede Erklärung zeigt, wie weit die Sache ging. Sie trug bei der Arbeit weiße Handschuhe, was das Normalste der Welt war. Ich baute mir im Kopf zusammen, dass diese Handschuhe die einer Freimaurerin waren. Dass sie zu Logentreffen ging. Dass sie einer Loge angehörte und es mir verheimlichte. Ganz geglaubt habe ich es nie, und da liegt das Interessante: Ein Teil von mir wusste vollkommen genau, dass das absurd war, und die Idee richtete sich trotzdem ein und kam alle paar Tage wieder. Das ist genau der Punkt, an dem man zwischen Einfall und Wahn steht, mit einem

Fuß auf jeder Seite, und von außen sieht man nichts, denn wer es hat, behält es für sich, gerade weil der gesunde Teil sich noch schämt. Ein Mann, der im Zimmer seines Bruders einen Tempel mit Kerzen und schwarzem Spiegel aufbaut und der obendrein seine Partnerin verdächtigt, in einer Geheimgesellschaft zu stecken, hat keine seltsame Phase: Er ist mitten in einer Episode, in aller Deutlichkeit. Niemand um mich herum nannte es beim Namen. Und dieser Mechanismus blieb nicht dort. Er kam Jahre später wieder, mit Material, das man mir diesmal von außen hineingelegt hatte, und da war es kein dummer Verdacht mehr, mit dem man zeitweise lebt: Da war es das, was darüber entschied, wie ich reagierte. Das kommt weiter hinten. Mein Gehirn hat beide Male dasselbe getan. Der Unterschied ist, dass die Paranoia sich in jenem Jahr ganz allein von einem Paar Arbeitshandschuhen ernährte.

Das hielt nicht, und nicht, weil ich es im normalen Sinn des Wortes bereut hätte, sondern weil die Manie nachließ und die Welt ihre echten Farben zurückbekam, die einiges matter sind. Nichts, was in diesem Zustand gebaut wurde, hat die Rückkehr in die Ruhe überstanden. Jahre später, mit der Diagnose auf dem Tisch, konnte ich diesem ganzen Jahr einen Namen geben: medikamentös induzierte manische Episode. Und man muss erzählen, wie es endete, denn dieses Buch kann diese Frau nicht in mein Leben holen, ohne zu sagen, wo sie wieder hinausging. Es endete in einer Nacht zu Beginn jenes Sommers. Ich ging mit einem Freund feiern, wir tranken weit mehr als vernünftig und landeten in einem After mit Leuten, die ich überhaupt nicht kannte, wo es alles gab und wo das Kokain hereinkam. Innerhalb von Stunden zündete bei mir ein psychotischer Schub. Wir fuhren zu dritt im Taxi zurück, und dem, der mit uns kam, machte ich mit dem, was ich ihm erzählte, solche Angst, dass er vor dem Ziel ausstieg. Ich kam nach Hause und verkündete, ich sei der Messias, völlig aufgedreht, und schlief auf dem Sofa ein, den Motor immer noch auf Anschlag. Sie rief den Rettungsdienst. Sie kamen mich holen, und es war das erste Mal, dass sie mich gefesselt aus meiner eigenen Wohnung holten, in einem psychiatrischen Krankenwagen. Das erste von etlichen Malen. Und kaum hatte ich das Krankenhaus betreten und einen weißen Kittel vor mir gesehen, rutschte ich aus der Erzählung heraus, die ich im Wohnzimmer aufgebaut hatte: Die diensthabende Psychiaterin fand einen ruhigen Mann mit geordneter Rede vor und schickte mich mit einem Antipsychotikum nach Hause. Keine Aufnahme, keine Beobachtung, kein Anruf bei irgendwem. Ein paar Stunden später stand ich wieder in meinem Wohnzimmer, und das Erste, was ich bei meiner Ankunft tat,

war, sie hinauszuwerfen. Ohne Diskussion und ohne Rückweg. Ich schickte sie zu ihren Eltern. Ihr Vater kam sie abholen und sagte mir, bevor er ging, ins Gesicht, dass ich ein Problem hätte. Er war der Erste, der es mir so sagte, unverpackt, und ich hörte es, wie man den Regen hört: Es kam mir absurd vor, und noch dazu absurd aus dem Mund eines Herrn, der gekommen war, um seine Tochter zu verteidigen. Am nächsten Tag erzählte ich es Marta, mit dem Wahn noch warm, und malte diese Frau als Gefahr, und Marta ging nicht mit: Sie sagte mir, so über sie zu reden sei nicht gesund, ich solle mich in ihre Lage versetzen, die Sache im Krankenhaus hätte ich mir ganz allein eingebrockt. Mit ihren Mittzwanzigern und einem Herz in Fetzen war sie der einzige Mensch im Umfeld dieser Wohnung, der den Kopf dort hatte, wo man ihn haben muss.

Ich habe keine Hilfe gesucht. Ich habe die Behandlung nicht weitergeführt. Ich habe das nicht als Warnung verstanden, weder dieses Mal noch beim nächsten, das am Ende desselben Sommers kam und sein eigenes Kapitel hat. In einer einzigen Nacht hat man mich zweimal gewarnt: ein Krankenwagen mit Gurten und der Vater einer Frau, der mir ins Gesicht sagte, was sich sonst niemand zu sagen traute. Ich habe auf keinen von beiden gehört. Die Diagnose würde noch zweieinhalb Jahre brauchen.

Kapitel 16 · Das Muster

Diese erste Phase mit Marta endete, als ich zwanzig war, und bis Patricia auftauchte, gab es ein paar Monate von der sympathischen Sorte Entgleisung: die WG, die Fakultätsfeste, die langen Nächte mit den Leuten von der Abendschule. Mittendrin war ich mit einer Frau zusammen, die deutlich älter war als ich und die ich von der Arbeit kannte, und die hat nichts mit der vom Tempel und den Kerzen zu tun, die kam zehn Jahre später. Sie schrieb, und sie ließ mich mitlesen, und wir gingen es zusammen durch. Mir kam das magisch vor, und es kommt mir immer noch so vor: ein freier Mensch, der mir die Tür zur Erwachsenenwelt öffnete. Niemand soll verstehen, dass ein Altersunterschied irgendetwas verurteilt. Ich sage etwas anderes: dass meine, die mit einem großen Abstand, ab Werk verurteilt waren, und dass die, die gehalten haben, die mit ähnlichem Alter waren. Als wir uns kennenlernten, war Patricia achtzehn, und ich war gerade einundzwanzig geworden. Da war der Abstand zu handhaben. Mit ihr kamen die normalsten und glücklichsten Jahre, die ich hatte.

Und hier muss ich einen dieser Tage zeigen, denn die glücklichsten Jahre hinzuschreiben und es dabei zu belassen, wie eine Fußnote, hieße, beim Einzigen zu schummeln, was dieses Buch beweisen muss. Gegen diese Jahre liest sich alles andere.

Ein Tag ging so. Ich stand vor allen anderen auf, und um sieben trainierte ich, im Winter im Kunstlicht des Studios und mit der Straße noch schwarz. Erst das Eisen im Fitnessstudio, dann der Kraftdreikampf. Ich habe es mir selbst beigebracht, mit einem Handbuch aufgeschlagen auf dem Boden und dem Handy im Rucksack, um mich zu filmen und mir die Technik selbst zu korrigieren, Bild für Bild, wie man ein Schulfach lernt. Ich kam auf zweihundertzwanzig Kilo, und ich kam zu Wettkämpfen, und in all diesen Jahren hatte ich nicht eine einzige Verletzung, und das ist die Angabe, mit der ich angebe. An den Wochenenden lief ich auf den Wegen im Bergland. Danach das Büro, acht Stunden Informatik, sechs Jahre lang derselbe Ort, mit seinen Zeiten und seinem Gehaltszettel und seinen Kollegen. Und beim Rausgehen sie. Patricia war halb Italiene-

rin, hatte grüne Augen und ein Lachen, das man von der Haustür aus hörte, und sie kam aus meinem Ort, weshalb ich wieder dorthin gezogen bin. Wir aßen an vielen Abenden bei ihr, mit ihren Eltern. Ihr Vater war Polizist und ein absolut großartiger Typ, von denen, die dich nach der Arbeit fragen und die ganze Antwort abwarten; ihre Mutter gab am Ende meiner Mutter Arbeit, und sag mir mal einer, wie sehr man in eine Familie integriert sein muss, damit so etwas passiert. Sie aß mit einer Begeisterung schlecht, über die ich lachen musste (so sehr, dass sie am Ende Wirtschaftsprüferin in genau dieser Branche wurde), also war die Hälfte unserer Pläne ein Kino und ein Burger. Und um elf oder zwölf schlief ich, denn ein von Hanteln zerstörter Körper schläft, der verhandelt nicht.

Keine Zigarette. Keine Droge. Kein Ausrutscher in drei Jahren. Wir fuhren zusammen nach Italien, und sie ist die einzige Frau von mir, die meine Familie dort kennengelernt hat. Als meine Schwester Sonia heiratete, unser Vater schon tot, war ich es, der sie am Arm führte, und Patricia sah von der Bank aus zu, blendend in einem grünen Kleid, und an diesem Tag waren wir zwei normale Menschen auf einer Feier. Das ist alles, was in drei Jahren passiert ist. Kein Krankenwagen, keine geschlossene Station, keine schlaflose Nacht, die es wert wäre, erzählt zu werden, keine Untreue bis zur letzten Woche, kein einziger Anruf von irgendwem, der gefragt hätte, was mit mir los sei. Nichts. Und sie hat mir Jahre später, ohne dass ich sie gefragt hätte, gesagt, dass sie sich in dieser Zeit wie eine Prinzessin fühlte; und als ich fragte, wie sie mich in Erinnerung habe, antwortete sie mit einem einzigen Wort, liebevoll, und fügte hinzu, ich hätte sie ständig geküsst und umarmt. Das war ich mit dem Rhythmus an. Derselbe Mann, dasselbe Gehirn, derselbe Nachname und derselbe Großvater.

Es fehlt noch, wie sie zusammengebrochen sind, denn es war nicht aus dem Grund, den man denken würde. Es häuften sich Tage, an denen ich auf keine Weise aus dem Bett kam. Es war keine Faulheit und kein Kater: Es war ein Nicht-Können, und vom Hausarzt kam ich mit Krankschreibungen zurück, die rein gar nichts erklärten. Später erfuhr ich, dass meine Tochter zur Welt kommen würde, und nach dieser Nachricht brachen mir schlagartig die Leistung und die Lust auf alles weg, und das war die Krise, die die Sache mit Patricia beendete und die ein paar Monate später den sechsjährigen Job mitriss. Gewohnheiten halten, und sie haben lange gehalten. Halten heißt nicht panzern. Was mir diese Jahre gegeben haben, war keine Immunität: Es war Aufschub.

Und jetzt der Sommer. Die unmögliche Beziehung mit der älteren Frau löste sich auf, wie sich alles auflöst, was man mitten in einer Manie baut, und ich blieb allein in dieser Wohnung zurück, in voller Hitze. Das Telefon klingelte, und es war Raquel, mit der es hinter Martas Rücken schon etwas gegeben hatte und über die ich weiter hinten ausführlich spreche. Sie wollte wissen, ob bei mir Platz sei. Sie fragte mich und nannte mich dabei bei einem Spitznamen, den sie für mich erfunden hatte, denn sie gab jedem einen, und das funktionierte: Man fühlte sich ausgewählt, weil der Spitzname mit etwas beladen war, das wie eine Ahnung dessen wirkte, was du warst, und wahrscheinlich war er das auch. Sie war ohne feste Adresse unterwegs, rollte zwischen Wohnungen von Freunden und Kollektiven am Rand, und sie war der Schwerpunkt dieses Ökosystems. Ich sagte Ja, ohne eine Sekunde nachzudenken. Sie blieb über einen Monat.

Dieser Monat war, was er war. Exzesse mit offenen Augen, wir wussten beide, was wir taten, während wir es taten, und diese Intensität, die man nur erreicht, wenn am nächsten Tag niemand stempeln muss. Wir gaben diesem Sommer einen erfundenen Namen, den ich hier nicht hinschreiben werde. Ich nahm Ketamin, wie ich es nie genommen habe, mit mystischer Musik zu jeder Stunde und dem Eindruck, die Welt habe sich auf vier Zimmer reduziert und das sei ein Gewinn. Keine andere Substanz hat mir diesen Zustand gegeben: Es war keine Euphorie, es war Auflösung. Die Kontur des Ich wurde weich, und die Frage, wo einer aufhört und das Übrige anfängt, hatte keinerlei Dringlichkeit mehr. Ich deutete es als Verschmelzung von Seelen. Von hier aus, mit sieben Jahren Behandlung, sehe ich, was mir damals nicht in den Sinn kam: dass diese Auflösung keine Erleuchtung war. Sie war, haargenau, das, was mein Gehirn in den manischen Episoden von allein tat, lauter gedreht und von der Chemie dekoriert. Es war kein Öffnen eines Weges nach innen: Es war, dass der Weg nach innen längst sperrangelweit offen stand, mit der Tür aus den Angeln gerissen, und ein hübsches Wort suchte, mit dem er sich spirituell nennen konnte. Und trotzdem. Trotzdem war es die Erfahrung, von jemandem ganz erkannt zu werden, für eine Zeit, die kurz war und die wahr war. Die Zuneigung, die man mit gewissen Substanzen im Blut spürt, ist nicht falsch: Sie ist durch dieses Nervensystem gegangen und hat eine Spur hinterlassen. Nichts von dem, was danach kam, löscht sie. Es legt nur Schichten darüber.

Und jetzt das, was unter der Blase lag, und das ist das, was nie erzählt wird. Darunter waren fremde Küchen: Ihre Familie mochte mich vom ersten Tag an,

und jedes Mal, wenn ich dort auftauchte, setzten sie mir zu essen vor. Keine Blase hält, ohne dass draußen jemand kocht. Und darunter war die Wohnung, denn Raquel war in jenem Sommer nicht zu Besuch da: Sie war in der Wohnung einquartiert, die ich mit Marta aufgebaut hatte, die genauso ihre war wie meine, von ihr eingerichtet, mit einem Kopfteil, das wir zusammen gestrichen hatten. In genau diesem Bett schlief ich danach mit Raquel. Und Marta kam in diese Wohnung zurück, bevor Raquel wieder ging. Ich habe sie einander vorgestellt, ich schrieb ihr, sie werde sie mögen, sie habe eine wunderbare Seele vor sich, und sie waren eine Zeit lang unter demselben Dach, mit einer Spannung, die Marta von Anfang an schriftlich festgehalten hat: dass es ihr den Magen umdrehe, mich mit ihr zu denken, dass das zu einer schlechten Erinnerung gehöre. Zwei Wochen später, in vollem Wissen darüber, was zwischen uns gewesen war, schrieb sie mir, ich solle Raquel sagen, sie solle sich melden, wenn sie irgendetwas brauche, und dass sie das ernst meine. Der Ekel und die Großzügigkeit im selben Monat, auf demselben Telefon und in derselben Frau: So funktionieren Menschen, nicht Figuren. Als die Flut zurückging, fuhr ich mit der fertigen Entscheidung in den Ort zurück, Marta und Schluss. Raquel habe ich nicht für jemanden verlassen. Ich habe sie verlassen, weil es keine Möglichkeit gab, in diesem Rhythmus zu leben. Sie meinte es in jenem Sommer ernst, und das blieb jahrelang unausgesprochen weggelegt, und so legt man die Dinge weg, die später mit Zinsen herauskommen. Ich habe lange die Vorstellung mit mir herumgeschleppt, ich hätte sie hintergangen. Sie selbst hat sie mir zerlegt, schriftlich und ohne dass ich sie gefragt hätte, vier Jahre später: dass ich ihr nie etwas versprochen und mich zu nichts verpflichtet hätte, dass sie sich ganz allein an die Wand gefahren habe, wie es sich für eine Kamikaze gehört, und dass dieses Jahr ihr großer Crash gewesen sei. Keine von beiden hat in jenem Sommer etwas falsch gemacht. Der, der zwei Gespräche gleichzeitig offen hatte, war ich.

Und jetzt das Konzept. Bei dieser Krankheit verliebt man sich nicht: Es verliebt sich die Phase, und in einen verliebt man sich in die Phase. Was die Menschen auf dieser Liste am Anfang kennengelernt haben, war ein Mann in der Hypomanie: großzügig, wach bis vier, mit Plänen, mit Gewissheiten. Keine hat einen Kranken gewählt. Sie haben das Symptom mit der besten Presse der ganzen Psychiatrie gewählt, und ich habe es ihnen hingestellt, überzeugt, dass ich das bin. Und darunter liegen zwei Mechanismen, und beide sind gemessen. Der erste ist der Schlaf. Ein Monat Ketamin, Musik und Eingeschlossensein in vier

Zimmern ist kein intensiver Monat: Es ist ein Regime, und in so einem Regime ist das Erste, was bricht, der Schlaf, und der ist, seit einer fast vierzig Jahre alten Studie, die immer noch zitiert wird, die gemeinsame Endstrecke der Manie: Es ist egal, warum er verloren geht, wegen eines Festes, wegen eines Fluges oder wegen einer Trauer, denn es endet immer an derselben Stelle. Ein Gehirn wie meines registriert nicht, dass ein freier Mensch aus einer Wohnung ausgezogen ist; es registriert, dass die ganze Struktur, die Wohnung, die Musik, die Chemie und der Mensch, schlagartig und am selben Tag verschwindet, und dann tut es, was es tut. Der zweite ist älter, und zwei Psychologen haben ihn vor siebzig Jahren an Tauben beschrieben: Das Verhalten, das am zähesten ist, ist nicht das, das immer belohnt wird, sondern das, das in unvorhersehbaren Abständen belohnt wird. In diesen Beziehungen schlug die Zuneigung den Konflikt haushoch, und niemand wusste je, was gerade dran war. Diese Verteilung hat niemand entworfen: Die Phase hat sie gemacht. Und es ist die Verteilung, die am stärksten süchtig macht, auf beiden Seiten: mich, mich wieder zu entschuldigen, und sie, wieder in den Zug zu steigen. Das ist kein Urteil über irgendeine von ihnen. Es ist ein Urteil über den Kalender. Wenn den Kalender eine Krankheit ohne Namen führt, reagieren beide Menschen auf etwas, das sie nicht sehen. Marta hat es in jenem Sommer aufgeschrieben, ohne zu wissen, dass sie es aufschrieb: ohne dich überhaupt zu erinnern, sagte sie, als ich ihr beiläufig erzählte, wo ich in der Nacht davor gewesen war. Sie las es als Verachtung. Es war Gedächtnis: Ein Gehirn in der hohen Phase speichert nicht, was es tut. Das Symptom trug den Namen eines Fehlers, und ohne den anderen Namen war die einzige Lesart, die zur Hand war, die moralische.

Niemand hat uns je erklärt, dass der Schlaf in jenem Sommer kein Luxus war. Und wir haben auch nicht gefragt.

Teil III · MARTA

Kapitel 17 · Marta

Das erste Mal sah ich Marta in einer Kirche, und das Komische ist, dass keiner von uns beiden dort etwas zu suchen hatte. Ich war an der Hand von Vanessa hineingekommen, die damals meine Freundin war und tatsächlich dazugehörte, gläubig und zwar richtig, ein guter Mensch ohne großes Getue, mit dieser Gutmütigkeit, die sie später in den Dienst anderer gestellt hat. Ich war neunzehn, fast zwanzig, ich war hübsch und schlank und trug meine ganze unangebrochene Unschuld mit mir herum. Vanessa führte mich durch die Jugendgruppe, um mich vorzustellen, und es stellte sich heraus, dass dort noch jemand geliehen war: Sie war die Schwester des Freundes einer Cousine von ihr und war hingegangen, um Leute zu treffen, in Begleitung ihres Bruders. Exakt mein Fall. Das war der erste Boden, den wir gemeinsam betraten, der von zwei Eingeschmuggelten im Haus Gottes aus sentimentalen Gründen. Wir starrten uns von der ersten Minute an wie zwei Dummköpfe an. Bei mir kam es als körperliche Gewissheit an, in der Magengrube, und sie hatte noch kein einziges Wort gesagt.

Wir fingen als Freunde an, und da fangen die ernsten Sachen an. Die ersten Zigaretten meines Lebens rauchte ich mit ihr, heimlich, auf den Treppenabsätzen, während drinnen die anderen sangen. Durch dieselbe Tür und mit derselben Geste kamen die Liebe meines Lebens und mein erstes Laster zu mir. Sie rauchte schon. Sie war die Interessante in der Gruppe: skeptischer, mehr aus unserer Zeit, weniger aus der Messe, mit dieser Art, das, was die anderen für heilig hielten, aus dem Augenwinkel anzusehen. Und im Krankenhaus, bei der Arbeit, war sie ein Engel: Sie ging auf Augenhöhe mit dem Kranken, als wäre das das Natürlichste der Welt, und die Patienten liebten sie, und sie hatten recht. Ich schreibe das heute, mit einer Anzeige und einem Prozess dazwischen, denn es war damals wahr und ist es weiterhin. Ich habe mich in sie verliebt, bevor zwischen uns irgendetwas angefangen hatte.

„Ich weiß nicht, was du mit Vanessa willst“, sagte sie später oft zu mir. „Sie ist doch gar nicht so hübsch.“

Und hier muss man gerecht sein. Vanessa war ein normales Mädchen, und sie gefiel mir. Marta hielt sich für hübscher und war es nicht. Nur gefiel mir die andere besser wegen der Art, wie sie war. Mit Vanessa schlief ich übrigens zum ersten Mal, ohne zu bezahlen, und ich habe zu viele Jahre gebraucht, um das laut zu sagen. Ich blieb ein paar Monate länger, als ich wollte, weil sie zu Hause etwas sehr Hartes durchmachten und ich es nicht übers Herz brachte, ihr das anzutun. Sobald ich konnte, machte ich Schluss. Marta küsste ich zum ersten Mal in der Metro, auf den Stufen zum Ausgang, an einem Nachmittag in jenem Frühling. Dann erwischte uns eine Freundin beim Küssen auf einer Bank, und so kam es heraus, und diese Bank lag zwei Schritte von der Straße entfernt, in der wir zwölf Jahre später zusammenwohnen würden, im Raval.

Und jetzt, was danach kam, und ich erzähle es mit der Scham, die dazugehört, und kein Gramm mehr. Als es mit Marta gerade angefangen hatte, tauchte Vanessa bei mir zu Hause auf, was nichts Besonderes war, denn dort kannte und mochte man sie, meine Mutter und mein Bruder Gabriel, der auch in der Jugendgruppe war. Sie warf sich auf mich. Und ich brachte kein Nein zustande, weil Vanessa mir weiterhin gefiel und weil ich auch ohne ausgewachsene Hypomanie hypersexuell war, wobei man auch sagen muss, dass das jedem Zwanzigjährigen passiert, der seine Ex vor sich hat: Nicht alles bei mir hat eine Diagnose darunter, manches hat nur Alter und Hormone. Mein Teil endet da. Ihrer kam danach. Vanessa ging der Mund über, sie konnte es nicht für sich behalten, die ganze Gruppe erfuhr es, danach die Älteren, danach die Eltern, und irgendjemand erzählte es am Ende Marta. Und Marta verließ mich. So war die Sache unter uns dreien verteilt: Ich lieferte das Bett, sie lieferte den Mund, und Marta stand draußen, ohne irgendetwas getan zu haben. Das habe ich Vanessa nicht verziehen, denn ich war bis über beide Ohren in Marta verliebt, und die ganze Geschichte, die dieses Buch erzählt, beweist das mehr als genug und mit bezahlten Rechnungen. Und damit das Porträt dessen, der ich mit zwanzig war, vollständig wird: Nach alldem schlief ich noch eine Zeit lang weiter mit Vanessa. Ohne zu ihr zurückwollen und ohne fähig zu sein, ihr zu verzeihen, aber am Ficken. Das war ich.

Und jetzt die Tatsachen, die für sich selbst sprechen. Im selben Herbst begruben wir meinen Vater, und wer auftauchte und wer nicht, ist erzählt. Marta tauchte so viele Jahre später auch bei keinem Klinikaufenthalt auf. Vanessa wäre gekommen. Und sie hat nie schlecht über Marta gesprochen, weder damals noch je. Marta dagegen blieb, wenn das Thema Jahre später aufkam, bei

demselben: dass, puh, diese Vanessa, was für ein Dummchen. Ich schreibe es auf, weil in dieser Geschichte die Rechnung darüber, wer wen im Stich gelassen hat, nicht von mir eröffnet wurde, und wenn sie jemand eröffnet, wird sie ganz eröffnet.

Dazwischen vergingen weitere Jahre, mit einer anderen Frau, mit Sport ohne Ende und ohne Rauch, die normalsten meines ganzen Erwachsenenlebens. Und mitten in dieser Zeit trafen Marta und ich uns an einem Nachmittag als Freunde, ohne jede Absicht auf beiden Seiten, in dem Park neben ihrem Haus, in ihrem Ort, und es war schön. Sehr schön. Jeder mit seinem Leben, im Gespräch, wie zwei reden, die sich geliebt haben und einander nichts mehr schulden. Von vierzehn Jahren ist das der einzige Nachmittag, an dem wir uns ohne eine Krankheit dazwischen gesehen haben: weder die von den zwanzig Jahren, die reines Alter war, noch die von danach, die Chemie war. Der Mann aus diesem Park, der mit dem Sport und dem Schlaf an seinem Platz, ist der, der unter allem lag, was sie später gesehen hat.

Das andere Mal war mit neunundzwanzig, und davor muss ich erzählen, was ich offen gelassen habe, als ich von jener anderen Stadt sprach: was mein Kopf in den Tagen danach anstellte, ohne eine einzige Substanz im Leib. Wir fuhren nach Barcelona zurück, ohne dass etwas Endgültiges gesagt worden wäre. Der, der sich änderte, war ich, und zwar schon in den Bergen, wo ich meinen dritten Sommer als Rettungsschwimmer machte. Das Gehirn machte diesen Klick, den bipolare Gehirne machen, wenn der Zyklus sich ohne Vorwarnung und ohne Terminabsprache bewegt: Plötzlich passte alles, es passte vollkommen, und ich war der Einzige, der es sah. Ich lief ziellos durch die Außenbezirke des Ortes, hinter Zeichen her, die die anderen nicht sahen, eine Taube, die kehrtmacht, eine Zahl, die sich wiederholt, der Schatten eines Baumes, der genau im richtigen Winkel fällt. Die Zeichen führten mich zu einem Olivenbaum und dann zu einem Kreuz, und ich glaubte, Gott gefunden zu haben. Aber es war nicht nur das. Es war, mich von außen zu sehen, wie man einen Fremden sieht, und zu sehen, was ich Rocío von Anfang an angetan hatte, und mich als Monster zu sehen, und das ist das Wort, das sich an diesem Tag in meinem Kopf einrichtete und das ich nicht mehr losgeworden bin. Mich überkam schlagartig Reue mit echtem Schmerz, körperlichem Schmerz, und ich machte mit ihr Schluss, während ich sie sehr liebte und gleichzeitig aus der Manie heraus, fest überzeugt, dass mein bisheriges Leben ein falsches Leben war und dass es nun galt, alles zu löschen und wieder bei null anzufangen. Rocío verstand gar nichts, und von

außen war auch nichts zu verstehen: Der Typ, der sie anrief, um sie zu verlassen, erkannte nicht einmal mehr sich selbst. Die restlichen Wochen des Sommers verbrachte ich am Schwimmbad, clean, allein, sonnenverbrannt und mit einem Kopf, der in allem nach Botschaften suchte. So stand es um den Mann, der eines Tages einen Beitrag von Marta las. In meinem Kopf war das kein Beitrag: Es war ein Ruf, der an mich gerichtet war. So habe ich ihn gedeutet, und so habe ich gehandelt. Sie lebte damals mit ihrem Partner zusammen, in einer Wohnung, die weder ihm noch ihr gehörte, arbeitete und verdiente wenig. Und wir verliebten uns wieder ineinander, mit einer Intensität, die nicht normal war. Aus jenem Sommer bleibt eine Reise: Wir hauten für ein paar Tage ab, gerieten in eines dieser großen Feste, bei denen eine ganze Stadt auf die Straße geht, und stiegen hinauf nach Montserrat, zu dem Kloster, das hoch oben am Berg hing. Ich erlebte das, als käme die Versöhnung gesegnet von einer Kraft, der ich nicht zu widersprechen gedachte. Am Nachmittag, schon oben, mit der Sonne, die hinter dem Stein unterging, schliefen wir miteinander. Und mitten in all dieser Feierlichkeit passierte, schon wieder unten, das Unfeierlichste, was man sich vorstellen kann: In einem Park der Stadt voller Keramik und Touristen fasste ich in einen Kaktus. Die ganze Hand. Sie steckte voller Stacheln, ich stand da wie ein Trottel, mit der ganzen Würde des Auserwählten des Universums auf den Schultern. Marta lachte, bis ihr die Tränen kamen, und danach, immer noch ohne aufhören zu können zu lachen, setzte sie sich neben mich und zog sie einzeln heraus, vorsichtig, mit der Routine von jemandem, der vom Heilen lebt, und mit der Zärtlichkeit, die nur sie hatte. Dieses Bild, wie sie mir die Stacheln herauszieht, die ich mir ganz allein eingetrieben hatte, hat sich mir für immer eingeprägt, und damals wusste ich nicht, wie oft wir diese Szene ohne Kaktus wiederholen würden.

An die erste Nacht in der neuen Wohnung erinnere ich mich vollständig. Wir kamen ohne Koffer an, mit dem Laptop als einzigem Gepäck, und das Ganze bestand darin, die Serie zu schauen, die wir immer schauten, und ein paar Burger zu essen, die wir telefonisch bestellten. Diese erste Wohnung, in die wir mit Jordi und später mit meinem Bruder zogen, war ein deprimierendes Loch mit einer Küche, die so klein war, dass wir nicht beide gleichzeitig hineinpassten, und wir machten daraus das Zuhause mit der meisten Liebe darin, das es in jenem Herbst in Barcelona gab. Ich suchte Arbeit, und im Portemonnaie hatten wir keinen Euro, also machte ich pan preñao, damit wir etwas zu essen hatten, einen Tag nach dem anderen, und mitten in der Nacht gingen wir zum Super-

markt im Viertel, um etwas zu essen zu holen, wir beide, mit dem Nötigsten, und lachten uns auf der Straße kaputt. Arm wie Kirchenmäuse und glücklicher als in unserem ganzen Leben. Mir fehlten acht Prüfungen, und ich ließ sie liegen, wie ich schon erzählt habe. Sie verdiente eine Kleinigkeit in einer Klinik, die sie auspresste, und um die Miete zahlen zu können, verkaufte ich das Auto, das Rocíos Mutter mir geschenkt hatte, und ging zurück in die Informatik, in den Schichtdienst, um uns beide zu ernähren. Sie hat mich um nichts davon gebeten; ich habe es entschieden, weil ich sie liebte. Vier Jahre später, als der, der getragen werden musste, ich war, gab es kein Auto zu verkaufen und kein Studium abzubrechen. Es gab einen Koffer. Ich stelle es hier daneben, ohne es zu kommentieren, und mache weiter.

Das erste Jahr war das leichteste, an das ich mich erinnere, bis es das nicht mehr war. Sie rauchte täglich ihre Joints und rauchte sie seit jeher, und in dieser kleinen Wohnung war ich es, der wieder hängen blieb, und das waren dann schon drei Mal. Ich fing an zu arbeiten, mit den Schichten, die mir den Schlaf zerlegten, und an einem Frühlingsnachmittag hatten wir einen anderen Plan im Kopf: uns im Fitnessstudio gegenüber anzumelden, dem, das dreißig Meter von unserer Haustür entfernt war. Wir gingen nicht hin. Wir tauschten das, was die Gewohnheit hätte werden können, die mir mein Leben am meisten ordnet, gegen ein Glas flüssiges Ecstasy, das wir beide im Wohnzimmer tranken und das in meinem Gehirn etwas auslöste, was es in ihrem nicht auslöste. Daraus entstand die schlimmste Zeit meines bisherigen Lebens: die Hypersexualität ohne Bremse, die Untreue, die Saunen und die Syphilis, die ich mir holte, in einer Sauna, ungeschützt, mit dem Symptom auf Hochtouren, während ich es für einen Zug meines Charakters hielt. Ich habe mich unendlich geschämt. Sie war genauso groß in ihrer Wut. Und danach verzieh sie, wie sie immer verzieh. Nie hat sie gesagt, das ist Wahnsinn, bis hierher und nicht weiter. Und auch das hat mich damals wütend gemacht und macht mich weiter wütend, denn wenn sie einmal Schluss gesagt hätte, wären wir nie so weit gekommen und hätten uns nicht so sehr wehgetan.

Ein Verzeihen ohne Diagnose dahinter tut etwas sehr Bestimmtes: Es nimmt ein Symptom und behandelt es, als wäre es ein Vergehen. Es spricht das Vergehen frei, und das Symptom bleibt, wo es war, unversehrt. Und es kommt wieder, denn dafür ist es ein Symptom. Jedes Mal, wenn sie verzieh, lernte die Sache rein gar nichts, denn der, der um Verzeihung bat, war ich, und ich wusste auch nicht, was ich in mir trug. Wir sind vom Kloster auf dem Berg bis zur ers-

ten psychiatrischen Station gekommen und nannten es Charakter. Und es lag an niemandes Nachlässigkeit: Den richtigen Namen hatten weder sie noch ich. Nach jeder Rückkehr war es nicht ein weiteres Verzeihen, was fehlte. Es war ein Arzttermin. Ich brauchte Grenzen wie die Luft zum Atmen, und sie wusste nicht, wie sie mir welche setzen sollte, so wie ich nicht wusste, wie ich sie lieben sollte, wie sie es brauchte, und keines von beidem hatte mit fehlender Liebe zu tun. Wir waren zwei Menschen mit einer ungetauften Krankheit dazwischen, und die beiden Menschen haben sich jahrelang gegenseitig für das in Rechnung gestellt, was die dritte tat. Es war nie so, dass Marta mich nicht verstanden hätte. Es war so, dass ihr die Krankheit kein Mensch erklärt hat. Und sie zog mir währenddessen weiter die Stacheln heraus, einen nach dem anderen.

Kapitel 18 · Die Kunstschule

In Martas Papieren stand etwas anderes: eine Stelle ganz unten in einem Krankenhaus, unmögliche Schichten, ein Gehalt zum Lachen. Künstlerin stand nirgendwo, und Künstlerin war sie. Sie kam zerstört nach Hause, vom Aushalten der Patienten und der Vorgesetzten, setzte sich an den Küchentisch dieser winzigen Wohnung, holte ein Heft und ein paar Stifte hervor, die sie sich heimlich kaufte, wie andere sich ein Laster kaufen, und fing an zu zeichnen. Kleine Aquarelle. Bleistiftporträts. Hände, viele Hände, was offenbar das Schwierigste ist, und sie wiederholte sie wieder und wieder mit einer Geduld, die sie in keiner anderen Angelegenheit ihres Lebens auf sich selbst anwandte. Sie fing gerade an, und man sah, dass sie gerade anfing. Ich sah davon nichts: Ich sah Michelangelo im Schlafanzug. Und es lag nicht nur daran, dass ich verliebt war. Es war mein hypomanisches Gehirn, das damit tat, was es mit allem tat, das es liebte, nämlich es in die Kategorie des Epischen hinaufzustufen. Einer Hypomanie ist es egal, ob das, was vor ihr liegt, ein Aquarell von einem Park ist: Wenn die Frau deines Lebens es gemalt hat, ist es die Sixtinische Kapelle, und damit basta. Das Seltsame an der Sache ist, dass diese Übertreibung dort gut war, denn es musste jemand mehr an Marta glauben, als sie selbst an sich glaubte, und das war sehr viel weniger, als sie wert war.

Und genau das war das Problem, das nicht beim Talent lag, sondern beim Zutrauen. Sie sagte seit Jahren, eines Tages werde sie etwas mit dem Zeichnen machen, und der Tag kam nie. Es war keine Faulheit. Es war die Müdigkeit von jemandem, der sein Leben lang gehört hat, dass das ein Hobby sei, dass man realistisch sein müsse, dass Aquarelle keine Rechnungen bezahlen. Die Schule hat sie gefunden, das sei klargestellt: Sie suchte eine Kunstschule in der Stadt heraus, arbeitete sich in Fristen, Aufnahmeprüfungen und die Frage ein, welche Zeiten mit den Schichten zusammenpassten, und legte die Mappe danach in eine Schublade zum Staubfangen, denn es ist eine Sache, sich zu informieren, und eine andere zu glauben, dass das etwas für sie sei, und in dieser Disziplin war sie nicht angemeldet. Da tauchte ich auf. Ich sagte es ihr beim ersten Mal,

als ich sie im Wohnzimmer malen sah, dass das kein Zeitvertreib sei, dass das ihr Ding sei, und ich wiederholte es ihr zwei Jahre lang, ohne zu drängen und ohne es fallen zu lassen. Und an einem Nachmittag knallte ich ihr die Papiere auf den Küchentisch, oben auf ihre gezeichneten Hände, und nahm mir ihre Einwände einen nach dem anderen vor.

„Die ist wahnsinnig teuer."

„Du bezahlst sie selbst. Du verdienst jetzt mehr."

Und das stimmte: Sie war zu dem Zeitpunkt schon aus der Klinik heraus und reihte Vertretungen in Krankenhäusern aneinander, also hat sie sie komplett selbst bezahlt, die Gebühren, das Material und diese riesigen Mappen, die man in der Metro transportieren musste. Es kamen die anderen Einwände. Dass sie schon ein Alter habe. Dass sie das Niveau nicht bringe. Dass ihr niemand die Schichten tauschen werde. Auf alle antwortete ich dasselbe mit anderen Worten. Das Einzige, was ich beigesteuert habe, war Vertrauen, nichts als Vertrauen. Und Marta schrieb sich ein und studierte.

Von der Schule kam eine andere zurück: geraderer Rücken, nach Terpentin riechend, von Konstruktion und Tonwerten redend. Die Arbeiten brachte sie nach Hause. Sie kam mit dem Stück in Lappen und Zeitungspapier gewickelt an, legte es auf den Tisch oder gleich auf den Wohnzimmerboden und verbrachte Stunden mit Hohleisen und Schleifpapier, um dem Gips die Form herauszuholen, mit dem weißen Staub, der in der Luft schwebte und sich auf dem Sofa, den Möbeln, dem Hund und meiner Tastatur niederließ. Sie lernte, mit den Händen zu arbeiten, und sie bekam Geschmack daran. Ich kehrte das zweimal die Woche und habe mich kein einziges Mal beschwert, denn das Geräusch des Schleifpapiers war das Ähnlichste am Glück, was in dieser Wohnung je geklungen hat. Sie schickte mir Fotos aus der Werkstatt, in den Arbeitsoverall gestopft, und ich habe sie nie schöner gesehen als auf diesen Fotos, wirklich nicht. An einem Wintertag bekam sie eine Arbeit zurück und schrieb mir, sie habe sich verdammt, als sie anfing, das zu studieren, dieser Tag sei für sie ein Schlag ins Gesicht gewesen. Ich antwortete ihr noch am selben Nachmittag: dass ein Stolperer sie täusche; dass sie das Heiligste sei, was es gebe; dass die Welt nicht untergehe, weil eine Arbeit mittelmäßig ausfalle; dass ich stolz sei. Jedes Blatt bekam seinen Glückwunsch. Martas Berufung war das. Nicht das Gesundheitswesen, das war das, was ihr bei der Verteilung zugefallen war. Ich habe keine Ahnung, ob sie noch malt, und hoffentlich tut sie es, denn es wäre das Einzige aus diesen Jahren, das heil herausgekommen wäre.

Von den mehreren Bildern, die sie mir in dieser Zeit geschenkt hat, hängen zwei an der Wand der Wohnung, aus der ich schreibe, und ich beschreibe sie, weil ich festhalten will, was am Leben geblieben ist. Das eine ist ein von Hand gezeichneter Baum mit schwarzem Stamm voller weißer Punkte und Ästen, die sich nach oben winden, mit farbigen Kreisen, die drumherum schweben wie Planeten, und mit ein paar Versen, die sie von Hand zwischen die Äste geschrieben hat. Diese Schrift ist ihre. Es ist mit mir in alle Wohnungen gezogen, durch die ich gegangen bin, auch in ein Zimmer von zwölf Quadratmetern. Das andere ist das seltsame, das, das jedem auffällt, der hereinkommt: ein Auge am Himmel, ein Geweih und ein paar farbige Tentakel, die sich unten verschlingen. Das ist sie in ihrer besten Fassung, der, die sie fast niemandem zeigte. Und sie kommen mir immer noch großartig vor, jetzt, mit Lithium und einem Kopf, der stillhält: Sie gefallen mir eben, und fertig. Ich habe sie da, weil ich niemandem etwas nachtrage und ihr am allerwenigsten, weil sie mir wirklich gefallen und weil sie sie mir gelassen hat. Ich sehe sie jeden Tag an und denke dabei an nichts von alldem.

Dann ist da die Musik, und die ist das Schlimmste, denn sie lässt sich nicht ablegen: Sie erklingt, und sie erwischt dich, wo du gerade bist. Es gab einen Sänger, der unserer war, der Soundtrack des Hauses und der guten Jahre, und seine Geschichte mit uns haben wir selbst geschrieben. An einem Sommertag macht sie das Radio an und schreibt mir, er läuft gerade, ob das wohl unser Lied sei, mit sechs Hahahas dahinter. Im Monat darauf, dass er schon Teil unserer Geschichte sei. Im Schlimmsten, ein Jahr später: dass er sie umbringe, wenn es nicht mit mir ist. Und als schon alles kaputt war: Scheiß auf den verdammten Sänger, das Radio, uns und diese ganze Scheiße, mir tut sogar das Atmen weh. Und vier Tage nach meiner zweiten Entlassung aus der Psychiatrie das Letzte, was sie schrieb: dass er immer den Nagel auf den Kopf treffe und dass sie nicht viel Musik hören könne. Das hat sie geschrieben. Aber die, die uns wirklich porträtieren, sind die Lieder eines Liedermachers, den sie entdeckt hat, der in einem kleinen Laden spielte und der das war, was an den guten Tagen unseres letzten Zusammenlebens lief. Nichts als Ruhe. Ohne Konflikt und ohne irgendetwas darunter. Ein offenes Fenster und ein Lied in der Küche. Wer wissen will, wie es war, uns zu lieben, wenn gerade nichts passierte, der gehe dorthin. Nicht in die Akten. Jahrelang habe ich danach unseren Sänger unter Tränen gehört, manchmal mit meiner Schwester Sonia neben mir, und am Ende wein-

ten wir beide, sie, weil sie mich so sah, und ich wegen des Restes. Ich weine bei ihm nicht mehr.

Und jetzt das, was Marta schrieb, das ich vor mir habe und das keiner von uns beiden zu lesen wusste. In deinem Tempo. Sechsmal hat sie mir das geschrieben, mit genau diesen Worten. Du weißt, dass ich mich dem Plan anpasse. Ich brauche dich, und ich brauche dich stark, und ich brauche dich stark wie einen Stier, und ich brauche dich gut drauf, stark und in allem konzentriert: ein Dutzend Mal in zwei Jahren. Dass sie von mir abhänge, dass das eine Nummer sei. Die Scheiße, allein zu sein. Und später, als sie schon gegangen war, dass sie nicht ein einziges Mal drei Nächte hintereinander allein zu Hause gewesen sei. Man lese das mit dem daneben, was jetzt kommt, denn das ist es, was uns niemand erklärt hat.

Nach den Medikamenten bestimmt über den Verlauf einer bipolaren Störung nicht der Patient: Es sind die Leute um ihn herum. Es gibt vierzig Jahre alte Studien mit einem hässlichen Namen, Expressed Emotion, die bei dem, der mit dem Kranken zusammenlebt, drei Dinge messen: Kritik, Feindseligkeit und emotionale Überinvolvierung. Der Patient, der mit jemandem lebt, der in irgendeinem der drei hoch punktet, erleidet im folgenden Jahr deutlich häufiger einen Rückfall, und es gibt eine Nuance, die hier wiegt: Die Kritik des Umfelds sagt vor allem den depressiven Rückfall voraus, nicht den manischen. Das andere Standbein sind die Rhythmen. Wer neben einem Bipolaren steht, schützt den Schlaf, verteidigt die Zeiten, weiß, wann man die Notaufnahme rufen muss, und schiebt in Richtung Behandlung, ohne einen Streit anzuzetteln. Die Literatur fasst es als Gebrauchsanweisung zusammen: weder überinvolviert noch zurückgezogen. Und jetzt lese man ihre Sätze noch einmal. Sie hatte keinen eigenen Rhythmus, sie hängte sich an meinen, und meiner war der einer durchgehenden Hypomanie, so dass in deinem Tempo im Tempo der Krankheit bedeutete. Sie konnte nicht allein sein und hat es in aller Deutlichkeit hingeschrieben. Und sie wollte mich stark wie einen Stier und in allem konzentriert, weil der, der dieses Haus trug, der Kranke war, und an dem Tag, an dem der Kranke umfiel, blieb niemand mehr stehen. Erst Überinvolvierung, dann Kritik an Dingen, die Symptome waren, am Ende völliger Rückzug: die drei Felder der Skala, hintereinander, in genau der Reihenfolge, in der die Klinik sagt, dass sie einen Patienten versenken. Ich schreibe das nicht, um sie zu diagnostizieren, dazu bin ich niemand. Ich schreibe es, weil ihr kein Mensch je die Gebrauchsanweisung gegeben hat, und ohne Gebrauchsanweisung macht eine Frau, die einen

Kranken liebt, am Ende genau das: Sie stützt sich auf ihn, bis sie bricht, kritisiert ihn dafür, dass er bricht, und geht. Die Frau, mit der ich heute lebe, die kein einziges Handbuch gelesen hat, hat mich eines Abends gefragt, wann ich das letzte Mal gut geschlafen habe. Das heißt, einen Rhythmus schützen. Marta fragte mich, ob ich stark sei.

Ihr treu zu sein habe ich nicht geschafft, und das werde ich bezahlen, solange ich lebe. Ich gab ihr, was ich zu geben hatte: das Zuhause, die Ruhe in den Zeiten, in denen ich Ruhe hatte, und ein Vertrauen in sie, das sie selbst nicht hatte, jeden Tag aufrechterhalten und laut ausgesprochen. Ein katastrophaler Gutmensch, was vermutlich die genaueste Beschreibung dessen ist, was ich in dieser Wohnung war. Jahre später hörte ich bei einem Prozess, hinter einer Trennwand, das vollständige Inventar der Schäden, die ich angerichtet habe. Es war detailliert angefertigt. Die Kunstschule kam darin nicht vor. Es kam nicht vor, wer ihr die Papiere hingelegt hat und wer den Gips im Wohnzimmer zusammenkehrte. Und ich verstehe das, ohne dass jemand hätte lügen müssen: Ein Gewalttäter, der dich zu deiner Berufung schiebt und dir jedes Blatt beklatscht, ist eine Figur, die nicht trägt, und was nicht trägt, spricht frei. Also wurde dort eine stimmige Geschichte erzählt. Eine vollständige nicht.

Kapitel 19 · Das Motorrad

Dieses Motorrad habe ich eingeweiht, indem ich mit Marta hinten drauf eine Runde durch Barcelona gedreht habe, und es gefiel uns so gut, dass ich ihr am nächsten Tag die komplette Ausrüstung kaufte: den Helm und dazu die Stiefel, die Jacke und die Handschuhe. Ich kaufte es aus Sicherheitsgründen, denn das Einzige, was mich wirklich wach hielt, war die Vorstellung, wir beide an irgendeinem Tag auf dem Asphalt. Aus diesem Buch komme ich auf viele Arten heraus, und fast alle sind schlecht, also halte ich auch diese fest: Dieser Typ verbrachte die Nächte mit dem Gedanken, was wäre, wenn sie stürzten. Mit dem Motorrad holten wir das Sofa fürs Wohnzimmer, denn so machten wir die Dinge. Und mit genau diesem Motorrad fuhr ich an einem Mittag zu Beginn des Sommers, in dem ich einunddreißig wurde, allein auf den Berg.

Bevor es weitergeht, eine methodische Vorbemerkung, denn von diesem Tag gibt es in keinem Archiv eine einzige Zeile: Was jetzt kommt, erzähle ich aus dem Gedächtnis, mit einer Erinnerung, die zehn Jahre später noch scharf ist, und ich habe bereits erklärt, warum ich meinem Gedächtnis in den hohen Phasen selbst nicht traue. Es war kein geplanter Ausflug. Es war der Impuls eines hypomanischen Gehirns, schon aufgedreht von den Antidepressiva jenes Frühlings, das Bewegung verlangte, das diesen Ort im Montseny mit dem Sommer zwei Jahre zuvor verband, dem der Epiphanie und dem dritten als Rettungsschwimmer, und das den Jahrestag mit einer Geste begehen wollte, die Gewicht hatte. Ich fuhr zu dem gewohnten Baum, dem am Ortsrand. Er hatte nichts Besonderes: Ich hatte ihn in jenem anderen Sommer zufällig gefunden und mich eine Weile dorthin gesetzt, und diese Weile war in meinem Kopf zu einem bedeutungsgeladenen Ort geworden, was dieser Kopf mit jedem Ort macht, an dem man sich fünf Minuten hinsetzt.

Ich kam an und stellte das Motorrad ab. Klarer Himmel, keine Wolke, mit dieser Sommeranfangssonne, die in den Bergen hart zuschlägt. Und ich sagte laut, in vollem Bewusstsein, dass die Geste lächerlich war, er solle mir, wenn es ihn gebe, ein Zeichen geben. Was in den folgenden zwei Minuten kam, habe ich

unzählige Male erzählt und immer mit demselben Hinweis davor: Ich weiß nicht, was das war. Ich weiß, was geschah. Der Himmel wurde schlagartig schwarz, und nicht langsam, sondern als hätte jemand mit einem Ruck einen Vorhang zugezogen. Dahinter kamen der Donner und der Hagel, grob und heftig, ein Gewitter, wie es zu dieser Jahreszeit nichts zu suchen hatte. Ich rannte zum nächsten Vordach. Es hagelte fünfzehn Minuten. Und in diesen fünfzehn Minuten, mit Kopfhörern im Ohr und fünfhundert Liedern im Zufallsmodus, genau in der Sekunde, in der ich mich auf eine Bank setzte und der Körper anfing, die Drehzahl zu senken, spielte der Algorithmus ein Lied unseres Sängers, des Sängers vom Haus und von den Fahrten, und die erste Zeile handelte ausgerechnet von einem Zeichen, das man aussendet und das der andere nie empfängt. Ich konnte mich nicht rühren. Das Lied ging weiter: eine Meditation, die nicht gelingt, ein Flug unterhalb dessen, was man von einem erwartet, ein paar tote Stunden vor einer Hinrichtungsmauer. Es schien geschrieben für genau den Punkt der Landkarte, an dem ich saß. Als es aufhörte zu hageln, ging ich zu Fuß zum Motorrad zurück, und als ich den Schlüssel ins Zündschloss steckte, kam das Letzte: Die Wolke riss beim Abregnen in der Mitte auf, und der Winkel der Sonnenstrahlen und dieses Loch ergaben zusammen einen Lichtkegel, der genau senkrecht auf mich fiel. Eine perfekte Theaterinszenierung. Ich brauchte Tage, um zu wissen, was ich damit anfangen sollte. Jahre, um die Worte zu finden.

Die Worte sind diese, und ich kann sie vollständig. Die Meteorologie erklärt den Hagel: orografische Abschirmung, eine mit Eis beladene Gewitterwolke, entstanden am gegenüberliegenden Hang, mit den Bergen als Sichtmauer und dem Wind, der sie über den Kamm schiebt; und danach ein nasser Downburst, also der Wolkenkern, der schlagartig kollabiert und tonnenweise Eis senkrecht über wenigen Hektar ablädt. Physikalisch erklärbar, meteorologisch selten, zu dieser Jahreszeit höchst unwahrscheinlich. Der Algorithmus erklärt das Lied: Pseudozufallszahlen, eines von fünfhundert. Die Neurologie erklärt den Moment: Der Schreck schaltet den präfrontalen Kortex ab, damit du rennst, und wenn du in Sicherheit bist und der Puls sinkt, geht der Kortex schlagartig wieder an und verlangt, das Chaos zu ordnen, und das Erste, was durch dieses Fenster hereinkommt, brennt sich dir ein. Und die Psychologie erklärt die Summe von allem: Apophänie, also sinnvolle Muster dort zu sehen, wo nur lose Daten sind, und die in einem Gehirn in der hohen Phase mit voller Lautstärke ar-

beitet. Ich kann all diese Erklärungen, und ich benutze sie. Sie lösen mir gar nichts. Was passiert ist, ist passiert.

Jahre später, schon mit dem Lithium im Leib, setzte ich mich hin und rechnete es aus. In der Wahrscheinlichkeitsrechnung gibt es eine Idee, die sie schwarzer Schwan nennen: das sehr unwahrscheinliche Ereignis, unmöglich vorherzusagen und mit gewaltigen Folgen. Nimmt man das Gewitter, das genaue Vordach, das genaue Lied in der genauen Sekunde und den Lichtkegel als unabhängig an, entspricht die Zahl, die herauskommt, in der Teilchenphysik mehr als sieben Sigma, und um eine Entdeckung zu verkünden, liegt die Latte bei fünf. Der Haken ist, dass sich das nicht wiederholt, und ein Experiment, das sich nicht wiederholt, ist kein Experiment: Es ist eine Anekdote mit guten Zahlen dahinter. Und was ich in der Nacht aufgeschrieben habe, in der ich die Rechnung fertig hatte, und was ich hier nicht herausnehmen werde, ist, dass es hochinteressant war und nichts bewies, außer dass ich mich dank einer Erzählung aus reinem Bestätigungsfehler gerettet hatte. Die Rechnung ist richtig. Und die Erzählung, die ich darüber gebaut habe, hat mir das Leben gerettet.

Was an jenem Nachmittag klinisch zählt, steht allerdings nicht am Himmel. Es steht in dem, was ich danach schrieb, als es gerade passiert war. Drei Monate später, mitten in der Nacht, mitten in einem Streit mit Marta und während ich ihr Lieder schickte, damit sie verstand, was mit mir los war, schrieb ich ihr, am Tag des Baumes sei es mir offenbart worden, es sei brutal gewesen zu sehen, wie es meinetwegen hagelte, das sei gewesen wie Moses, der die Wasser teilt. Ein Jahr später, in einem Gespräch, in dem es um etwas ganz anderes ging, schrieb ich ihr, während ich es hageln ließ, habe unser Sänger gespielt, ich hätte ein Wunder vollbracht, ich sei dorthin gefahren, wo ich die wahre Liebe gefunden hatte, und kaum hatte ich darum gebeten, sei die Hölle losgebrochen. Ich ließ es hageln. Ich vollbrachte ein Wunder. In der ersten Person und im Aktiv. Die Hypomanie begnügt sich nicht damit, das Zeichen zu deuten: Sie beansprucht die Urheberschaft. Daher kommt mein Glaube, der echte, der, den ich behalten habe. Und daher kam, mit Kokain im Blut zehn Tage später, der Messias jener Nacht, die schon erzählt ist. Marta habe ich es nie ganz erzählt: Sie sah das Ergebnis und sah nicht, woher es kam.

Einen Monat später fuhren wir zu zweit hinauf, und diese Fahrt steht sehr wohl im Archiv, und ich erzähle sie, weil sie zum Hellsten gehört, was es in viereinhalb Jahren gibt. Sie beginnt am Nachmittag davor: Sie schrieb, in die Stadt zu kommen sei kein Problem, und wenn ich lieber kein Geld ausgeben

wolle und die Wohnung frei sei, solle ich ihr etwas Leckeres kochen. Ich antwortete ihr eine Minute später mit dem Vorschlag, auf den Berg zu fahren und dort oben zu essen, und wir verabredeten, dass ich sie nach ihrer Schicht abhole. Ich holte sie in jener Nacht mit dem Motorrad ab, und sie schrieb mir, sie brauche mich definitiv mehr in ihrem Inneren, und ich sagte ihr, dass ich auch mehr darin sein wolle. Am nächsten Tag fuhren wir hinauf, mit ihrem Helm, ihren Stiefeln und ihrer Jacke, und kamen in die Wohnung zurück, die unsere gewesen war, mit dem Sofa, das wir zusammen gekauft hatten. Und das von jener Nacht, als jeder schon an seinem Platz war, ist das Beste, was ich von diesem Sommer aufbewahre. Sie schrieb, es sei ein herrlicher Tag gewesen, und es tue ihr leid, dass der Schluss etwas kühler ausgefallen sei. Ich antwortete ihr in derselben Minute, sie solle sich meinetwegen keine Sorgen machen, der Tag sei wunderbar gewesen, wie immer, und dass ich an diesem Wochenende bei ihr schlafen wolle. Und dann kam der Satz, an den ich mich seit zehn Jahren erinnere: dass ihr an jenem Tag die Brust wehtat vor Liebe zu mir, auch wenn sie sich manchmal zurückhalte und nicht alles sage, was sie fühle. Ich sagte ihr, mir gehe es genauso. Und nach Mitternacht, schon in ihrem Bett, die letzte Nachricht: dass es nach mir rieche, dass sie mit dieser Liebe schlafen gehe und dass sie mich liebe. Jetzt muss gesagt werden, wo ich war, während ich all das schrieb, und das ist kein Nebendetail: In meiner Wohnung lebte damals Raquel, es war noch eine andere Frau vorübergehend einquartiert, zu jeder Uhrzeit gingen Leute ein und aus, und ich steckte bis zum Hals in der Manie, die die folgenden Kapitel erzählen. Und trotz alldem ist dieser Tag passiert. Wenn man aus dieser Geschichte nur das andere erzählt, bleibt ein Mann übrig, der niemanden lieben kann. Und so war es nicht. Es war auch das, im selben Monat und an manchen Tagen am selben Tag: ein Typ in der hohen Phase, der alles zertrümmert, und die beiden schreiben sich, dass ihnen die Brust wehtut vor Liebe.

Und jetzt das Konzept, nämlich die Hypomanie am Steuer der großen Entscheidungen, und es erklärt sich mit dem schon Erzählten und mit zwei weiteren Dingen. Ein Gehirn in der hohen Phase entscheidet nicht, wie Menschen entscheiden: Es wartet nicht bis morgen. Es nimmt ein Motorrad, fährt auf einen Berg und fordert laut Rechenschaft von Gott. Es baut ein ganzes Leben in achtundvierzig Stunden um. Und in einem Winter, in dem ich arbeitslos war, schickte ich Marta in fünf Nachrichten hintereinander einen kompletten Finanzplan, mit Aufteilung in mehrere Körbe, mit dem Abwarten des richtigen Mo-

ments an der Börse, mit dem Einstieg in Großunternehmen und der Wiederanlage der Dividenden, und der Schlussfolgerung, dass wir in dreizehn oder vierzehn gut geführten Jahren aufhören könnten zu arbeiten. Ich wiederhole: Ich war arbeitslos, während ich das schrieb. Das ist der Motor, die Gewissheit, die nichts kostet, die Geschwindigkeit ohne Bremse und eine Energie, die von außen als Initiative durchgeht und von innen als Bestimmung erlebt wird. Und hier ist die Falle: Genau das Gehirn, das ungelesen unterschreibt, was es nicht unterschreiben sollte, ist unfähig, das zu unterschreiben, was es sollte, wenn endlich die Gelegenheit kommt. Zwei Herbste nach dem Hagel, ohne Arbeit und ohne Wohnung, sahen Marta und ich uns ein Mietshaus in genau diesem Ort an. Ich hatte im Kopf, sie zu heiraten, und sah mich nach Ringen um. Und im letzten Moment machte ich einen Rückzieher. Die Ausrede war, dass wir beide arbeitslos seien und mir so zu unterschreiben nicht ehrlich vorkomme; der wahre Grund war die Angst, die Panik davor, eine Gehaltsabrechnung vorlegen zu müssen, die es nicht mehr gab. Das war der teuerste Fehler dieser Monate: Dieses Haus zu mieten hätte mich aus dem Ort meiner Mutter herausgeholt, wo ich das Marihuana kaufte, und hätte mich auf den Berg gebracht, um mit ihr ein Leben neu aufzubauen. Dieses Nein, gesagt aus Angst und mit einem Gehirn, das schon auf dem Weg in die Psychose war, hat mich jahrelang gequält. Und noch ein Detail: Das einzige Mal in viereinhalb Jahren, dass Marta das Wort Psychiater schrieb, war, um mir den Link zu einer Nachricht über ein altes, geschlossenes Krankenhaus zu schicken. In demselben Ort mit dem Baum. In demselben Ort mit dem Haus, das ich nicht unterschrieben habe. Von allen Orten der Welt dieser.

Und zu diesem Baum bin ich viele Jahre später zurückgekehrt, um etwas zu begraben.

Kapitel 20 · Zwei Notaufnahmen

An einem Mittag im Hochsommer schrieb ich Marta, dass es mir miserabel gehe und dass ich ununterbrochen huste. Eine Viertelstunde später, dass ich sterbe. Zwei Minuten danach, dass ich wohl zum Arzt gehen werde. Und sie, sofort: Geh zum Arzt. Eine Minute später antwortete ich, dass ich nirgendwohin gehe und dass ich schlafen werde, sobald ich zu Hause bin. Vier Minuten danach, dass ich nicht geschlafen hatte. Und eine Weile, nachdem sie mich zum Arzt geschickt hatte, sie noch einmal: Du bist nicht krank. Und gleich darauf: Jetzt bist du derjenige, der das Problem macht. Der Arzt an jenem Mittag war wegen des Hustens. Wir kamen aus einer Nacht mit einer dritten Person bei mir und aus zwei Tagen schriftlichem Streit, und was sie vor sich hatte, war ein Mann ohne Schlaf nach dieser Nacht, und das sieht ohne Diagnose nach schlechter Laune aus und nicht nach einer Krankheit. Das einzige Mal in diesem ganzen Sommer, dass das Wort krank auftauchte, habe ich es geschrieben, und es wurde noch am selben Nachmittag verneint.

Man muss sagen, in welchem Zustand ich in diesem Sommer meiner einunddreißig Jahre war, denn ohne das sieht das da oben nach einem Paarstreit aus und war etwas anderes. Die Manie war im Frühling losgegangen, ausgelöst von den Antidepressiva, die ich schon erzählt habe, und sie erlosch erst am Ende des Sommers. In diesen Monaten kippte ich Alkohol und flüssiges Ecstasy in Mengen hinein, von denen sich mir heute allein bei der Erinnerung der Magen umdreht, und ich hatte mehrere psychotische Episoden; zwei endeten in der Notaufnahme. Die erste fiel gleich an den Sommeranfang, als die Sache mit der älteren Frau in die Luft flog: eine Krise, das Krankenhaus, und ich, der ihr alles in die Schuhe schob. Am nächsten Morgen verkündete ich Marta, das sei jetzt vorbei, und Marta weigerte sich, mit allem Recht der Welt, sich an der Dämonisierung dieser Frau zu beteiligen. Wir waren zu diesem Zeitpunkt kein Paar, und sie hatte das vom ersten Tag an klargestellt und dabei schriftlich gelacht: dass sie ja wisse, dass es ihr blendend gehe, und zwar dank mir, denn in ihrer Fassung war ich der, der alles kaputt gemacht hatte. Wochen später schrieb sie mir,

ich solle zu der gehen, die mich fast in die Klapse gebracht hätte. Da steht es, in ihrer Schrift, was sie über diesen Sommeranfang wusste: dass jemand kurz davor gewesen war, mich einweisen zu lassen. Und da steht auch, was sie nicht hatte: den Namen dafür.

Und dann ist da eine Nacht Mitte des Sommers, und die muss man mit der Uhr vor sich erzählen, denn die Uhr ist das Einzige aus dieser Nacht, das nicht lügt. Es fing mit einem Vorwurf von mir an, dass sie sich in einer Sache mit meiner Mutter nicht zu wehren gewusst hatte. Eine Stunde später teilte ich ihr mit, dass ich mit der älteren Frau zusammenziehen werde, als WG-Mitbewohner. Und in den folgenden acht Minuten schrieb ich, wörtlich, dass ich dieses Land regieren wolle und ihr das schon tausendmal gesagt hätte, dass ich mit der Sache verheiratet sei und nicht mit einem Menschen; dass ich die andere rausgeworfen hätte, weil sie faul sei; dass die Sache die Wahrheit sei, dass sie Mittel brauche, dass sie entweder helfe oder im Weg stehe, dass wir geradewegs auf eine furchtbare, höllische Tyrannei zusteuerten, dass ich geboren sei, um das zu verhindern, und dass sie, wenn sie nicht helfe, meinem Feind diene; und dass es etwas über allem gebe, und dieses Etwas sei ich und die Wahrheit. Man lese das noch einmal. Ein Mann, der seine Partnerin beleidigt und ihr in derselben Minute ankündigt, dass er das Land vor einer Tyrannei retten wird. Und sie, mitten in der Salve, die einzige vernünftige Stimme auf dem ganzen Bildschirm:

„Was erzählst du mir da."

Und kurz darauf:

„Welche Sache."

Diese Frage hatte keine Antwort, denn es gab keine Sache. Es gab einen Größenwahn, und der steht im Handbuch, in der Kriterienliste der manischen Episode, in derselben Zeile wie die Reizbarkeit, und beides lief gleichzeitig und aus demselben Motor. Ein Gewalttäter demütigt, um den anderen Menschen klein und in Reichweite zu haben. Ein Mann in der Manie demütigt, weil der andere Mensch seiner Mission im Weg steht, das Vaterland zu retten, und er sagt es, schriftlich, mit Uhrzeit. Das Zweite ist das, was in diesem Archiv steht, und der Unterschied ist keine Nuance: Es ist der Unterschied zwischen einer Methode und einem Symptom. Sie konnte das nicht wissen. Sie fragte, welche Sache, und das war genau das, was man fragen musste, und es war niemand in der Nähe, der ihr hätte antworten können, dass das Größenideen heißt und dass man das behandelt. Und man sollte sagen, was man in dieser Nacht tun konnte,

denn es war nicht viel: In diesem Land braucht es, um jemanden gegen seinen Willen auf eine Station zu bringen, einen Richter oder einen Arzt, der einen Notfall bescheinigt, und ein Mann, der nachts per Telefon schriftlich wahnhaft wird, ist kein Notfall, den ein Arzt bescheinigen kann. Ihre Frage war die Obergrenze dessen, was von einem Bildschirm aus möglich war. Und es war nicht eine Nacht. Tage vorher hatte ich ihr geschrieben, dass in der Stunde der Guten Billionen sterben würden. Tage danach, dass ich reich werden müsse, um dieses Land zu regieren. Und drei Wochen vor der Psychose, dass ich der Messias sei.

Die Psychose kam, als der Sommer zu Ende ging, und sie war die zweite Notaufnahme. Toxische Psychose auf affektivem Grund heißt das, wenn die Substanz anzündet, was die Krankheit ohnehin schon vorbereitet hatte: optische Halluzinationen, und ein Mann, der diesmal selbst darum bat, ins Krankenhaus gebracht zu werden. Sie gaben mir ein Antipsychotikum und schickten mich nach Hause. Und hier ist die Angabe, die nie jemand auf den Tisch gelegt hat und die Marta mit eigenen Augen gesehen hat: Im Monat darauf, mit dem Antipsychotikum im Blut, waren die durchgemachten Nächte schlagartig vorbei, und der Mann kam zurück, den sie in den besten neun Monaten kennengelernt hatte. Von einem Tag auf den anderen. Das hat eine Tablette bewirkt. Und ich setzte sie nach einem Monat ab. Ohne dass sie mir jemand nahm und ohne dass sie mir jemand hielt, denn aus diesen beiden Notaufnahmen kam ich beide Male gleich heraus: ohne Diagnose, ohne Weiterbetreuung und ohne einen einzigen Menschen, der mir erklärt hätte, was gerade passiert war. Ein System, das einen Mann mit psychotischen Symptomen und einem Rezept aus der Notaufnahme entlässt und ruhig schlafen geht. Im ganzen Archiv dieser viereinhalb Jahre, in über hunderttausend Nachrichten von ihr und mir, taucht das Wort bipolar kein einziges Mal auf. Das Wort Krankheit hat sie nie geschrieben. Und Psychiater hat sie ein einziges Mal geschrieben, und nicht, um mich zu einem zu schicken. Niemand hat das Wort gesagt. Weder sie noch ich noch der Arzt, der mir das Antipsychotikum gab, noch der, der mich es absetzen sah, denn den gab es nicht.

Und jetzt die Frage, die sie sich tausendmal gestellt haben wird und die ich Jahre gebraucht habe, um sie beantworten zu können: Wie war es möglich, dass ich es nicht merkte. Es hat einen Namen und es hat Zahlen. Es heißt Anosognosie, und es ist kein Leugnen: Es ist ein Nicht-sehen-Können. Eine Studie, die das Krankheitsbewusstsein in jeder Phase gemessen hat, fand heraus, dass eine mindestens mäßige Verleugnung dessen, was gerade geschieht, bei etwa fün-

fundachtzig Prozent der Patienten in der reinen Manie auftritt; bei neunundfünfzig in den gemischten Episoden; bei sechsunddreißig in der Depression; und bei zweiundzwanzig in der Euthymie, also wenn es einem gut geht. Und die Nuance ist das, was alles entscheidet. Was nicht anerkannt wird, ist nicht, die Störung zu haben: Das gibt man im kalten Zustand ohne Weiteres zu, mit dem Bericht vor sich. Was nicht anerkannt wird, ist, dass das, was man gerade in diesem Moment tut, die Störung ist. Ein Diabetiker in einer Unterzuckerung merkt das Zittern, weil seine Krankheit ihm nicht den Apparat abschaltet, mit dem er sich beurteilt. Die Manie schaltet ihn sehr wohl ab. Sie ist die einzige Krankheit, die genau das Organ angreift, das es merken müsste. Deshalb sagte ich Marta, es gehe mir hervorragend, während mir das Haus über dem Kopf zusammenfiel, und deshalb habe ich sie nicht belogen, wenn ich es sagte. Und deshalb setzte ich das Antipsychotikum nach einem Monat ab: weil es mir mit dem Antipsychotikum im Blut gut ging, und wenn es einem gut geht, sieht man, dass man es nicht braucht, ohne auf die Kleinigkeit zu kommen, dass es einem gerade deshalb gut geht, weil man es nimmt. Ich habe das über das Lithium schon gesagt, und ich sage es hier über jene Tablette, die die erste war. Und das Bewusstsein dessen, der von außen zusieht, geht ebenfalls aus, wenn ihm niemand den Namen gegeben hat: Marta leugnete keine Krankheit; sie antwortete einem Mann. Der Satz jenes Mittags, du bist nicht krank, war für das, was sie sah, weiterhin der richtige. Was fehlte, war die Krankheit darunter.

Es lag noch etwas darunter, und das muss gesagt werden, denn es erklärt, warum ich in jenem Herbst kein einziges Mal in die Ambulanz ging. Für mich war ein Klinikaufenthalt kein Bett und keine Tablette. Er war mein Vater. Er war ein Kind, das seinen Vater in einem Käfig sieht, und ein Zwanzigjähriger, der einen Bericht mit zwei lateinischen Wörtern liest. Als mir Jahre später eine Psychiaterin sagte, ich hätte dasselbe wie er, und das Medikament sei dasselbe, mit dem er sich umgebracht hatte, war das, was ich fühlte, keine Erleichterung darüber, einen Namen zu haben: Es war, dass man mir gerade das Erbe aushändigte. Und solche Erbschaften unterschreibt man nicht, bis man gezwungen wird. Mit dreißig zwang mich niemand. Also machte die Anosognosie ihren Teil, die Angst machte ihren, und zusammen ließen sie die Schachtel in einer Schublade liegen.

Es gibt ein Detail aus diesen Jahren, das mich zu gleichen Teilen lachen lässt und schaudern macht und das zusammenfasst, was es heißt, dreiunddreißig zu werden, ohne dass dir jemand erklärt hat, was du in dir trägst. Ich hatte einen

Lieblingssatz. Ich ließ ihn bei jedem Tischgespräch fallen, mit Humor, und immer lachte jemand: dass die billigste Art, sich zuzudröhnen, sei, nicht zu schlafen. Dass du, wenn du keinen Euro hast, die Nacht auslässt und schon sehen wirst. Das Schlimmste ist, dass ich nicht log. Mich brachte der Schlafmangel drauf. Nach zwei durchgemachten Nächten hintereinander war ich euphorisch, schnell, einfallsreich, unaufhaltsam, mit der Welt, die sich in meiner Drehzahl drehte, und ich erzählte es, wie man einen Haushaltstipp zum Sparen erzählt. Was ich da beschrieb, war ein manisches Prodrom. Mit seiner klinischen Genauigkeit und seinem Mechanismus darin, denn der Schlaf ist, ich habe es schon gesagt, der bestdokumentierte Auslöser dieser Krankheit und eines der ersten Zeichen, dass sie kommt. Das heißt, ich hatte meine eigene Schubwarnung geortet, so genau geortet, dass ich einen Witz daraus gebaut hatte, und ich wiederholte ihn laut vor Ärzten, vor Partnerinnen und vor Freunden. Niemand hat es verstanden. Ich auch nicht. Die Information fehlte nicht: Sie kam aus meinem Mund, und aufgehoben hat sie kein Mensch.

Das mit dem Arzt, an jenem Sommermittag, war das einzig Praktische, was in zwei ganzen Tagen voller Nachrichten auftauchte, und heute, zehn Jahre später, ist es immer noch die richtige Antwort. Zum Arzt haben sie mich zweieinhalb Jahre später gebracht. In einem Krankenwagen. Und sie war da schon nicht mehr.

Kapitel 21 · Die Dreierbeziehung

Das Jahr, in dem ich dreiunddreißig wurde, habe ich ganz in der Manie verbracht. Das ist das Wort, das diesem Jahr fehlte, während es geschah, und in allen Fassungen, die danach von ihm kursiert haben, meine eingeschlossen. Der Name brauchte mehr als ein Jahr; die Nacht, in der es anfing, war in einem Studio in der Altstadt, auf einem riesigen Schlafsofa, das das halbe Wohnzimmer einnahm, mit einer Tasse in der Hand.

Ich war dort allein eingezogen, von der Wohnung meiner Mutter aus, nach jenem Sommer. Ich schleppte eine dumpfe Depression mit mir herum, von denen, die keinen Namen haben und deshalb kein Mittel, erdrückt von einem Informatikerjob, den ich verabscheute, und ich verbrachte die Nachmittage in dieses Sofa versunken, ohne zu wissen, wogegen ich kämpfen sollte. Und dann tauchte Raquel wieder auf, und mit ihr kamen die Substanzen in mein Leben zurück. Ich fing wieder an zu konsumieren, und das Erste, was ich mir gab, war ein Opioid. Und in meinem Gehirn war das eine Auferstehung: Die Depression verflog auf einen Schlag, die Farben kamen zurück, die Musik dröhnte mir wieder im Kopf. Heute weiß ich, was es war: ein substanzinduzierter Stimmungsumschwung in einem Gehirn, das bereits krank war, und bei Opioiden kassieren sie im Abstieg ein, was sie oben geben. Wir nahmen unsere Sache wieder auf und öffneten eine Spirale aus Sex und Substanzen, Wochenende für Wochenende. Jene Weihnachten habe ich nicht einmal mit meiner Familie verbracht: Ich erfand, dass ich krank sei, und war im Studio, zugedröhnt, und empfing Leute, die durch diese Tür nicht hätten hereinkommen dürfen. Und Silvester verbrachte ich mit Marta, nur wir beide, wir aßen auf diesem Schlafsofa; es war wunderschön und es war seltsam, und sie merkte es, ohne es benennen zu können, denn ich stieß um zwölf mit ihr an, mit einem Geheimnis von der Größe einer Wohnung. Es war das letzte Silvester, das wir zusammen verbracht haben.

Nach den Feiertagen versetzten sie mich auf der Arbeit vom Support in den Vertrieb: mehr Stunden, mehr Druck und viel weniger Struktur, genau das, was einem Bipolaren, der in eine Manie geht, nicht bekommt. Und Ende dieses Mo-

nats verließ ich Marta. Mit Raquel bin ich ihr nie untreu gewesen: Ich habe sie verlassen. Ich hielt den Widerspruch nicht aus, beide zu lieben, ich wollte sie nicht wieder anlügen, und vor allem wollte ich sie nicht in die Drogen hineinziehen. Sie schrieb mir in diesen Tagen, sie habe unsere Sache sabotiert, sie habe mir nicht zugehört, und sie bat mich um Verzeihung für ihre Kälte. Sie. Und lachend, ich solle nicht mich und unser Herz mit dem Nichtschlafen ruinieren.

Die folgenden Wochen waren ein Mann, der gleichzeitig zwei unvereinbare Gespräche führte. An einem Morgen schrieb Marta mir, sie sei wegen Angstzuständen in der Notaufnahme gewesen, das bekomme ihr sehr schlecht, und sie verstehe, dass es mir anders gehe. Und in derselben Nacht schrieb Raquel mir von etwas ganz anderem. An einem Nachmittag in diesem Monat schrieb ich es hin: ein Vorschlag mit allen drei Personen darin, und mit der einzigen Zeile jenes Tages, die beide respektierte, nämlich dass es sein werde, wann sie wolle und wann die andere wolle. Raquel antwortete nach vier Minuten, seit ich es ihr gesagt hätte, fantasiere sie von ihnen beiden zusammen. Das heißt, ich hatte es ihr vorher gesagt. Das Verlangen war bei allen dreien, das ist wahr. Aber der, der einen Plan daraus machte, der sagte wann und wie, war ich.

Und es gibt eine Nacht in jenem Winter, die die drei folgenden Jahre erklärt. Ich hatte seit Freitag kaum geschlafen, Raquel war nicht da, und nach Mitternacht schrieb ich ihr etwa zwanzig Nachrichten hintereinander. Dass ich sie vollkommen liebe, aber nicht ausschließlich. Dass ich sie nicht mehr verlassen werde. Und dass es mir unendlich leidtue, sie wegen eines Mädchens gehen gelassen zu haben, das mich nicht verstehen konnte und das ich belogen hatte, weil ich ihr nicht sagen konnte, wie ich bin, ohne Angst, verurteilt zu werden. Das Mädchen war Marta. Sie war dreißig, und wir waren seit vier Jahren zusammen. Am nächsten Morgen stellte Raquel mir die einzige Frage, die zu stellen war: ob das alles Teil eines Wahns und keine Wirklichkeit sei. Und ich schrieb noch am selben Morgen, dass ich seit fünf Tagen kaum ein Auge zugetan hätte, und zog ganz allein den Schluss: dass ich wohl auch gerade im Wahn sei. Elf Monate vor dem ersten Klinikaufenthalt, ein Mann, der schriftlich zugibt, dass er wahnhaft ist, und niemand ringsum mit der Karte, auf der dieser Satz ein Alarm ist.

Und wo wir schon dabei sind, die Karte. Manie heißt nicht, fröhlich zu sein oder viel Energie zu haben: Sie ist eine Episode, mit mindestens einer Woche hochgeschossener oder gereizter Stimmung, und darüber legt das Handbuch

sieben Bausteine, von denen drei nötig sind, damit das Bild einen Namen bekommt. Ich sage sie im Klartext und mit jenem Jahr als Beispiel. Das aufgeblähte Selbstwertgefühl: das Manifest jener Nacht, ein Mann in der Überzeugung, seine Liebe sei eine höhere Form zu lieben. Weniger schlafen und es nicht vermissen: fünf Tage. Ohne Pause reden: zwanzig Nachrichten hintereinander zu einer Uhrzeit, zu der die Leute schlafen. Das Denken auf Höchstgeschwindigkeit, die Ideen, die ohne Brücke springen. Sich von allem ablenken lassen. Die Zunahme zielgerichteter Aktivität: ein Dreierplan, detailliert am späten Nachmittag verfasst. Und der siebte, der für alle steht: das übermäßige Sicheinlassen auf angenehme Aktivitäten mit hohem Risiko, und das Handbuch nennt wörtlich hemmungslose Einkäufe, sexuelle Indiskretionen und unsinnige Investitionen. Er ist der einzige der sieben, der sich für die Umstehenden auszahlt: Eine Beleidigung sieht man, einen Wahn sieht man, und eine bezahlte Runde sieht aus wie Großzügigkeit.

Am Ende des Winters kam Marta zurück. Während der Trennung hatte sie ein Paar kennengelernt, und sie schrieb mir, sie fühle sich frei wie der Wind; und ich dachte, als ich das erfuhr, wenn sie sich schon mit anderen zudröhnt, dann lieber mit mir. Marta und Raquel verstanden sich, entgegen jeder Prognose und jedem Handbuch: Raquel schrieb mir, sie verliebe sich in sie, sie habe in einer Woche mehr mit Marta geredet als in einem Monat mit mir. Und so fing die Dreierbeziehung an. Marta liebte ich mit dem Teil von mir, der Stabilität suchte; Raquel mit dem Teil, der den Abgrund im anderen wiedererkannte. Und in der Mitte ich, mit dem Gehirn in der Manie, überzeugt, die Erfindung des Jahrhunderts gemacht zu haben. Niemand fragte das Einzige, was zu fragen war: Und wenn der Sturm kommt, wer bleibt dann.

Und jetzt der Teil, der mir jenes Jahr ordnet und den ich nie geschrieben hatte. Ich habe das nicht bloß wegen des Sex aufgezogen. Ich schrieb Marta seit zwei Jahren, sie sei die Liebe meines Lebens, und Raquel, dass ich vor Sehnsucht nach ihr sterbe, auf demselben Telefon und manchmal in derselben Stunde, ohne einer von beiden die ganze Wahrheit über die andere zu sagen. Dass ich mit Leuten schlief, hat eine klinische Erklärung. Das nicht: Das war Feigheit, damals und heute. Also baute ich die Dreierbeziehung auf, um aufzuhören zu lügen. Wenn die beiden sich kannten und alles auf dem Tisch lag, war ich nicht mehr der, der die eine mit der anderen betrügt, sondern jemand, der zwei Menschen liebt und es sagt. In meinem damaligen Kopf war das eine moralische Wiedergutmachung. Und es funktionierte natürlich nicht, denn ein

Mann in der Manie macht nichts wieder gut: Er verstärkt. Was ich aufgebaut hatte, um aufzuhören zu lügen, ließ alle drei schlechter zurück, als sie waren, und Marta, die am wenigsten verlangt hatte, zahlte die höchste Rechnung.

Es gibt einen Tag aus der Zeit der Rückkehr, der der einzige Beweis für das ist, was darunter lag. Marta und ich hatten seit Jahren eine Gewohnheit: Wir sahen uns in die Augen und sagten einander den Namen. Ich sagte Marta, sah sie an und küsste sie. Sie sagte Marcos, sah mich an und küsste mich. An jenem Tag machten wir das stundenlang, auf Ecstasy. Aber was gesagt wurde, war dasselbe, was wir uns nüchtern sagten. Und jetzt kommt das, von dem ich weiß, dass es nach der Ausrede eines Süchtigen klingt, und das ich trotzdem aufrechterhalte: Die Liebe, die man bedröhnt fühlt, ist auch Liebe. Bei den Leuten vergeht sie mit dem Rausch. Bei mir ist sie nie vergangen. Ich sage nicht, dass es gut war. Ich sage, dass es nicht falsch war.

Von dort bis zum Herbst traten wir aufs Gaspedal und sprengten alle Grenzen der Vernunft und der Biologie, in dieser Reihenfolge. Das Studio wurde eine Höhle ohne Uhren und ohne Spiegel. Ich nahm alles, und ich sage das von mir, denn von mir kann ich es sagen: Methamphetamin, Ketamin, Mephedron, GHB, MDMA, Poppers, Viagra; ich ging dazu über, die Substanzen direkt auf die Schleimhäute zu geben, damit der Schlag sofort kam. Orgien, die tagelang dauerten. Praktiken, die bis an anatomisch gefährliche Grenzen eskalierten, mit einem Körper, den die chemische Betäubung vom Schmerz abgekoppelt hatte. Und der Körper, an dem fast alles davon vollzogen wurde, war meiner: Ich war der Empfangende und der, der mit weitem Abstand am meisten konsumierte, und am Montag acht Stunden funktionierender Berufstätiger auf einem zerstörten Körper. Und das alles habe ich bezahlt. Erst mit dem Gehalt, dann mit den Karten, dann mit Krediten, die ich um vier Uhr morgens im Internet aufnahm. Marta steuerte bei, was ich sie beisteuern ließ, und das war wenig, weil ich sie nicht ließ, und ihren Anteil an der Miete hat sie immer bezahlt. In diesen Kreisen konsumierten alle, das eine oder das andere; der Einzige, über den man deswegen gerichtet hat, war ich. Den Großteil habe ich getragen, weil ich der Einzige mit einem Gehalt war und weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, dass gut lieben geben heißt. Daraus blieb mir eine Schuld, für deren Abzahlung ich vier Jahre gebraucht habe, Monat für Monat und mit Überstunden.

Es zerbrach im Frühling, an einem kleinen Misstrauen, das das Eigentliche zudeckte. Es kam ein dummer Verdacht auf, von denen, die sich in zehn Minuten Gespräch auflösen, und er löste sich nicht auf: Wir luden ihn Raquel auf, die

als Einzige ein Leben außerhalb des Dreiecks hatte, und was sich einschaltete, war eine Angst, die von viel früher kam. Sie nahm es, wie man eine Beschuldigung nimmt, die einen wie ein Schuss trifft, und antwortete am nächsten Morgen genauso schlecht. Das war der Funke. Und darunter lag seit Monaten das Eigentliche: das Geld, die Abwesenheit (ich sagte ihr, ich sei wütend gewesen, weil sie nicht da war, und sie gab es mir auf der Stelle zurück: dass ich auch nicht da gewesen sei) und ein Satz von ihr aus der letzten Nacht: dass sie wisse, dass ich lüge, und dass genau das sie anwidere, dass ich nicht loyal sei. Wieder die Lügen. Und Marta schrieb am nächsten Tag, was es zusammenfasst: dass wir gescheitert seien, weil es uns über den Kopf gewachsen sei, und nicht nur ihr. In derselben Woche gab sie die Schlüssel ihrer Wohnung ab und zog ins Studio, und schrieb mir, sie nehme an, es sei mir egal. Da fing der Sommer an.

Und vom Sommer das, was er war, ungefiltert gesagt, denn wenn ich es weglasse, wird dieses Buch zu der Fassung, die mir passt. Drei Monate lang hatte ich mit Marta keinen normalen Sex. Keinen Geschlechtsverkehr, kein einziges Mal. Und nicht, weil es keinen Sex gegeben hätte: weil ich mich auf eine einzige Sache versteifte, immer dieselbe und immer mit Drogen davor, die sie allein mir gab, mit ihrer Hand und ihrem Arm in mir, stundenlang, ohne dass ich sie berührte. Und ich war obendrein anspruchsvoll: Ich forderte, ich korrigierte sie, ich trieb sie an. Im selben Bett und zur selben Zeit das andere: Stunden mitten in der Nacht, zugedröhnt, vor einem Bildschirm, neben der Frau, die ich in meinem Leben am meisten begehrt habe, während sie eine Handbreit entfernt zu schlafen versuchte. Und an einem Nachmittag am Ende dieses Sommers, in unserer Wohnung, während sie arbeitete, schlief ich mit einem Stricher. Sie fragte zweimal, ob ich mir den Druck abgeholt hätte, und ich log sie zweimal an. Das trägt den Namen der Hypersexualität, die schon erklärt ist, und hier kommt hinzu, was damals keiner von uns beiden sah: die Eskalation. Dieses Gehirn koppelt sich an einen Reiz und gibt ihm alles, und es erhöht die Dosis, weil die von gestern nicht mehr reicht. Und ich habe sie nie gefragt, ob es ihr gut dabei ging. Ich schreibe es, weil es so war.

An dem Tag, an dem sie nicht mehr konnte, machte sie keine Szene. Sie schrieb es mir an einem Freitagnachmittag, während wir über etwas anderes sprachen. Dass sie vom Leben aufgerieben sei und beschlossen habe, mit dem Besorgen aufzuhören. Dass die Sache sie sich wie ein Plastikphallus fühlen lasse, mit einem Lachen dahinter, damit es mir nicht wehtat. Dass ich ihr nicht zugehört und sie nicht gespürt hätte. Und zehn Minuten später, für alle Fälle, dass

sie keinen Druck mache und nicht wütend sei, dass sie aber auch Zärtlichkeit brauche. Sie hörte mit einem Satz auf. Ich hörte nicht einmal mit einem Krankenwagen auf. Ihr Konsum war eine Antwort auf ihre Erschöpfung und erlosch, als sie erschöpft war; meiner war eine Antwort auf eine Episode und ließ sich von innen nicht abschalten, denn ihn nährte dasselbe, was mich wach hielt.

Kapitel 22 · Der Kanal

In jenem Herbst verloren wir alles der Reihe nach, und die Reihenfolge ist wichtig. Zuerst die Arbeit: Sie feuerten mich fristlos, weil man mir den Konsum ansah und wegen der wiederholten, schlecht begründeten Fehlzeiten. Dann das Studio. Und ohne Gehalt und ohne Wohnung richteten wir, statt aufzugeben, ein ganzes Haus ein. Das erzähle ich langsam, denn von diesem ganzen Herbst ist es das Einzige, was kein Desaster war: ein leeres Haus, an dem wir die Strom- und Wasseranschlüsse legten, das wir möblierten und funktionsfähig zurückließen. Die Möbel habe ich gekauft, und aufgebaut haben wir sie zu zweit; sie baute genauso viele auf wie ich oder mehr, und sie konnte es besser. Ich montierte die Lampen und das Bett; sie strich die Nachttische, und sie wurden wunderschön. Es gibt einen Morgen, der für diesen ganzen Monat steht: ich, wie ich mit kaputter Bohrmaschine die Rohre verlege, mit Spitzhammer und Hammer, mit einem blutenden Finger, und am späten Nachmittag schreibe ich ihr in Großbuchstaben, dass alles funktioniert. Sie antwortete: Gott, halleluja. Das war der letzte euphorische Moment von uns beiden. Denn dieses Haus besetzten wir, und sie erwischten uns, und statt uns auf das zu berufen, was uns das Gesetz erlaubte, waren wir ehrlich und gingen. Den Kopf hingehalten hat sie. Allein, für uns beide. Ich kniff und ließ sie es tun, und ich halte es hier fest, denn dafür schreibe ich das. Und in diesem Haus, auf einer Matratze auf dem Boden, die wir provisorisch hingelegt hatten, schliefen wir miteinander. Normal, ihr Genuss vor meinem, ohne Substanzen und ohne jemanden sonst. Nach drei Monaten das. Es war das letzte Mal, und heute weiß ich, dass es ein Abschied war, vollzogen, ohne dass einer von uns beiden es wusste.

Von dort zu meiner Mutter, in den Ort, oben im Vallès. Ein Zimmer von zwölf Quadratmetern, wir beide und der Hund. Und hier muss die Sache mit den Substanzen gesagt werden, denn ich glaubte, ich hätte aufgehört, und was ich tat, war, die Substanz zu wechseln. Die harten Drogen waren am Ende des Sommers vorbei, wirklich, und mir kam es vor, als sei das Aufhören. Was ich tat, war, beim Marihuana zu bleiben, das ich dort kaufte, wo man es in allen

Dörfern kauft, und beim Bier, das in diesen Monaten nie mehr fehlte. Und an meinem Geburtstag eine Episode mit Psilocybin, von der nicht viel übrig ist, außer einer Sache: In dieser Vision sah ich die Pornosucht ganz, was sie war und was sie ihr angetan hatte, und ich ließ sie. Für immer und ohne Rückfälle. Ich glaubte damals, Joints seien das Weiche. Heute weiß ich, was Cannabis mit einem Gehirn wie meinem macht, und in dieses Zimmer kam es jede Nacht, und dieses Gehirn war auf dem Weg zum Krankenwagen.

Sie sah es, und sie schrieb es, und das muss hier stehen, weil seit Jahren erzählt wird, sie habe nichts gesehen. An einem Herbstnachmittag bat sie mich, nichts zu besorgen, wir sollten das in Ruhe machen, weil wir es verdient hätten; dass es ihr Angst mache, wenn ich etwas besorgte und dann dort so drauf war, wie ich drauf war. Zwanzig Minuten später, was es hieß, in jenem Herbst mit mir zu leben: dass sie gern aus dem Haus gehen und zurückkommen würde, ohne das Gefühl zu haben, sie werde mich bei der Rückkehr wieder so vorfinden wie die letzten Male. Und zwei Minuten danach, dass sie allmählich etwas Verbindung zu mir brauche. Und am selben Nachmittag, ein paar Stunden später, schickte sie mir die Einkaufsliste, die sie gerade abgearbeitet hatte: Kaffee für alle, Joghurt, Äpfel, Kekse fürs Frühstück und die Haarfarbe meiner Mutter. Und dass sie bezahlt habe und dass es ihr unangenehm sei, das zu sagen. Das war die Lage: eine Frau mit Todesangst, die den Hauseinkauf erledigt, sich dafür entschuldigt, es zu sagen, und mich bittet, bitte nichts zu besorgen. Wochen später eine einzige Zeile von ihr, die eine ganze Diagnose ist: ob ich nicht noch mehr Bier gekauft hätte. Und zu meinem Geburtstag fuhren wir für zwei Tage in eine andere Stadt. Es war unsere letzte Reise, genau einen Monat vor dem Koffer, und es war schön, ohne Streit und ohne jemand Drittes im Gespräch, was in diesen Monaten schon eine Seltenheit war. Hätte uns jemand auf der Straße gesehen, hätte er ein normales Paar gesehen.

Und dann war da der Kanal. Ich hatte im Internet einen Videokanal eröffnet, und in jenem Herbst fraß er alles auf. Ich verbrachte die Nächte vor dem Computer, in diesem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer, mit ihr, die einen Meter entfernt schlief oder es versuchte, und schnitt Videos bis sechs Uhr morgens: ein Wetterbericht, ein paar Kurzfilme, ein Trailer, Experimente mit den Schnittwerkzeugen, Stunden um Stunden. Und alle, alle, die ich in diesen Tagen gemacht habe und die ich noch habe, gingen über unsere Lieder. Ich zeigte sie ihr, und sie antwortete, sie seien cool, sie seien lustig, man verstehe sie. An einem Mittag, nachdem sie über den Wetterbericht gelacht hatte, schrieb sie mir: Bereite

etwas vor, dann drehen wir es nachher. An einem anderen Tag, dass sie sich gerade alle Videos noch einmal ansehe. An einem anderen, dass sie immer noch darauf warte, dass ich mich zu ihr setze und ihr ein paar Dinge daran erkläre. Und in einer Nacht, ohne Drama, das, was gerade geschah: dass ich seit Wochen alle wegen der Videos links liegen ließe und jetzt nicht erwarten könne, dass alle Welt reagiere. Wochen, im Plural. Sie sah einen Mann, der sich bis sechs Uhr morgens in den Computer verkroch und sie nicht ansah. Das war die Lage.

Und in einer Nacht mitten im Herbst das Einzige, was ich in diesem ganzen Herbst außer Haus getan habe. In jenem Sommer, als sie mich in einer Arbeitspause besuchte, waren wir auf einen Philosophiekurs für Erwachsene gestoßen, einen von denen mit Gespräch und Glas, und sie hatte mit dem Finger auf das Plakat gezeigt. Ich schrieb einen Brief, um aufgenommen zu werden, und diesen Brief habe ich vollständig aufgehoben: Er sprang von der Hundstagshitze zu Gramsci, von Gramsci zu einem Skorpion auf einem Plakat, gelesen als Zeichen, vom Skorpion zur Astrologie und von dort zur Krankheit eines Schauspielers, ohne eine einzige logische Brücke und mit absoluter Sicherheit bei allen Übergängen, und das zweite Bier mitten am Tag von mir selbst hingeschrieben, ohne ihm Bedeutung beizumessen. Ideenflucht, Größenideen, magisches Denken, als Literatur verkleidete Reizbarkeit. Mit diesem Brief nahmen sie mich auf. Und in diesem Text, in dem ich kein gutes Haar an irgendwem ließ, war der einzige Mensch, der von Anfang bis Ende unversehrt und geliebt vorkam, sie: meine geliebte Marta, die, die die Hitze mit mehr Würde ertrug als ich, die, die mit dem Finger auf die Tür zeigte. Das habe ich geschrieben, in meinem schlimmsten Sommer, vier Monate, bevor alles zu Ende ging. Also ging ich zu der Stunde hin und lieferte das Schauspiel. Es wurde bei Wein doziert, und ich trank allen Wein, den sie hatten. Allen. Und von da an aufwärts. Ich werde nicht rekonstruieren, was ich gesagt habe, denn ich erinnere mich nicht gut: Es reicht zu wissen, dass ich in einer Philosophiestunde erschien, die Bestände leer trank und die Nummer abzog, dann ist schon gesagt, an welchem Punkt ich stand. Ich ging nicht wieder hin. Und von dieser Nummer erfuhr Wochen später jemand, der nicht dabei war und dem man sie erzählte, und diese Person bat um meine Telefonnummer. Das kommt an seiner Stelle.

Jetzt muss vom Schlaf die Rede sein, denn er war das, was unter alldem lag, und sie hat ihn vor allen anderen benannt. Fast ein Jahr zuvor, mitten im Winter, hatte sie mir lachend geschrieben, ich solle nicht mich und unser Herz mit

dem Nichtschlafen ruinieren. Sie lachte, weil ihr niemand die Karte gegeben hatte, auf der dieser Satz ein Alarm ist. Eine zwanzig Jahre alte Übersichtsarbeit, die siebzehn Studien darüber zusammenfasste, wie eine Manie anfängt, sagte zwei Dinge, die jenen Herbst mit erschreckender Treffsicherheit beschreiben: dass das Prodrom, der Vorraum der Episode, länger als zwanzig Tage dauert; und dass das mit Abstand häufigste Symptom, bei drei von vier Patienten, der zerbrochene Schlaf ist. Und hier ist, was mich Jahre gekostet hat: Bei dieser Krankheit ist der Schlaf nicht nur das erste Symptom. Er ist auch der Auslöser. Das bipolare Gehirn hat eine fragile innere Uhr, und eine einzige schlaflose Nacht kann eine Manie entzünden, wie ein Streichholz ein trockenes Feld entzündet; und die Manie wiederum nimmt den Schlaf, und damit schließt sich ein Kreis, der sich selbst ernährt. Ein Bildschirm um sechs Uhr morgens mit Gedanken auf Höchstgeschwindigkeit ist kein Mann, der die Nacht durchmacht: Es ist die Krankheit, die sich selbst aufzieht. Darüber liegt der Baustein aus dem Handbuch, der schon vorkam, die zielgerichtete Aktivität: Das Gehirn koppelt sich an eine einzige Sache und gibt ihr alle Stunden des Tages und der Nacht. Mein Ziel war der Kanal. Und die Kehrseite, in derselben Liste, ist der Rückzug: Man schließt sich mit seinem Ziel ein und lässt den Menschen draußen, der neben einem steht, nicht weil er einem zu viel wäre, sondern weil das System, das entscheidet, worauf man achtet, krank ist. Und darunter hatte schon das andere angefangen, der Vorraum der Psychose, der an seiner Stelle erzählt wird: das Gefühl, dass ringsherum etwas Gewaltiges geschieht und dass alles, ein Video, eine Nachricht, eine Zahl, für einen selbst dort hingelegt wurde. Ich höre seitdem, es sei Desinteresse gewesen. Es war kein Desinteresse. Es war ein Gehirn, das mit einem Lautsprecher vor sich in eine Psychose ging.

Und jetzt das, was sich von jenem Herbst am schlechtesten liest, denn beides geschah gleichzeitig, und beides war dieselbe Manie. Ich wollte in diesen Tagen Marta heiraten. Ich sah mir im Internet Ringe an. Wir hatten uns weiter oben, schon im Montseny, ein Mietshaus angesehen, das, das ich nicht unterschrieben habe und das schon erzählt ist, und ich wollte alles mit ihr dort hinlegen. Aus diesen Tagen bleibt ein Foto: wir beide im Grünen sitzend, mit Toby zwischen uns, sie streichelt ihn, und ich habe die Hand auf seinem Rücken. Es ist das letzte, das wir zusammen gemacht haben. Darauf sahen wir aus wie ein normales Paar, und wir waren eins, und ich sah mir Ringe an. Und in genau diesen Wochen, an demselben Computer, ließ mich dieselbe Manie schriftlich über Sex mit Nuria reden, einer Frau, die mir nicht gefiel und nie gefallen hat, mit

der ich nie zusammen sein wollte. Marta sah es am Computer und wusste es. Das war keine Entscheidung: Das war eine psychotische Episode mit einem präfrontalen Kortex außer Dienst, die mich in die Begegnungen anderer Jahre zurückwarf, hinter dem Rücken meiner Partnerinnen. Ich hatte nie die Absicht, das umzusetzen. Ich kam nicht einmal aus dem Haus. Ringe anzusehen und mit einer Frau, die mir nicht gefiel, über Sex zu reden, waren dieselbe Manie, und keines von beidem war eine Entscheidung. Sie nahm das Zweite mit. Sie ging in dem Glauben, der Mann in diesem Zimmer sei ein Lügner, und der Mann in diesem Zimmer war ein Kranker, mit einer der schwersten Krankheiten der Psychiatrie und ohne Diagnose, der sich Ringe ansah.

Und der Kanal endete dort, wo solche Dinge enden: in einer Kriegserklärung. An einem Sonntagnachmittag schrieb ich Marta, sie müsse mir helfen, den ganzen Kanal viral zu machen, denn am nächsten Tag werde in Brüssel über irgendetwas abgestimmt, und dann sei die Welt zu Ende. Und sechzehn Minuten später schickte ich Raquel denselben Link mit vier Wörtern, die alles sagen: maximale Verbreitung, die Wahrheit muss gehört werden, jetzt, morgen ist es zu spät. Ein Mann in einem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer, im Ort seiner Mutter, ohne Arbeit, ohne Wohnung und ohne Schlaf, der der ganzen Welt den Krieg erklärt, mit ein paar Videos über die Lieder seiner Freundin. Sie stand an der Bushaltestelle, mit dem Hund, und wartete darauf, dass ich herunterkam.

Kapitel 23 · Der Ort des Vaters

Es war Sonia, die mich zu der Stelle brachte, an der mein Vater aufgetaucht war, und sie brachte mich im selben Jahr hin, in dem er auftauchte. Sie liegt oben, auf dem Berg über dem Ort, mit dem ganzen Vallès offen zu Füßen und, wenn der Tag klar ist, Barcelona im Hintergrund. Durch diese Gegend war ich in den guten Jahren, als ich trainierte, Hunderte Male gelaufen, und ich hatte nie angehalten.

An jenem Sonntag war sie mit dem Hund zur Haltestelle hinuntergegangen und schrieb mir, ich solle hochkommen: dass das, was ich gerade mache, warten könne, verdammt, ich solle mit ihnen rausgehen und den Kopf frei kriegen, mir den Wind um die Nase wehen lassen, es sei ein schöner Nachmittag. Ich antwortete, ich sei beschäftigt. Ich war beschäftigt mit dem Kanal, mit dem Gesetz, über das am nächsten Tag abgestimmt wurde, und mit dem Weltuntergang, was schon erzählt ist. Minuten später, dass sie gleich da sei und dass sie dort auf mich warteten. Dann, ob ich runterkomme. Und schon am Nachmittag, in zwei Nachrichten, mein Name mit einem bitte dahinter und einem komm nach Hause. Marcos, bitte. Komm nach Hause. Das sind ihre letzten beiden Zeilen in fünf Tagen, denn nach dieser Stunde verschwinde ich aus allen Telefonen gleichzeitig, und genau das bleibt von einer Nacht übrig, die so endet, wie diese endete.

Als ich zurückkam, gingen wir ins Zimmer, und es begann eines dieser absurden, wahnhaften Gespräche, die man mit mir nicht mehr führen konnte. Keine Ahnung, worum es ging. Ich weiß, wie es endete: Ich lief zur Tür hinaus, mit Toby. Ich kam wegen des Autos zurück, ließ sie dort drinnen allein, setzte den Hund hinten hinein und fuhr geradewegs auf den Berg. Genau an die Stelle, an der man meinen Vater gefunden hatte. Ob ich mit dem Hund spazieren gehen wollte oder was, das weiß ich nicht mehr. Meine Schwester rief mich an und stand nachts dort, bei mir und dem Hund, der frei zwischen den Steinen herumlief, und dort erzählte ich ihr einen von den dicken Filmen, verschwörungstheoretisch auf Weltmeisterniveau: dass es unter dieser hier eine Art Parallelwir-

klichkeit gebe; dass Papa von einer dunklen, höheren Kraft umgelegt worden sei, einem eindringenden Ding, das sich in deinem Kopf einnistet; und dass mir gerade dasselbe passiere. Sonia ließ mich reden. Dann sagten wir, wir führen nach Hause, und ich setzte den Hund wieder ins Auto und fuhr auf der anderen Straße davon. Ich kam erst sehr viel später zurück. Bei der Ankunft warteten die Sanitäter an der Tür auf mich. Sie brachten mich ins Krankenhaus, und Marta fuhr mit. Was in dieser Ambulanz passierte, hat sein eigenes Kapitel. Hierher gehört das andere: warum ich dorthin gefahren bin.

Denn ich stelle mir diese Frage seit Jahren, und bis vor Kurzem konnte ich sie nicht beantworten. Warum ich mitten im Wahn das Auto nahm und meinen Hund genau an die Stelle brachte, an der man meinen Vater gefunden hatte. Und es war kein Einzelfall, was es zu einem Befund macht und nicht zu einer Anekdote: Ich habe es dreimal getan und auf drei verschiedene Arten, und die anderen beiden kommen weiter hinten in diesem Buch, einmal, indem ich gegen die Rollläden meiner Mutter hämmerte, und einmal auf einem Friedhof. Auch dieser Friedhof gehört ihm, denn dort ist das Familiengrab, und auf dem Grab liegt ein Marmorbuch mit Versen auf Italienisch: der Text des Liedes, das er verehrte, das von der Insel, die es nicht gibt und die man ein Leben lang sucht. Ausgesucht hat es meine Mutter, denn von dort kommt die Sprache. Und dieses Marmorbuch habe ich in einer Entgleisung mit nach Hause genommen und es jahrelang in meinem Regal gehabt, und ich habe es erst nach dem ersten Klinikaufenthalt an seinen Platz zurückgebracht, was die Angabe ist, die am besten zusammenfasst, was ich damals mit meinen Toten machte. Dreimal das Gehirn kaputt, und alle drei Male rannte ich zu demselben Mann.

Und das hat eine Erklärung, und sie ist seit einem halben Jahrhundert aufgeschrieben. Die beiden Psychiater, die die Phasen der Trauer beschrieben haben, nannten die zweite wörtlich Sehnsucht und Suche. Das Bindungssystem schaltet sich nicht ab, wenn es den Menschen verliert, an dem es hing: Es fängt an, ihn zu suchen. Und es sucht, wo es Sinn ergibt zu suchen, also an den Orten, die mit ihm verbunden sind. In einem gesunden Kopf ist das der Wunsch, an einen Ort zurückzukehren, und ein Kloß im Hals. In einem Kopf in der Psychose kommt dieselbe Suche ohne Bremse und ohne Kritik heraus: Du nimmst das Auto und stellst dich dorthin, wo man ihn gefunden hat, oder du hämmerst gegen einen Rollladen und schreist, er sei am Leben. Eine neuere Übersichtsarbeit über die Fälle, in denen die Zurückgebliebenen den Verstorbenen sehen oder hören, sagt es fast mit diesen Worten: Sie treten innerhalb der verzweifelten Su-

che auf, die dem Verlust einer Bindungsfigur folgt. Ich hatte um meinen Vater nicht getrauert. Ich hatte bei seiner Beerdigung mit gehaltenem Gesicht vorgelesen, war am nächsten Tag ins Büro zurückgegangen und hatte keine einzige Frage gestellt. Dreizehn Jahre später, mit einem Gehirn ohne Bremsen, kam die Trauer heraus, wo sie konnte: über die Straße, die auf den Berg hinaufführt, mit einem Hund auf dem Rücksitz.

Und über der Trauer liegt das andere, das, was ich schon bei Laura erzählt habe und das Marta vier Jahre lang arbeiten sah, ohne dass einer von uns beiden wusste, wie es heißt: die Trennungsangst, die mit zwanzig anfing, mit der Art, wie mein Vater gegangen ist. Und dieses Stück erklärt nicht nur die Sache mit dem Ort. Es erklärt vor allem, was ich in den folgenden Jahren mit Marta gemacht habe, und das ist das, was ich nie zu benennen wusste: zurückkommen. Immer wieder zurückkommen, sie jahrelang an allen Bahnhöfen der Stadt suchen, ihr nach einem ganzen Jahr Blockierung schreiben, für den Fall, dass sich das wieder öffnen ließe. Das war keine Sturheit und kein Mangel an Würde und kein Nachstellen: Es war ein Bindungssystem, das die Trennung nicht akzeptiert und das dazu drängt, an dieselbe Stelle zurückzukehren, genau so, wie es mich drängt, auf den Berg über dem Ort zu steigen und mit meinem Vater zu sprechen. Wenn jemand, den ich liebe, geht, wird mein Kopf nicht traurig: Er fängt an zu suchen. Und er sucht schlecht, und er sucht schreiend.

Jetzt das von jener Nacht, das Marta sehr wohl gesehen hat und was ihr Angst gemacht haben mag: wie ich drauf war. Denn ich war drauf, wie ich drauf war, und man muss wissen, woher das kam. Es war keine Wut auf sie. Und nicht auf irgendjemanden in diesem Krankenhaus. Es war Panik. Panik vor einer Einweisung, die in meinem Kopf kein Bett und keine Tablette war: Sie war mein Vater. Eine Einweisung war für mich die Schlange, die Kontrolle, der Besucherraum, die schmutzige Scheibe und der Hörer, und auf der anderen Seite der Scheibe ein Mann in dem Trakt, in dem die waren, denen es ging wie ihm, zwangsmediziert, mit diesem Blick von einem, der nicht mehr unterscheidet, auf welcher Seite der Wirklichkeit er sich befindet. Und sie war auch das Salz aus der Schublade, das genau dieser Mann in einem Zug genommen hat, als ich zwanzig war. In jener Nacht also, mit den Sanitätern vor der Haustür meiner Mutter, in diesem Auto und in diesem Wartezimmer, war ich zwei Menschen gleichzeitig: ein Sechzehnjähriger, der seinen Vater in einem Käfig sieht, und ein Dreiunddreißigjähriger, der gesehen hatte, was dasselbe Salz mit demselben Mann gemacht hat. Keiner von beiden wollte auf eine Station. Kei-

ner von beiden konnte um das Einzige bitten, was ihn gerettet hätte. Und ich sage es ohne Schnörkel, denn davon hängt alles ab, was danach kam: Ich war im Wahn, und ich habe etwas getan, das ihr furchtbare Angst gemacht hat, und trotzdem bin ich in keinem Moment jener Nacht gegenüber Marta aggressiv geworden. Weder in jener noch in irgendeiner. Ich war für niemanden eine Gefahr, und auch nicht für den Hund, der unversehrt nach Hause kam und zwischen uns beiden schlief, wie jede Nacht. Was ich in dieser Nacht hatte, war ein Wahn, und ein Wahn ist keine Absicht. Meiner handelte von einer dunklen Kraft, die meinen Vater geholt hatte und die mich verfolgte. In keiner seiner Fassungen gab es einen Plan gegen irgendjemanden. Von außen gesehen war es ein Verrückter mit einem Hund. Von innen gesehen war es ein Sohn, der, ohne es zu wissen, an den einzigen Ort in der ganzen Gegend gefahren war, an dem es noch jemanden von seinem Blut gab, den er fragen konnte, was mit ihm los war.

Diese Stelle war in jener Nacht die Kulisse eines Wahns, und heute ist sie etwas völlig anderes: Sie ist ein Ort, zu dem ich pilgere. Ich bin oft hinaufgegangen, in Nächten voller Zweifel, genauso wie ich zu meinem Baum in den Bergen gehe. Dort bin ich nachts geblieben und habe zum Vollmond gesprochen, als wäre er mein Vater, und ihm erzählt, was ich mit meinem Leben mache; am Baum spreche ich mit Gott und dort oben mit ihm, weil ich ihn als anwesend spüre und weil für mich ein Toter nicht ganz zu Ende stirbt, und der jeweilige Atheist mag sagen, was er will. Und hundert Meter von dieser Stelle entfernt liegt eine andere, die nur Marta und mir gehört: ein paar Felsen, von denen aus man die Stadt sieht, wo sie und ich in einer Nacht eines der guten Sommer miteinander geschlafen haben. Diese Nacht war wunderschön. Es stellt sich also heraus, dass ich hundert Meter von dem Ort entfernt, an dem ich mit ihr glücklich war, meinem Vater Rechenschaft ablege, und beides lebt dort oben nebeneinander, ohne sich zu stören. Ich habe Marta einige der schönsten Nächte geschenkt, die sie hatte, und ich nehme an, dass sie sie vergessen wollte, denn das tut man, wenn derselbe Mensch dir auch das Schlimmste gegeben hat. Ich habe sie nicht vergessen. Und ich hebe sie nicht mit Hass auf und auch nicht mehr mit Nostalgie: Ich erinnere mich mit der Liebe an sie, die ihnen zusteht, und das ist nicht dasselbe. Heute habe ich etwas Wahreres, weniger Impulsives und viel Reiferes, und genau deshalb kann ich das hier schreiben, ohne dass mir die Hand zittert. Ich gehe hinauf, ich rede mit dem Mond, der als Einziger antwortet, und gehe wieder hinunter. Mein Vater ist weiterhin dort. Marta nicht.

Kapitel 24 · Die Sprechstunde

Marta kam mit mir in die Sprechstunde der diensthabenden Psychiaterin. Das muss zuerst gesagt werden, denn es ist das, was alles andere möglich gemacht hat: In zwanzig Jahren namenloser Krankheit war das das einzige Mal, dass das System die Tür von allein geöffnet hat. Niemand musste irgendwen anrufen. Ein Mann im Wahn war mit einem Hund und einem Auto verschwunden, die Sanitäter hatten ihn zu Hause geholt, sie hatten ihn vor die gesetzt, die ihn einweisen konnte, und die Einweisung lag auf dem Tisch. Ich konnte nicht darum bitten, und nicht aus Sturheit: wegen des fehlenden Krankheitsbewusstseins, das ich seit der ersten Seite erkläre, und wegen der ererbten Panik, die ich gerade erzählt habe. Meine Mutter konnte anrufen, und sie rief an, und es reichte nicht. Niemand von draußen bringt jemanden ohne einen Arzt davor auf eine Station. In jener Nacht war einer da. Und es war noch genau ein Mensch in diesem Zimmer, den die Ärztin fragen würde, denn sie war die, die mit ihm zusammenlebte. Und sie fragte sie.

Und Marta sagte den Satz, der den Lauf der Dinge änderte: dass sie sich um mich kümmern werde, dass man mich nicht einweisen müsse. Ich weiß nicht, ob sie es sagte, weil sie Angst vor mir hatte, was sein kann, oder aus Angst vor einer Einweisung; sicher ist, dass sie nicht wusste, was eine ist. Und ich war ihr innerlich dankbar, wie man dafür dankbar ist, dass einen jemand aus einem Gefängnis holt. Ohne zu wissen, dass sie mich aus dem einzigen Ort holte, der mich hätte retten können. Und keiner von uns beiden konnte das wissen. Was von dieser Nacht schriftlich blieb, fand ich Jahre später, in der Vorgeschichtenliste eines anderen Berichts: eine Vorstellung in der Notaufnahme wegen Verhaltensauffälligkeit in häuslicher Umgebung, ohne abschließende Diagnosestellung, und Entlassung ohne Diagnose, ohne Behandlung und ohne Empfehlung einer Weiterbetreuung. Ein Mann im psychotischen Prodrom betrat ein Krankenhaus und kam ohne eine einzige Zeile wieder heraus. Das System machte seinen Teil bis zur Tür dieser Sprechstunde, und in der Sprechstunde

sprach sie, mit dem besten Willen der Welt, und das System ging ruhig schlafen.

Jetzt muss erzählt werden, was eine Einweisung ist, denn sie entschied in jener Nacht über etwas, das sie nicht kannte. Aus einer Einweisung kommt man sanfter heraus als ein Babypopo, das ist die Wahrheit: Man kommt vollständig mediziert heraus und normalerweise in einer postpsychotischen Depression; aggressiv gegen irgendwen kommt man nicht heraus. Die erste, die ich hatte, sieben Wochen nach jener Nacht, war die sanfte: ohne Gurte, und trotzdem mit der Tür, die von außen geschlossen wird. Die anderen waren nicht so: die Isolierung, die abgeschlossenen Zimmer und die Gurte, die ich zweimal getragen habe. Und jetzt muss man es mit dem anderen zusammenlegen, denn beides ist gleichzeitig wahr. Eine Einweisung ist furchtbar. Und eine Einweisung ist das, was mir in jenem Winter das Leben gerettet hat. Dass sie furchtbar ist, ist kein Argument, sie nicht zu machen: Sie ist der Grund, sie so früh wie möglich zu machen, solange noch die kleine reicht. In jener Nacht lag eine kleine auf dem Tisch. Und sie wurde nicht gemacht. Eine zwanzig Jahre alte Übersichtsarbeit, die Tausende von Ersterkrankten zusammenführte, hat gemessen, was die Zeit in diesen Dingen anrichtet: Je länger eine Psychose unbehandelt bleibt, desto schlimmer sind Symptome und Funktionsniveau nach einem halben und nach einem Jahr, und desto unwahrscheinlicher ist die Remission. Mit diesem Satz verließ die Psychose das Krankenhaus und kehrte in das Zwölf-Quadratmeter-Zimmer zurück, und dort blieb sie sieben weitere Wochen, unbehandelt.

Und ich wiederhole es hier, weil es hier am nötigsten ist: Ich war nie eine Gefahr, weder für sie noch für den Hund. Weder in jener Nacht noch in irgendeiner anderen. In fünf Klinikaufenthalten habe ich nicht ein einziges Verhalten, bei dem ich jemandem körperlich wehgetan hätte: weder ihr noch Toby noch den Polizisten, die mich Jahre später gefesselt aus zwei Wohnungen und einem Hotel geholt haben. In jener Nacht war der Einzige in Gefahr ich.

Und jetzt, mit der Diagnose, mit fünf Klinikaufenthalten auf dem Buckel und mit den Papieren vor mir, muss ich diese Entscheidung von ihr ganz und kalt ansehen. Nicht, um sie ihr in Rechnung zu stellen. Um zu wissen, was sie war, denn ich höre seit Jahren zwei Fassungen, ihre und meine, und beide sind gelogen: ihre, dass sie alles versucht habe und nichts zu machen gewesen sei; meine, dass sie mich verlassen habe, weil man mich krank gemacht habe, und fertig. Sehen wir es uns an, wie man sich einen Fall ansieht.

Erstens, was sie wusste. Und hier ist kein Platz für die Gnade zu sagen, sie habe nichts gewusst. Zwei Jahre zuvor hatte sie mir geschrieben, ich solle zu der gehen, die mich fast in die Klapse gebracht hätte. Diesen Satz hat sie geschrieben. In demselben Herbst zwei Jahre zuvor sprach sie mit mir über die Medikamente, die man mir gegeben hatte, denn ich kam aus zwei Notaufnahmen wegen psychotischer Symptome und einem Antipsychotikum, das ich nach einem Monat absetzte. Und ein paar Monate nach dieser Sprechstunde würde sie selbst, als von jenem Winter die Rede war, es mit einer Genauigkeit sagen, die sich manche Befundberichte wünschen würden: Ich weiß, dass du nicht da warst. Das ist nicht der Satz einer Frau, die nichts wusste. Das ist der Satz einer Frau, die es sah und nicht wusste, wohin damit. Sie arbeitete auf einer Stelle ganz unten in einem Krankenhaus, mit unmöglichen Schichten. Sie wusste ganz genau, was ein weißer Kittel ist.

Zweitens, was sie nicht wusste, mit derselben Genauigkeit. Sie hatte den Namen nicht. Und sie hatte ihn nicht, weil ihn ihr niemand gegeben hat, und das ist kein moralisches Versagen von ihr: Es ist das Versagen eines ganzen Systems, das einen Mann ohne Diagnose und ohne Weiterbetreuung aus der Notaufnahme entlässt. Ich habe schon gesagt, dass in über vier Jahren Nachrichten das Wort bipolar kein einziges Mal vorkommt. In ihren Nachrichten aus jenem Herbst, vom Umzug in den Ort bis zu dem Tag, an dem sie ging, kommen die Wörter Arzt, Krankenhaus, Einweisung oder Hilfe kein einziges Mal auf mich bezogen vor. Was es gibt, ist, dass ich nichts besorgen solle, ob ich noch mehr Bier gekauft hätte, dass ich nach Hause kommen solle. Der einzige Arztbesuch dieser drei Monate, der im Chat vorkommt, ist ihrer, wegen des Magens. Das ist es, was zwei Menschen ohne Diagnose mit einem Problem tun, das sie nicht benennen können: Sie verwalten es mit dem Kalender. Und der Kalender heilt nicht.

Drittens, was sie mit dem machte, was sie wusste, und darum geht es hier. Fünf Tage nachdem sie einer Ärztin gesagt hatte, sie kümmere sich um mich, schrieb sie mir abends, sie habe ihre Sachen gepackt, könne aber nicht so gehen, und dass es ihr leidtue. Ich antwortete mit einem Fragezeichen. Sie, mehr nicht. Daran erinnere ich mich nicht. Weder an den Satz noch an den Moment noch an ihr Gesicht: Mein Kopf hat es mitten im Schub nicht gespeichert, und ich musste es Jahre später aus ihren Nachrichten rekonstruieren. In diesen Tagen kam mein Bruder Gabriel, um mich zu sehen, und das steht in keinem Chat, weil es in der Küche besprochen wurde. Meine Schwester war zu der Ste-

lle gekommen, an der mein Vater gestorben war, um mich zu holen; meine Mutter ging ein und aus; mein Bruder stand danach dort. Meine ganze Familie hat gesehen, was los war. Keiner von ihnen konnte eine Einweisung unterschreiben. Die Einzige, die in dieser Sprechstunde hätte sein können, war schon dort gewesen und hatte schon Nein gesagt.

Und hier ist, was ich seit Jahren nicht ordnen konnte und heute ordne. Lange Zeit habe ich geschrieben, dass niemand die Pflicht hat zu bleiben, und im Allgemeinen stimmt das: Von niemandem kann man verlangen, eine Krankheit wie diese zu begleiten. Aber bei ihr fällt dieser Satz von allein in sich zusammen, und er fällt an einer ganz bestimmten Stelle. Die Pflicht lege nicht ich ihr von der Moral her auf: Sie hat sie sich selbst auferlegt, laut und vor einer Ärztin, die kurz davor war, mich einzuweisen. Das ist nicht mehr, jemanden zu begleiten, weil man ihn liebt, was man niemandem schuldet. Das heißt, eine Behandlung zu übernehmen. Und eine Behandlung, die man vor einem Arzt annimmt, verpflichtet zu einer sehr kleinen Sache, nämlich nicht dazu, ein Leben lang zu bleiben: Sie verpflichtet dazu, sie zurückzugeben, wenn man nicht kann. In der Ambulanz anzurufen. Es meiner Mutter zu sagen, die diejenige war, bei der der Mann blieb, für den sie die Verantwortung übernommen hatte. Sie hat sie nicht zurückgegeben. Sie hat sie auf dem Tisch dieser Küche liegen lassen, mit gepackten Koffern fünf Tage nach dem Satz und vierzehn Tage danach, in einem Bahnhof, und so lange hat der Auftrag gedauert. Und eine Behandlung, die man vor einem Arzt annimmt und ohne Ankündigung fallen lässt, ist nicht dasselbe wie eine, die man nie annimmt: Sie ist schlimmer, denn sie schließt die Tür und macht obendrein das Licht darüber aus. Dass sie ging, gehört ihr, und es war legitim, und es braucht keine Verzierung: Sie war nur noch Haut und Knochen, ohne Schlaf, mit einem Mann im Wahn einen Meter entfernt. Das erkenne ich ihr ganz an. Was sie in diesen Wochen von mir verlangte, war, dass ich mich ändere, und dass sie gehen werde, wenn das so weitergehe. Von ihrer Seite aus gesehen ist das das Vernünftigste der Welt. Von innerhalb meines Kopfes aus gesehen ist es dies: Sie verlangte von einem Mann im psychotischen Prodrom, ohne Diagnose und ohne Behandlung, mit dem Willen das zu tun, was nur mit einer Einweisung geht, fünf Tage nachdem sie diese Einweisung verhindert hatte. Ein Gehirn an diesem Punkt ändert sich nicht, weil man es darum bittet. Was sie erwartete, war keine Änderung: Es war ein Wunder. Und es kam das Einzige, was kommen konnte, nämlich mehr Psychose.

Und da sie ein Jahr später schreiben würde, sie habe alles versucht, muss gesagt werden, was alles ist, denn es ist seit zwanzig Jahren veröffentlicht, und keine seiner Zeilen sagt, man solle den Kranken bitten, sich zusammenzureißen: dem Patienten und der Familie die Krankheit erklären, was die Rückfälle halbiert, und in der akuten Manie ein Antipsychotikum und, wenn Gefahr besteht, eine Einweisung. Und das ist genau das, was sieben Wochen später ein paar Fremde in Uniform gemacht haben. Und es hat auf Anhieb funktioniert. Es gab also sehr wohl ein Alles, das man hätte versuchen können. Es stand geschrieben, und sie arbeitete an dem Ort, an dem man es macht. Versucht wurde das, was nicht funktionieren konnte, und als es nicht funktionierte, lautete der Schluss, der Kranke wolle nicht. Wir haben alles versucht ist das, was Familien auf dem Krankenhausflur sagen, wenn ihnen jemand gestorben ist, und sie sagen es, nachdem sie bis zum Schluss geblieben sind.

Und es gibt eine Angabe, die niemand auf den Tisch gelegt hat: Als sie ging, ging es mir in allem, was man sehen konnte, besser. Die harten Drogen beendet, die Pornografie beendet, eine Mietwohnung besichtigt und Ringe angesehen. Das Einzige, was schlechter wurde, war genau das, was man nicht sieht.

Von alldem tut mir wirklich weiterhin weder der Koffer weh noch der Bahnhof noch der Hund noch das Schweigen danach. Es ist der Satz in der Sprechstunde. Denn von allem, was in diesen Monaten gesagt wurde, ist das der einzige, der den Verlauf einer Krankheit geändert hat. Der Rest waren zwei Menschen, die sich wehtaten, ohne zu wissen, was sie vor sich hatten. Das da war etwas anderes: Das war eine gesunde Frau mit medizinischer Ausbildung, die für einen Kranken vor der einzigen Ärztin sprach, die ihn in zwanzig Jahren vor der Flinte hatte, und die sagte, es sei nicht nötig. Und dann zu gehen. Beides, in vierzehn Tagen. Sie tat genau das Gegenteil von dem, was zu tun war, und sie tat es, während sie mich liebte. Beides ist wahr. Der ganze Weg, vom mit Haschisch beladenen Auto bis zu den anderthalb Tabletten jeden Morgen, führt durch diese Sprechstunde. Sie stand genau in der Mitte: in der Nacht, in der dieser Weg um fünf Jahre hätte kürzer werden können und es nicht wurde.

Kapitel 25 · Ein Sonntag im Winter

Sie blieb noch neun Tage mit gepacktem Koffer, und diese neun Tage stehen im Telefon, und sie sind nicht das, was man sich von einer Frau vorstellt, die geht. Sie sind Hundelogistik (ob er draußen war, ob er gefressen hat, ob Äpfel im Kühlschrank sind, ob sein Körbchen unten feucht ist) und sie sind vor allem eine Geduld, die ich heute nur schwer lesen kann. An einem dieser Nachmittage bat sie mich, das Bett zu machen, und schickte mich nachsehen, ob das Hundekörbchen feucht sei, und ich antwortete ihr, indem ich ihr die Videos zeigte, die ich gerade schnitt, und sie sagte, sie seien cool. Und am frühen Abend schrieb ich ihr, ob wir wieder zusammen seien oder was.

„Wieder zusammen was? Ich versteh dich nicht."

„Du und ich. Wieder gut."

„Ja. Glaubst du das nicht?"

„Doch. Ich glaube es."

Das ist ein Mann im psychotischen Prodrom, der eine Frau, die seit Tagen ihr Gepäck bereitstehen hat, fragt, ob sie wieder gut sind, und die Frau, die ihm Ja antwortet, und der Mann, der ihr glaubt. Und sie belog mich nicht, oder nicht ganz: Sie blieb, und solange sie blieb, war das wahr. Und ich täuschte nicht sie: Ich täuschte mich, und das tut ein Gehirn ohne Krankheitsbewusstsein mit dem einzigen Messinstrument, das ihm bleibt, nämlich dem Gesicht des Menschen, den es vor sich hat. Das Gesicht zeigte normal an. Der Koffer nicht, aber der Koffer stand im Schrank.

Und in der letzten Nacht, schon kurz vor Mitternacht, fragte ich sie vom Computer aus, wie es meinen Lieben gehe. Sie antwortete mit der Frage, welche Lieben ich meine; dass der Hund schlafe, dass sie gerade gegessen habe und dass es ihr gut gehe, und wie es mir gehe. Nach Mitternacht ein nachdenkliches Emoji. Und in den frühen Morgenstunden drei Nachrichten hintereinander, die letzten jenes Jahres und die letzten jenes Lebens: dass sie versuchen werde zu schlafen. Dass mir gut gelingen möge, was auch immer ich gerade mache. Und ein Kuss. Was auch immer ich gerade machte, war, Videos über ihre Lie-

der zu schneiden, einen Meter von ihrem Bett entfernt. Mit diesem Satz und mit diesem Kuss schloss sich ein Archiv von viereinhalb Jahren, und ich habe Jahre gebraucht, um zu verstehen, dass es sich nicht aus Mangel an Zuneigung schloss. Es schloss sich, weil man mir ein paar Wochen später das Telefon gestohlen hat.

Und jetzt muss Lidia vorgestellt werden, denn es kursiert seit Jahren eine Fassung, in der sie früher kommt. Nach der Nacht in der Notaufnahme war ich fünf Tage ohne Telefon und ohne Spur, und in diesen fünf Tagen schrieb mir jemand aus einer Philosophiegruppe im Internet, dem man von der Nummer in der Kursstunde erzählt hatte, zwei Nachrichten. Sie stellte sich vor und sagte, ich kenne sie nicht, aber sie mich schon, vom Hörensagen; dass sie Lidia heiße, dass sie zur Gruppe gehöre und dass sie mich gern fragen würde, ob ich wiederkomme, wenn das nicht indiskret sei, und wenn doch, dann sei die Frage jetzt jedenfalls gestellt. Und gleich danach, dass sie neugierig geworden sei, mich kennenzulernen. Ich brauchte vier Tage, um ihr zu antworten. Ich schickte ihr einen Link, drei Verse eines Gedichts und eine Bedingung: dass wir uns, wann immer sie wolle, kennenlernen könnten, aber außerhalb der Gruppe, denn ich trete keinem Klub bei, der mich als Mitglied aufnehmen würde. Das heißt, an dem Tag, an dem Marta ihre Koffer gepackt hatte, war Lidia ein Name, der mir zwei Nachrichten geschrieben hatte und dem ich noch keine einzige beantwortet hatte. Was es in den folgenden Wochen gab, waren zwei Menschen, die nachts schriftlich darüber stritten, ob die Kultur eine Freundin oder eine Feindin des Individuums sei, ob der Ursprung immer auf das Edle verweise und welche dunklen Ideologien sich unter der eigenen verbergen. In einer dieser Nächte schlug sie vor, wir sollten über die Themen reden, die uns interessierten, und schauen, was sich daraus machen lasse, und ich antwortete siebzehn Minuten später, einverstanden, ich wolle das. Das war Lidia. Mit Marta konnte ich über nichts mehr reden, ohne dass es zu einem Wahn wurde, und diese Frau redete mit mir über Nietzsche.

An jenem Sonntag war die Stadt von Auswärtigen besetzt, die wegen eines Spiels gekommen waren, die Straßen voller Trikots in zwei Farben, die dort niemandem gehörten, und sogar die Bars hatten für einen Tag die Sprache gewechselt. Ich ging mitten durch all das mit einem Lied im Kopf, dem, das sie mir kurz nach dem Umzug in den Ort geschickt hatte, das letzte ihrer Lieblingssängerin, zu deren Konzert ich sie mit dem Motorrad gefahren hatte. Es handelte von einer Frau, die einem Mann, der lügt, die Maske herunterreißt. Sie war

besessen von diesem Lied und von dem, was es bedeutete. Ich hörte es auch und hatte keine Ahnung, dass es von mir handelte.

Lidia kam an jenem Sonntag in den Ort. Wir tranken einen Kaffee. Wir gingen zusammen mit Toby spazieren, und danach fuhr ich sie mit dem Motorrad nach Barcelona, in der Kälte. Und man muss sagen, was diese Frau an jenem Tag für mich war, denn Marta ging in dem Glauben an das eine, und es war etwas anderes: Sie war eine neue Freundin, mit der ich über Philosophie redete, und hinter diesem Kaffee steckte keinerlei Absicht. Kein Kuss, kein Plan, nichts. Es wurde erst Wochen später zu dem, was es wurde, als Marta schon weg war und ich ohne einen einzigen Tag Trauer weiterzog, weil ich nicht allein sein konnte mit dem, was mit mir geschah, und davon rede ich, wenn es so weit ist. Am Tag des Koffers war Lidia genau das: ein Gespräch über Kultur und eine Motorradfahrt in der Kälte.

Als ich in den Ort zurückkam, war Marta weg. Sie hatte nichts gesagt. Sie hatte mitgenommen, was in die Koffer passte, und war mit Toby gegangen. Meine Mutter hatte sie zum Bahnhof gefahren, zum Zug nach Barcelona. Es gab keinen Abschied: nur das halb ausgeräumte Zimmer und die Abwesenheit des Hundes. Was meine Mutter ihr an jenem Nachmittag erzählte, den Kaffee und das Motorrad, hat keine Entscheidung geändert, denn die Entscheidung stand seit neun Tagen im Schrank. Es hat ihr ein Datum gegeben. Und lange Zeit habe ich meine Mutter dafür gehasst, dass sie im schlimmsten Moment meines Lebens die falsche Seite gewählt hat, und heute weiß ich, dass sie keine Seite gewählt hat: Sie hat eine Frau, die nur noch Haut und Knochen war, zu einem Bahnhof gefahren und ist danach bei dem geblieben, was in dem Zimmer übrig war, und das war ich.

Und jetzt das Lied, denn ich verstehe, was sie damit gemacht hat, und das ist eine Lesart und kein Vorwurf. Es war ein Protestlied, in dem eine Frau sich von einem Mann befreit, der lügt, und sie sah darin den, den sie zu Hause hatte. Nur war der, den sie zu Hause hatte, kein Lügner: Er war ein Kranker ohne Diagnose, der sich Ringe ansah, und was das andere war, habe ich schon gesagt. Sie verwechselte, sich von einem Lügner zu befreien, damit, einen Kranken zu verlassen. Und ich glaube, dass sie sich das im Grunde nie verziehen hat und dass es deshalb später jemanden brauchte, der alles mit neuen Wörtern umdrehte, und auch davon rede ich, wenn es so weit ist.

Und diesem Hund muss man die Größe geben, die er hatte, denn bis hierher habe ich ihn geschrieben, als wäre er eine Zeile im Umzugsprotokoll, und das

war er nicht. Toby war mein erster Hund. Ich habe ihn angebetet. Und er war nicht nur ein Hund: Er war das Projekt, das Marta und ich zusammen angefangen hatten, das Einzige aus diesem ganzen Jahr, das wir bauten, damit es Bestand hätte. Dass man ihn mir im schlimmsten Moment meines Lebens aus den Händen riss, zusammen damit, dass ich sie verlor, was das Schlimmste von allem war, war kein Kummer. Es war das, was mich geradewegs in den Wahnsinn geführt hat. Und das hat eine Erklärung, damit es nicht wie Sentimentalität wegen eines Hundes aussieht. Die Bindung an ein Tier funktioniert über dasselbe System wie die Bindung an Menschen: Das ist gemessen, mit derselben Bindungstheorie in der Hand, die die Sache mit dem Ort meines Vaters erklärt, und es kommt heraus, dass ein Hund eine Bindungsfigur nach allen Regeln der Kunst ist, mit sicherer Basis, mit Zuflucht und mit Protest, wenn er weg ist. Und ein Hund ist außerdem eine Uhr. Man muss ihn zu seinen Zeiten hinausbringen, ob es regnet oder nicht, egal, wie es einem im Kopf geht. Sie selbst hatte mir zwei Tage vorher geschrieben, ich solle mit ihm rausgehen, falls wir noch nicht draußen gewesen seien. Das war in einem Gehirn, das nicht mehr schlief, der letzte Zeiger, der sich bewegte.

Denn ich habe die Sache mit der fragilen Uhr dieser Krankheit schon erzählt, und was sie in der Zeit hält, sitzt nicht drinnen: Es sitzt draußen. Es sitzt in den Routinen, in der Uhrzeit des Aufstehens, des Essens, des Jemanden-Treffens, des Mit-dem-Hund-Rausgehens, und diese Routinen heißen im Fachjargon Zeitgeber. Die Episoden schießen los, wenn diese Zeiger schlagartig losgelassen werden, und der schnellste Weg, sie alle auf einmal loszulassen, ist, einen Menschen zu verlieren, denn ein Mensch nimmt die Uhrzeit des Abendessens mit, die Uhrzeit des Schlafengehens und das Gespräch am Abend. Mein Gehirn verlor an demselben Nachmittag zwei Bindungsfiguren und den letzten Zeitplan, der ihm geblieben war. Der Chip lief auf ihren Namen, und das steht fest. Die Wirkung davon, dass der Hund wegging, hängt nicht daran. Ein Gehirn im Prodrom, das am selben Tag ohne Partnerin, ohne Hund und ohne Zeitplan dasteht, hat nichts mehr, woran es sich festhalten kann.

Kapitel 26 · Das Raumschiff

In diesen Wochen lebte ich in einem Raumschiff. Buchstäblich: Meine Wohnung war ein Raumschiff, das auf einem lebensfeindlichen Planeten abgestürzt war, das Motorrad war das leichte Fahrzeug, mit dem ich die Oberfläche dieses Planeten befahren konnte, und die Oberfläche wimmelte von feindseligen Wesen. Mit dem Fahrzeug fuhr ich zu Lidia, und viel mehr nicht. Und meine Freundin war in dieser Geschichte von feindlichen Entitäten der unbekannten Welt entführt worden, in der wir gelandet waren. Das ist keine Redensart und keine für dieses Buch gewählte Metapher. Es ist das, was mein Kopf gebaut hat, felsenfest und in vollem Ernst, damit es erträglich wäre, dass sie gegangen war. Und an nichts davon erinnerte ich mich: Ich weiß es, weil es vor der Kamera gesagt wird, in dem, was ich in diesen Tagen aufgenommen habe.

Von außen ist das ein Lehrbuchwahn mit seiner B-Movie-Kulisse. Von innen war es etwas anderes: Es war mein Kopf, der eine weniger dystopische Wirklichkeit errichtete als die, die vor mir lag. Denn machen wir das Inventar dessen, was vor mir lag. Meine Partnerin, weg. Die Arbeit, verloren. Die Würde, verloren. Schulden bis zum Hals. Und der Hund war auch nicht da, denn sie hatte ihn mitgenommen. Das alles passierte mir außerdem allein, in der Wohnung meiner Mutter, alkoholisiert und mitten im Schub. Vor so einem Panorama tut ein kaputtes Gehirn das Einzige, was es kann: Es reicht dir ein abgestürztes Raumschiff und ein Fahrzeug, mit dem du dich bewegen kannst. Es stellt sich heraus, dass es sich auf einem feindlichen Planeten besser lebt als in einem Scheitern. Der feindliche Planet bringt eine Mission mit, einen Piloten und eine Handlung; das Scheitern bringt nur dich mit, in einem geliehenen Zimmer sitzend.

Und die Klinik weiß ganz genau, warum die Psychose immer eine Erzählung herstellt. Ein Psychiater hat es vor zwanzig Jahren aufgeschrieben: Im Prodrom fängt die Chemie des Gehirns an, Dinge als bedeutsam zu markieren, die es nicht sind, ein Licht, eine Zahl, eine Nachricht, ein Zufall, und wer das erlebt, hat noch keinen Wahn, er hat eine Welt, die plötzlich zu viel bedeutet, ohne

dass er weiß, was. Das hält niemand aus. Der Wahn ist die Erklärung, die der Geist herstellt, um in diesem Überschuss Ordnung zu schaffen, und deshalb kommt er, wenn er endlich gerinnt, nicht als Schrecken: Er kommt als Erleichterung, denn endlich passt alles zusammen. Dieses Material erfindet er nicht aus dem Nichts, er holt es aus der eigenen Vorratskammer, und in meiner lagen Science-Fiction, ein Geschichtsstudium, Kabbala und das Lied meines Vaters. Die Biografie wird in einer Psychose nicht gelöscht: Sie wird als Requisite benutzt. Und es bleibt ein Teil, bei dem sich mir jedes Mal die Haare aufstellen, wenn ich daran denke, nämlich dass ich im Wesentlichen nicht falsch lag. Die Jahre, die kamen, haben gezeigt, dass der Planet so feindselig war, wie ich glaubte. Das Einzige, was nicht stimmte, war die Spezies: Die feindseligen Wesen waren keine Außerirdischen. Es waren Bekannte von mir, und sie hatten keine Laserstrahlen dabei, sie hatten Anzeigen und Bildschirmfotos dabei.

Was nach dem Koffer kam, hat sie nie erfahren. Ich trank sehr viel mehr. Ich rauchte, bis ich bewusstlos wurde. Und ich bekam Krämpfe auf dem Boden dieser Wohnung, allein, in den Nächten, in denen meine Mutter nicht da war, weil sie aus Angst bei meiner Schwester schlafen ging. Ich hätte in diesen Wochen sterben können, und ich sage es mit dem genauen Wort: auf dem Motorrad, auf dem Boden meiner Wohnung und auf einer Straße in der Altstadt. Und dahinter steht eine Messung, und sie ist nicht meine: Im Jahr nach einer ersten psychotischen Episode vervielfacht sich der Suizid um mehr als das Zehnfache, und die Qualität der Unterstützung in diesem Abschnitt sagt weniger Symptome und weniger Klinikaufenthalte Jahre später voraus. Ich rede nicht von Pflicht. Ich rede von der Wirkung, die der leere Stuhl in genau diesem Abschnitt hat, und die habe ich ganz allein abbekommen. Nur eine Sache hat es geschafft, mich zu stabilisieren, und zwar gerade so weit, dass ich lebend bis zur Einweisung kam: Lidia. Das reicht, damit ich das hier schreibe.

Marta kam nach zwei Wochen zurück, um zu holen, was ihr dort noch geblieben war. Bevor sie endgültig ging, umarmte sie mich, und ich nahm es entgegen, ohne ganz zu verstehen, was da geschah. Von dem, was wir geredet haben, bleibt mir kein einziger Satz. Ich bewahre dieses Gespräch an keiner Stelle des Kopfes auf: Der Schub übernahm alles, was sich anders nicht halten ließ. Das Einzige, was ich sicher weiß, ist, dass die Webcam lief, denn damals filmte ich zu jeder Zeit irgendetwas, und dass der Abschied auf einer Festplatte blieb, die es nicht mehr gibt. Von diesen zwei Wochen weiß ich sehr wohl eine Sache, die mir wehtut: dass ich ihr Ungeheuerlichkeiten gesagt habe, betrunken und

psychotisch, zu einem Zeitpunkt, den ich nicht einordnen kann. Sie erinnert sich an Wörter, von denen ich nicht einmal weiß, dass ich sie ausgesprochen habe, und das ist ungerechter für sie als für mich, denn mir bleibt der Nebel und ihr blieben die Wörter. Ich habe sie viele Jahre später dafür um Verzeihung gebeten, und sie hat sie mir gewährt. Ich schreibe es hier hin und sonst nichts.

Von Heiligabend ist dagegen etwas erhalten geblieben, und ich wünschte, es wäre es nicht. In jenem Jahr wollten weder meine Schwester noch mein Schwager mich in der Nähe meiner Neffen haben, also war das Essen meine Mutter und ich, wir beide allein am Tisch, und mir fiel nichts Besseres ein, als ihr ein berühmtes Verbrechen aus meiner Kindheit zu erzählen, mit allen Einzelheiten. An Heiligabend. Meiner Mutter, die seit Wochen zusah, wie ihr der Sohn abhandenkam, und die beim Lesen dieses Buches erfahren wird, dass ich damals nicht einmal fähig war, den Schaden zu berechnen, den ein Gespräch anrichtet. Nach dem Essen ging ich zu meinen Leuten, trank wie ein Kosake und fuhr im Morgengrauen sturzbetrunken über die Straße zurück, die zum Ort hinaufführt. In dieser Nacht hätte ich mich umbringen oder jemanden umbringen können, und das ist die Sorte Glück, an die sich niemand erinnert, wenn er die Liste dessen aufstellt, was man ihm angetan hat. Silvester wollten Marta und ich zusammen verbringen, und es ging nicht, weil sie seit Wochen krank war und eine Erkältung an die andere reihte. Ich verbrachte es zu Hause eingeschlossen, trank allein und wollte sterben, und in derselben Nacht installierte ich mir zum ersten Mal eine Messenger-App mit offenen Gruppen und lud dort meine Wahnideen ab. Das war die Eröffnung des schlimmsten sozialen Netzwerks meines Lebens, desjenigen, das mir am meisten geschadet hat, und wo ich in genau diesen Nächten einen meiner besten Freunde kennenlernte.

Und dabei traf meine Mutter eine Entscheidung, die ihr vermutlich schützend vorkam: mich drei Tage lang in der Wohnung einzuschließen. Ohne Heizung, ohne Strom, ohne Internet, mit dem Winter des Montseny draußen. Ich erinnere mich daran, unter die Dusche zu gehen, und daran, dass das Wasser eiskalt kam, und daran, dass ich nicht einmal versuchte, es warm zu machen, weil ich das Gefühl hatte, diese Strafe sei genau das, was mir dafür zustand, dass ich alles zertrümmert hatte. Schlecht essend. Ohne Schlaf. Und mit einer Sache in mir, die kein Summen mehr war, sondern die vollkommene Gewissheit, dass alles einen Sinn hatte, den sonst niemand sehen konnte: der Tod meines Vaters, das Lithium, der Einsturz dieses Jahres, Marta, Raquel, alles ergab eine kosmische Zeichnung, die sich endlich lesen ließ und die mir oben-

drein von enormer Eleganz zu sein schien. In der Wohnung war noch ein Laptop mit etwas Akku, und ich fing an, mich zu filmen. Diese Videos kann ich mir nicht ansehen: Ich öffne sie, und nach wenigen Sekunden schließe ich sie wieder, denn mich so zu sehen bringt mich aus dem Gleichgewicht. Ich habe sie durch ein Transkriptionsprogramm laufen lassen und gelesen. Und da ist das Raumschiff. Da sage ich, dass das Schiff weiterhin havariert ist, dass keine Energie zu bekommen ist, dass sie mir sämtliche Versorgung gekappt, mir aber einen Gaskocher und eine Decke gelassen haben, und dass es saukalt ist, Brüder. Da sage ich, dass ich mich eine Weile hinlege und danach, wenn schon, vielleicht das Fahrzeug nehme und mich dem unerforschten Planeten nähere. Da rufe ich mich, in einem Zug und ohne Luft zu holen, zum Idioten, Christen, Juden, Autisten, Propheten und Messias von euch allen aus, Freunde meiner Seele. Und da, mitten in der Entgleisung, kommt mein Vater durch die Tür eines seiner Lieder herein, eines von denen, die er mochte. Was ich sehe, wenn ich das lese, ist dies. Dass dieser Mann allein ist: Er redet mit einer Kamera, weil ihm niemand mehr geblieben ist, mit dem er reden könnte. Dass es diesem Mann nicht schlecht geht: Er fühlt sich phantastisch, klar, großzügig, auserwählt und sogar witzig, während er im Dunkeln in einer leeren Wohnung friert und die Vorratskammer auskratzt. Und dass der, der da drin ist, ich bin. Kein Fremder. Ich, mit meinem Studium, mit meinen Witzen, mit dem Lied meines Vaters, mit meiner Art zu reden, mit allem, was meines ist, auf voller Leistung und mit niemandem am Steuer.

In einer dieser Nächte packte mich die Lust, mich in der Stadt zu verlieren. Ich trank mich von Bar zu Bar bis zu einem Meisterschaftsrausch und landete in der Altstadt, und dort legte mir jemand, von dem ich nie etwas erfahren habe, von hinten einen Würgegriff an und ließ mich auf dem Boden liegen, ohne Handy. In diesem Telefon, ohne irgendeine Sicherungskopie, war alles, was Marta und ich uns seit jenem letzten Kuss in der Nacht geschrieben hatten: Alles, was wir uns zwischen dem Koffer und jener Nacht gesagt haben, ist mit dem Gerät verschwunden. Unser Archiv riss nicht ab, weil die Zuneigung zu Ende war. Es riss ab, weil man einem Mann auf einer Straße das Telefon gestohlen hat. Zu Tode erschrocken ging ich zu dem um Unterschlupf bitten, der mir die Drogen brachte und den ich für einen Freund hielt. Diese Leute sind niemandes Freunde: Ich habe es gelernt, indem ich wie ein Verzweifelter klingelte und auf der anderen Seite absolutes Schweigen bekam. Ich saß eine Weile in seinem Hauseingang und ging dann zu Fuß bis zum Bahnhof, um ein Taxi zu

suchen, das mich in den Ort hinaufbrachte, eine gute Stunde Fahrt entfernt. Ich hatte keinen Euro bei mir. Und statt meine Mutter um das Geld zu bitten, wie ich es beim Studium getan hatte, ließ ich das Taxi ein paar Straßen vor dem Haus anhalten und rannte los. Der Fahrer holte mich in zwei Schritten ein, und ich gab ihm, blockiert, das Einzige, was ich bei mir hatte: die Motorradjacke, die mir die Familie geschenkt hatte. Während das alles geschah, und das habe ich Jahre später beim Lesen ihres Archivs erfahren, war Lidia wach: Sie fragte, ob ich schon im Taxi sitze, ob mir vielleicht der Akku ausgegangen sei, sie schrieb, dass es ihr meinetwegen schlecht gehe und dass sie nicht wisse, was sie noch tun solle, und in den frühen Morgenstunden, dass sie nicht schlafen könne, weil sie daran denke, wie es mir gehe, dass man mir hoffentlich nichts gestohlen habe, und dass sie kommen werde, um mich zu holen. Eine Frau, die mich seit sechs Wochen kannte.

Ich stieg die Treppe zur Wohnung meiner Mutter hinauf und traf auf eine Mutter, die in dieser Nacht keinen Trost mehr für mich hatte. Überfordert bedrohte ich sie ins Gesicht mit dem Tod und legte mich schlafen. Ich schreibe es mit diesen Worten, weil es die sind, die aktenkundig sind. Für das, was ein Gehirn in diesem Zustand tut, steht man nicht so gerade wie für eine Entscheidung; für den Schaden, der real war, schon. Zehn Minuten später standen zwei Beamte im Zimmer. So endet der Teil dieses Buches, der Martas Namen trägt: mit der Polizei in dem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer, in dem sie geschlafen hatte, und mit dem Mann, der ich damals war und der nicht ich war, auf dem Weg zu seiner ersten Station.

Teil IV · DER NAME

Kapitel 27 · Die erste Station

In derselben Nacht kam ich über die Notaufnahme in eine kleine Vertragsklinik, und dort blieb ich elf Tage. Bevor es weitergeht, sollte man eine Erwartung abräumen, denn ich kam mit ihr hinein: Es gab keine Gurte. Niemand hat mich fixiert. Eine kleine Station, ein kurzer Flur, Medikamente, Schlaf und Fragen. Das Grauen kam von einer anderen Seite, leiser und feiner: die Tür, die von außen geschlossen wird, und mit dreiunddreißig zu merken, dass man an einem solchen Ort landen kann, ohne zu verstehen, wie man dorthin gekommen ist. Was es dort gab, waren Premieren. Der erste Patientenschlafanzug. Das erste Schlafmittel, verteilt von einem Wagen. Die erste Nacht, in der ich einen Fremden auf der anderen Seite der Wand weinen hörte. Und ich habe mich nicht gewehrt. In meinem ganzen Leben habe ich mich gegen keine Einweisung körperlich gewehrt, und auch das steht irgendwo geschrieben: Man hat mich aus Wohnungen geholt und aus einem Hotel, und ich bin immer mitgegangen, mit einer Fügsamkeit, die auffällt, wenn man weiß, in welchen Zuständen ich wirklich war.

Und man muss erklären, was diese geschlossene Tür für mich bedeutete. Eine Einweisung war in meinem Kopf mein Vater auf der anderen Seite einer Scheibe. Nun, in jener ersten Nacht, im Schlafanzug und mit dem Schlafmittel, das zu wirken begann, begriff ich etwas, wovor mich niemand gewarnt hatte und das sich von außen nicht erzählen lässt: dass einmal im Leben ich der war, der auf der anderen Seite der Scheibe stand. Dass der mit den leeren Augen ich war. Und dass in der Schlange, wieder einmal, meine Mutter zurückgeblieben war. Was ich spürte, war keine Angst. Es war das Wiedererkennen des Ortes.

Sie brachten mich in ein Zimmer, und die diensthabende Psychiaterin erschien mit ihrem Fragebogen und ihrem Heft. Sie tat, was zu tun war, und notierte, was zu notieren war, und von einer festen Diagnose keine Spur, denn elf Tage Notfall reichen nicht für eine Arbeit, die Wochen verlangt. Schriftlich blieb eine psychotische Störung, den Substanzen zugeschrieben, und dahinter, notiert wie von jemandem, der eine Tür angelehnt lässt, die Möglichkeit, dass

darunter etwas anderes liege, im Verlauf zu beurteilen. Ich ging von dort mit einer vorläufigen Medikation, mit einem Zettel, auf dem stand, ich solle in der Ambulanz weitermachen, mit der Angst im Leib, ohne Karte und vor allem ohne ein Wort, das dem einen Namen gegeben hätte, was mit mir geschah.

Auf dieser Station geschah außerdem das, was ich von diesem ganzen Winter am schwersten verdaut habe, und ich erzähle es genau so, wie es vom Bett aus aussah. Lidia kam. Eine Frau, die ich seit sechs Wochen kannte, mit der ich einen Kaffee getrunken und mitten in der Nacht über Nietzsche gestritten hatte und die in der Nacht des Überfalls wach geblieben war und gefragt hatte, ob ich schon im Taxi sitze. Sie blieb nicht an der Tür stehen: Sie kam herein, sie umarmte mich, sie küsste mich, sie war voll da für mich, und sie richtete sich auf dem Stuhl neben dem Bett ein, mit frischer Wäsche, einem Kulturbeutel und einem Ladegerät. Martas Stuhl. Und ich sah sie vom Bett aus an, eingeschlossen und mediziert, und war nicht fähig zu verstehen, warum die, die dort saß, nicht sie war. Ich hatte eine absolut Fremde vor mir, die sich um mich sorgte, die mir Unterwäsche und Ladegeräte auf eine psychiatrische Station brachte, während die Freundin meines ganzen Lebens nicht anrief. Im Monat meines ersten Klinikaufenthalts taucht die Frau, mit der ich viereinhalb Jahre zusammengelebt hatte, in meinem Telefon nur auf, weil ich auftauche: Ein paar Tage nach der Entlassung schickte ich ihr den Link zu einem Video vom Kanal. Sie antwortete nicht. Raquel schickte ich zwei weitere, und auch nicht. Das war der ganze Monat: ein Typ, gerade aus einer geschlossenen Station entlassen, der den beiden Frauen, mit denen er im Jahr zuvor die Welt zertrümmert hatte, die Videos eines Kanals schickte, der ihm als das Werk seines Lebens erschien. Und ich werde hier nicht schreiben, dass Marta vor irgendetwas davongekommen wäre, denn das stimmte nicht: Ich stellte für sie keinerlei Gefahr dar, ich war krank, und zum ersten Mal in der ganzen Beziehung brauchte ich sie wirklich. Das war absurd, furchtbar und unendlich schmerzhaft, eine von den Sachen, die einem nicht in den Kopf gehen und die der Kopf ganz aufbewahrt, weil er nicht weiß, wohin damit. Da liegen sie immer noch.

In der Nacht meiner Entlassung fragte Lidia mich nicht, wo ich gewesen war. Was sie mir schrieb, war, dass sie gerade mein Video laufen habe, das darüber, was Philosophie ist, und schon in den frühen Morgenstunden, dass sie die Erwähnungen sich sehr zu Herzen genommen habe und mir dafür danke. Das heißt, knapp einen Tag nach einer geschlossenen Station steckten wir beide wieder im Kanal. Und ein paar Tage später, noch dekompensiert, erzählte ich

ihr an einem Nachmittag die Sache mit dem Gold: dass meine Mutter nachgesehen habe, ob es noch dort liege, wo ich es ihr gesagt hatte, weil sie mir nicht mehr traute, und dass ich zum Glück meine Anlagen gut gestreut hätte und immer ein Ass im Ärmel behielte. Nebenbei sprach ich von Karten, die ich mir aufhob, und davon, jemandem zum Geburtstag ein Kapuzenshirt aus Kevlar zu schenken. Ein gerade entlassener Mann, mit der ganzen Manie, die unter den Medikamenten weiterlief, der von seinem Gold redet. Und was sie damit machte, war weder mir zu widersprechen noch zu erschrecken. Sie antwortete mir, man müsse ihnen Zeit geben, damit sie wieder lernten zu vertrauen, und gleich danach, mit der größten Selbstverständlichkeit der Welt, erzählte sie mir, an welchen Tagen sie diese Woche Unterricht habe, und fragte, ob ich Lust hätte, uns am Mittwoch zu einem Spaziergang zu treffen. Das war ihre Methode, und sie hatte sie aus keinem Buch: dem Wahn nicht widersprechen und ihm einen Mittwoch danebenstellen.

Und im anderen Archiv, dem meiner Mutter, das von diesem Monat gezählte vier Nachrichten aufbewahrt, steht die andere Art zu sorgen. Die älteste erhaltene Nachricht ist von drei Tagen nach der Entlassung und enthält drei Fragen: wie es mir gehe, ob alles laufe, wann ich zurückzukommen gedenke. Eine Viertelstunde später kommt die vierte, nämlich ob das Motorrad schon abgeholt sei. Am nächsten Tag will sie wissen, ob ich zu Hause vorbeischaue. Und am übernächsten taucht die Formel auf, die sie mir sieben Jahre lang jeden Abend wiederholen würde: dass das sehr gut sei, dass ich die Tablette nicht vergessen solle, dass ich mich ausruhen solle, bis morgen. Zwei Stimmen, zwei Arten zu sorgen, und ein Unterschied zwischen ihnen, für dessen Erkennen ich sieben Jahre gebraucht habe. Die eine suchte mich mitten in der Nacht. Die andere notierte die Tablette und setzte sich hin, um zu warten, bis der Arzt zur Tür herauskam. Beide sorgten für mich; was sich unterschied, war der Motor, denn die eine lief mit der Intensität von jemandem, der gleichzeitig verliebt und zu Tode erschrocken ist, und die andere mit dieser Schaltergeduld von jemandem, der den Film schon im eigenen Haus gesehen hat und genau weiß, dass das Jahre dauert. Und aus diesen Tagen bleibt mir außerdem ein Rat, den ich nicht befolgt habe und der, angesichts dessen, was danach kam, der beste war, den ich in diesem ganzen Jahr bekommen habe. Während die ganze Familie mir im Nacken saß und Entscheidungen für mich traf, schlug Lidia mir vor, ihnen zuvorzukommen und mir selbst einen Therapeuten zu suchen: keinen Psychiater, jemand Neutrales, und von mir ausgewählt. Neutral und von mir ausgewählt. Genau

das, was mir in den folgenden fünf Jahren gefehlt hat. Ein Mädchen Anfang zwanzig hat es mir in zwei Zeilen hingeschrieben, und ich habe es liegen lassen.

Die Gurte, die ich beim Hineingehen erwartet hatte, kamen später: zweimal in fünf Klinikaufenthalten, und das erste Mal brauchte noch über ein Jahr. Wenn sie kommen, werden sie vollständig erzählt, mit ihrer Uhrzeit und mit dem, was man dabei fühlt, denn das ist das Einzige, was dieses Buch laut versprochen hat.

Es gibt dagegen eine kleine Folge, die mir diese Station ohne Gurte hinterlassen hat, und ich erzähle sie, weil ich kein besseres Beispiel dafür kenne, wie ein Körper lernt. Es gibt eine Abfolge, die ich auswendig kann und die immer in derselben Reihenfolge abläuft: zuerst das Fahrzeug mit den Lichtern, dann der kleine Raum, dann die Kleidung, die sie dir wegnehmen, dann die Tür, die von außen geschlossen wird, und zweimal die Gurte. Fünfmal wiederholt, hat sich diese Kette meinem Nervensystem eingeprägt, das heute nicht mehr die ganze Kette braucht: Es sieht das erste Glied, und schon baut es den vollständigen Alarm auf, und es fragt mich nicht. Deshalb zucke ich zusammen, wenn ich einen Krankenwagen vorbeifahren sehe. Und das ist keine Redensart: Ein Krankenwagen überquert die Straße, oder drei Blocks weiter heult eine Sirene, und bevor ich Zeit habe, irgendetwas zu denken, hat es mir schon in die Brust gefahren. Vor jenem Winter machten mir diese Fahrzeuge nichts; es waren Autos mit Lichtern und Eile. Danach waren sie es nicht mehr, denn für mich bedeutet ein Krankenwagen nicht mehr, dass jemandem geholfen wird. All das hat seinen Namen, und der Name lautet nicht, hysterisch geworden zu sein: Es heißt Traumaerinnerung, und das Zusammenzucken ist keine Übertreibung des Körpers, es ist exakt die Arbeit, für die dieser Mechanismus existiert. Der Haken ist, dass man ihn bei mir auf ein Objekt geeicht hat, das in einer großen Stadt alle zwanzig Minuten unter deinem Fenster vorbeizieht. Und an der ganzen Kette gibt es etwas, das ich zutiefst ungerecht finde: Das einzige Glied, das nie feindselig war, ist genau dieses. Die, die drin saßen, machten ihre Arbeit, fast immer machten sie sie gut, und einer von ihnen sprach mit einem Anstand mit mir, an den ich mich noch erinnere. Nur trennt der Körper den, der dich bringt, nicht von dem Ort, an den er dich bringt. Sieben Jahre später zucke ich weiter zusammen. Neben dem anderen ist das eine Lappalie, ich weiß. Es ist auch die tägliche, kostenlose und pünktliche Erinnerung daran, dass das passiert ist und dass es weiterhin an einem Ort abgelegt ist, an den ich nicht herankomme.

Damals hatte ich nichts, womit ich es hätte vergleichen können, aber das war die Einsperrung in ihrer sanften Fassung: eine kleine Einrichtung, ohne Schreie im Hintergrund, mit abgeschlossener Tür und wenig mehr. In weniger als einem Monat sollte ich die andere Fassung kennenlernen, die ernste. Und deshalb erzähle ich, wenn man mich fragt, woher meine Panik vor einer Einweisung kommt, nie von dieser Station. Ich erzähle von den folgenden.

Kapitel 28 · Der Name

Ich verließ die Klinik und kam zu meiner Mutter zurück, und mein Kopf machte weiter mit seinem Programm: wenig und schlecht schlafen, Ideen, die anfingen und nicht zu Ende kamen, eine Welt, die leicht verrutscht war. Diese Entlassung hatte nichts geheilt, sie hatte eingedämmt. Und von den Wochen danach bleibt das Archiv meiner Mutter, in dem man mit vier Nachrichten vollständig sieht, was da auf uns zukam. Zuerst ihre gewohnte Frage: ob ich die Tabletten dabeihabe. Ich schickte ihr ein Foto, und sie schickte mir ein sehr gut, mein Schatz, und ein paar Küsse zurück. Am nächsten Tag kam sie auf die Idee, mir vorzuschlagen, mich ummelden zu gehen und die Meldebescheinigung gleich in der Ambulanz abzugeben. Sie musste mich zweimal fragen, denn beim ersten Mal antwortete ich mit einem aha, und ihr reichte ein aha nicht: was das heißen solle, ja oder nein. Und meine Antwort porträtiert den Monat von vorn bis hinten: dass es morgen heiße, dass ich an diesem Tag wahnsinnig viel Arbeit hätte, dass man einen Videokanal nicht startet, indem man Behördengänge macht. Drei Minuten später fügte ich mit der Souveränität eines Marketingleiters die technische Angabe hinzu: dass montags, weiß der Himmel warum, die meisten Videos geschaut würden, und dass ich das dem Arbeitsfrust und der Rückkehr vom Wochenende zuschriebe. Meine Mutter bat mich, in der Ambulanz vorbeizugehen. Ich antwortete ihr mit Zuschauerzahlen.

Und dann ist da die andere Reihe von Nachrichten, die dem Schub wirklich ein Datum gibt, denn es sind die, die eine Mutter einem Sohn schreibt, der in ihrer Wohnung schläft, zwei Wände entfernt. Am Anfang höflich: ob ich bitte leiser machen könne, danke. Ein paar Tage später dasselbe. In einer Nacht wieder dasselbe. In dieser Nacht rief sie außerdem an, ich ging nicht ran, und nach Mitternacht war die Höflichkeit schlagartig zu Ende: ich solle leiser machen und endlich verdammt noch mal schlafen. Ich antwortete okii. Sie rief wieder an. Und kurz darauf, wieder schriftlich, ich solle so gut sein und aufhören, den Stuhl über den Boden zu schieben, und nicht weiter stören. Da fleht eine ältere Frau ihren Sohn mitten in der Nacht an, keinen Stuhl zu schieben. Das ist keine

häusliche Szene mit schlechter Stimmung. Das ist ein manisches Prodrom, schriftlich zu Protokoll genommen, und zwar von der einzigen Person, die im Haus war. Anderthalb Tage nach der Nachricht mit dem Stuhl schickte ich ihr und Lidia exakt denselben Satz: dass sie mich zwingen, mich einweisen zu lassen.

Es gab wieder Streit mit meiner Mutter, und er eskalierte wieder bis dorthin, wo nichts mehr zu eskalieren ist. Wieder die Polizei an der Tür, wieder die Sanitäter und wieder das so oder so: Du kommst mit uns oder du kommst mit uns. Auch dieses Mal habe ich mich nicht gewehrt. Von jenem Morgen bewahrt das Archiv die beiden Enden des Fadens auf. Auf meiner Seite: dass sie mich zwingen, mich einweisen zu lassen; eine Minute später, dass ich nicht wisse, ob das legal sei; sieben Minuten später, dass ich, wenn du das liest, keinen Akku mehr haben werde, und dahinter ein ich liebe dich. Auf der Seite meiner Mutter, in derselben Minute: dass sie noch nicht mit dem Arzt habe sprechen können. Und auf der von Lidia, am Vormittag: dass sie sehe, dass mir der Akku ausgegangen sei, dass sie meine Schwester anrufen werde, damit sie mir ein Ladegerät hochbringt; und mittags, dass sie mich liebe, viel Kraft, und dass sie mir am nächsten Nachmittag den Notfallkulturbeutel dorthin bringe, wohin man mich verlege. Wohin man mich verlege. Eine Frau, die mich seit neun Wochen kannte, packte einen Kulturbeutel für eine psychiatrische Station, deren Namen noch keiner von uns beiden kannte, und kam dann dort hinein, genau wie sie in die erste gekommen war, um mich zu umarmen und sich auf den Stuhl zu setzen. Marta erfuhr die Nachricht von meiner Schwester. Und jahrelang habe ich erzählt, man habe mich wegen Schreiens eingewiesen, bis meine Schwester es mir viel später in einer Zeile zerlegte: dass das nicht wegen ein paar Schreien kam, sondern nach vielen anderen Symptomen, die sich seit Monaten hinzogen. Sie hat recht. Es als Einweisung wegen Schreiens zu erzählen, kam mir hervorragend gelegen, denn so wirkte es unverhältnismäßig und ich wirkte unschuldig. Und es war gelogen. Ich kam wegen dem hinein, was seit Monaten geschah und was niemand, angefangen bei mir selbst, rechtzeitig beim Namen zu nennen wusste.

Diesmal war es in der öffentlichen Klinik, im Krankenhaus im Norden, demselben, in dem ich Jahre zuvor drei Tage zwischen Intensivstation und Innerer Medizin verbracht hatte, ohne dass jemand eins und eins zusammengezählt hätte. Und diesmal war es nicht die freundliche Fassung. Linoleumflure und Fenster, die auf den Innenhof gingen: Kies unten und die Wand des gegenüberlie-

genden Flügels davor. Keine Pflanze, kein Garten, kein Ort, an dem man an die Luft gehen konnte. Ein Raum, der eigens dafür gemacht scheint, dem wehzutun, der das Pech hat, dort mehrere Wochen seines Lebens ohne ein einziges Bürgerrecht zu verbringen. Das Gute war, dass es dort tatsächlich Zeit gab: Zeit zu schauen, zu beurteilen und jene Fragen zu stellen, deren Antwort Wochen braucht. Eines Tages kam die Ärztin mit einem Tablet in der Hand herein und mit einem Ausdruck, den ich erst Jahre später benennen konnte: dem von jemandem, der sich gerade eine Verantwortung auf den Rücken lädt. Sie fragte mich, ob ich wisse, warum ich hier sei. Ich antwortete, ich hätte meine Mutter bedroht; dass ich keine genaue Erinnerung daran hätte, es getan zu haben, und dass mir davon nur ihr Gesichtsausdruck geblieben sei. Sie nickte und schrieb etwas. Dann fragte sie mich nach den Vorerkrankungen in der Familie, und da tauchte mein Vater auf: vor dreizehn Jahren durch Suizid gestorben, mit einer Diagnose bipolare Störung und einem Lithium, das er auf seine Art nahm und nicht so, wie man es ihm verordnet hatte. Eine weitere Notiz. Und dann sagte sie mir, das von diesen Wochen sei eine manische Phase mit psychotischen Elementen gewesen und das, was mich hierhergebracht habe, habe einen Namen.

„Und jetzt?“

„Jetzt stabilisieren. Medikamente und Weiterbetreuung.“

„Wie lange?“

„Die Medikamente lebenslang.“

Ich brauchte länger als üblich, um diesen Satz zu verdauen, denn Antipsychotika lassen das Denken mit Verzögerung laufen, als müssten die Wörter noch ein Stück extra zurücklegen, bevor sie in dir landen. Ich fragte sie, ob das heiße, dass es mir nie ganz gut gehen werde. Sie antwortete, mit der richtigen Behandlung könne man ein funktionierendes Leben führen, und ohne Behandlung kämen die Episoden häufiger und würden mit den Jahren schlimmer. Ich fragte, welches Medikament es sei. Unter anderem Lithium. Ich sagte gut, ohne wirklich zu verstehen, wozu ich Ja sagte. Ich habe keine Einwilligungserklärung unterschrieben: Dieses Papier hat meine Familie für mich unterschrieben. Und ich nahm die erste Tablette an diesem Nachmittag, schon gegen Ende, mit der Winternacht über uns, und was dann in meinem Mund geschah, ist auf der ersten Seite dieses Buches erzählt, und was danach geschah, kommt im nächsten Kapitel. Hierher gehört das andere: der Name, und warum er so lange gebraucht hat.

Denn der Name kam zweimal zu mir, und man sollte genau sein, die Akte ist es auch. In jenem Zimmer kam er mündlich, mit dem Wort Lithium, dem Wort bipolar und dem Satz lebenslang. Schriftlich kam er sehr viel später, und er kam der Reihe nach. Im Entlassungsbrief der ersten Station schrieben sie eine substanzbedingte psychotische Störung, die Entwicklung zu einer primären bipolaren Störung zu beurteilen. Im Entlassungsbrief dieser hier eine psychotische Episode. In der Institutsambulanz, Wochen später, eine toxische Psychose in Remission, mit der bipolaren Störung danebengestellt als Möglichkeit, die man mit mehr Zeit und ohne Konsum beurteilen müsse. Ein halbes Jahr später war die Einordnung weiterhin zwischen drei Optionen offen. Und die feste Diagnose, bipolare Störung Typ eins mit psychotischen Symptomen, wurde erst bei der Entlassung aus dem dritten Klinikaufenthalt festgeschrieben, vierzehn Monate nach jener ersten Station. Man beachte die Reihenfolge, denn sie ist die Reihenfolge dieser ganzen Geschichte: Erst gaben sie mir für immer dasselbe Salz, das mein Vater genommen hat, und vierzehn Monate später schrieben sie es auf ein Papier. Und man muss erklären, warum das dauert, denn gesunde Leute stellen sich vor, eine psychiatrische Diagnose werde wie eine Röntgenaufnahme gemacht, und sie wird wie eine Biografie gemacht. Erstens wegen der Regel des Handbuchs: Wenn Substanzen im Blut sind, wird die Psychose den Substanzen zugeschrieben, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, und um es zu beweisen, muss man das Gehirn monatelang sauber sehen, und ich war seit einem Jahr nicht einen Monat am Stück sauber gewesen. Zweitens wegen der Krankheit selbst: Die bipolare Störung kommt meist durch die Tür der Depression herein, und eine Depression heißt Depression und wird jahrelang als solche behandelt; und die andere Hälfte, die Hypomanie, kommt nie in eine Sprechstunde, weil sie sich großartig anfühlt und niemand einen Termin macht, weil es ihm großartig geht. Und drittens, weil die Diagnose rückwärts gestellt wird, indem man eine Geschichte liest, und meine lag vollständig und ungelesen da: zwei Notaufnahmen wegen psychotischer Symptome zweieinhalb Jahre zuvor, und ein Vater mit demselben Namen in der Akte. Niemand hatte das zusammengefügt, bis eine Frau mit einem Tablet es zusammenfügte. Es gibt Untersuchungsreihen, die im Mittel zehn Jahre zwischen den ersten Symptomen und der Diagnose messen; die wohlwollendste spricht von sechs. Mir gab man das Lithium und den Namen mit dreiunddreißig, aufgeschrieben hat man es mit vierunddreißig, und die erste Episode, die ich heute als Episode lesen kann, hatte ich mehr als zehn Jahre davor. Was jemand an meiner Seite als ein endloses

Jahr erlebt hat, war auf der wahren Skala dieser Krankheit der letzte Abschnitt einer Wartezeit von über einem Jahrzehnt. Und dann ist da noch der Grammatikstreit, den jeder Diagnostizierte kennt: ob man bipolar ist oder ob man eine bipolare Störung hat. Die Klinik bleibt beim hat, damit die Diagnose nicht den Eigennamen auffrisst. Ich bin bei einem dritten Weg gelandet: Innerhalb der Episode ist man die Krankheit, denn wer dort entscheidet, ist der Schub; und wenn die Ruhe zurückkommt, hat man sie, so wie man eine Narbe hat.

Es gibt an psychiatrischen Stationen etwas, das sich von außen niemand vorstellt, nämlich dass man dort drinnen echte Freundschaften schließt. Die Leute glauben, eine Akutstation sei eine Galerie von Katatonen und komplett Manischen. Die gibt es, und ich war einer davon. Aber es gibt auch Menschen, die in einer Depression versunken sind, Menschen, die nach einem Suizidversuch kommen, Menschen, die an Stellen zerbrochen sind, die sie nicht daran hindern, zu reden und zuzuhören. Und unter denen, die reden können, entsteht ein Zusammenleben, das nur dem ähnelt, was man von Gefängnissen erzählt: die Bruderschaft derer, die zusammen eingeschlossen sind, ohne Handy, ohne Schnürsenkel in den Schuhen und ohne eine Rolle zu spielen, ohne einander etwas geben zu können außer der Wahrheit. Da drinnen passt keine Pose hinein, weil es keinen Ort gibt, wo man sie hintun könnte.

Bei diesem Aufenthalt lernte ich eine Frau kennen, die mich in diesen Wochen mehr begleitet hat als irgendjemand sonst. Wir wurden in vier Tagen enge Freunde, und so lange brauchen die Dinge dort drinnen. Sie war ein wunderbarer Mensch, warm, von denen, die fragen und die Antwort abwarten. Sie war aus demselben Grund dort wie ich. Depressiv. Mit demselben Salz auf dem Nachttisch.

Einige Zeit nachdem wir beide entlassen worden waren, hat sie sich das Leben genommen. Ich erfuhr es schon draußen und saß lange da mit dieser Sache in der Hand, ohne zu wissen, wohin damit. Ich schreibe es wegen dem, was sie mich gelehrt hat, und das ist das Einzige, was dieses Buch mit seinen Toten anzufangen weiß. Die Frau, die mit mir im Gemeinschaftsraum lachte, war exakt dieselbe, die einige Zeit später beschloss, nicht zurückzukommen. Und sie war keine von beiden. Sie war beide. Man ist in einem bestimmten Moment schlecht dran und in vielen anderen vollkommen in Ordnung, und das Salz auf dem Nachttisch taugt für beides, je nachdem, wer es in der Hand hat, und je nachdem, wann er es in der Hand hat. Das war es, was ich an jenem Winternachmittag in meiner hatte, mit dem gerade erst eingeweihten Namen.

Kapitel 29 · Das Erbe

Ich kam aus dem zweiten Klinikaufenthalt mit einer Packung Lithium, einem Termin für eine monatliche Antipsychotikum-Spritze, einem Beipackzettel mit Nebenwirkungen über zwei Seiten und einem Zimmer von zwölf Quadratmetern im alten Haus im Ort, demselben, aus dem Marta mit dem Koffer weggegangen war. Null Euro auf dem Konto und die Schulden jenes Jahres, die mit der Geduld auf mich warteten, die Schulden so haben. Und meine Schwester. Zu organisieren, was zu organisieren war, übernahm Sonia: die Ambulanztermine, die Kontrolle der Tabletten und vor allem die Gespräche mit meiner Mutter, damit die Schuld mich nicht überrollte. Sie war auch die, die mir in der ersten Woche den einzigen Satz jenes Winters sagte, der mir zu etwas nützte: dass ich keinerlei Verpflichtung hätte, dass es mir gut geht, dass meine Verpflichtung sei, die Behandlung einzuhalten, und sonst nichts. Sie und ich sorgen füreinander, seit wir Kinder sind, und wir machen das seit vierzig Jahren, ohne dass uns jemand erklärt hätte, warum uns das so von allein kommt; in jenem Frühling war sie an der Reihe.

Und jetzt kommt das erste Stück, das, welches am schwersten zu erklären ist. Ich kam in jenen Frühling in dem Glauben, gesund zu sein. Ich war kein Mann, der wusste, dass er krank war, und sich gegen die Behandlung sträubte, denn diesen Mann gibt es, und er hat sein Kapitel in den Handbüchern: Ich war ein Mann, der sich für gesund hielt und der, mindestens, in einer ewigen Hypomanie lebte, die Marta für meinen Charakter hielt und die ich für meinen Charakter hielt. Was ein Zustand war, hatten wir beide jahrelang Persönlichkeit genannt. Und mit diesem Kopf setzten sie mich auf Lithium. Das heißt nicht, eine Diagnose zu bekommen. Das heißt, schlagartig ein Erbe zu bekommen, ohne Testament und ohne Notar: das eines Vaters, der vollkommen funktionsunfähig war, der mich verließ, indem er sich umbrachte, und der mir, wie sich herausstellt, außerdem das hier mitgegeben hatte. An einem Nachmittag wurde ich zu drei Dingen auf einmal, und niemand erklärte mir eines davon: zum Sohn des Kran-

ken, der sich umgebracht hat, selbst zum Kranken und zum Patienten desselben Medikaments, das die Waffe war.

Und ich glaubte es nicht. Ich sage es so deutlich, weil ich es später überprüft habe, Nachricht für Nachricht, mit dem Archiv vor mir. In den fast zwei Jahren Gespräch, die mir mit Marta noch blieben, habe ich das Wort bipolar kein einziges Mal geschrieben. Weder frisch entlassen aus der Station, auf der sie es mir gegeben hatten, noch danach. Ich sprach von der Einweisung, von den Tabletten, von der Ärztin, vom Konsum, von dem Wenigen, woran ich mich erinnern konnte; vom Namen nie. Mit Raquel dasselbe: In Jahren Chat taucht das Wort ein einziges Mal auf, viel später, von ihr geschrieben, um mir zu sagen, dass ich mich dahinter verstecke. Ich verheimlichte es niemandem. Ich glaubte es einfach nicht. Und es gibt zwei weitere Beweise, die mich noch schlechter dastehen lassen. Lidia legte ich, kurz nach der Entlassung, schriftlich ausführlich meine Vorbehalte dar, mir das in den Körper zu stecken, und eine Minute später, ohne dasselbe Gespräch zu verlassen, schwor ich ihr, dass ich es genau so nehmen würde, wie man es mir verordnet hatte, solange kein Konsum im Spiel sei: derselbe Mann, beides, dieselbe Minute. Und anderthalb Jahre später habe ich aufgeschrieben, dass ich mein Lithium wegen einer Bipolarität nehme, die ich, nach Meinung dessen, der das schrieb, nicht hatte. Anderthalb Jahre Salz im Mund, morgens und abends, und der, der es schluckte, gab weiterhin nicht zu, wofür.

Das fehlende Krankheitsbewusstsein habe ich schon erklärt, und es erlischt nicht mit der Entlassung: Es wird schwächer und steigt wieder an, sobald die nächste Episode sich zeigt. Aber hier kam noch etwas hinzu, und das ist das, was diesem Kapitel den Titel gibt. Die Diagnose zu glauben hieß zu akzeptieren, dass ich mein Vater war. Dass seine Jahre mit heruntergelassenem Rollladen und seine Monate auf dem Sofa ohne Dusche weder Kälte noch Lieblosigkeit gewesen waren, sondern die untere Hälfte eines Bogens, dem niemand einen Namen gegeben hat. Und dass die Zeiten, in denen er allem gewachsen schien, dem Gesetz eingeschlossen, weder sein Charakter noch seine Stärke waren: Es waren genau die Tage, an denen ich Jahrzehnte später Marta und Raquel in ein Tempo riss, das jeden zerstört hätte. Die Tablette zu akzeptieren hieß, die ganze Kette zu akzeptieren, vom Großvater zum Vater und vom Vater zu mir, und zum ersten Mal an Claudia zu denken, meine Tochter, mit dieser Kette in der Hand. Das will niemand mit dreiunddreißig unterschreiben. Also tut man, was ich getan habe: das Salz schlucken und es nicht glauben.

Und jetzt, was Lithium in der Praxis ist, denn davon hat mir niemand etwas erzählt, und wer das hier von einer Station aus liest, wird es nötiger brauchen als alles andere in diesem Buch. Es ist ein Salz. Ein Element des Periodensystems, das dritte, eines der einfachsten überhaupt, und niemand weiß ganz genau, warum es wirkt; man weiß, dass es wirkt, dass es anders ist und dass es seit siebzig Jahren Menschen wie mich hält und bei dieser Krankheit den Suizid senkt wie kein anderes Medikament. Was es tut, ist, eine Decke und einen Boden einzuziehen: Es nimmt die Traurigkeit eines schlechten Tages nicht weg und macht nicht fröhlich, es hält das Pendel fest, damit es weder oben noch unten über den Punkt hinausschwingt. Und was es verlangt, ist genau das, was es gefährlich macht: Der Abstand zwischen der Dosis, die hilft, und der Dosis, die vergiftet, ist schmal, ein Schluck Unterschied, und deshalb muss man es im Blut messen. Das ist der Lithiumspiegel: eine Blutabnahme zwölf Stunden nach der letzten Einnahme, zuerst alle paar Wochen und dann alle paar Monate, die sagt, ob du im Bereich bist oder nicht. Bei derselben Abnahme schaut man sich Niere und Schilddrüse an, denn das Salz geht über die eine hinaus und rührt an die andere. Man muss Wasser trinken. Ein Sommer mit viel Schwitzen, ein Magen-Darm-Infekt, irgendein Entwässerungsmittel können dir den Spiegel verschieben, ohne dass du die Dosis geändert hast. Und man muss es zu seinen Zeiten nehmen, morgens und abends, immer, ohne freie Tage, denn die Einnahme, die man auslässt, holt man nicht nach. Mein Vater hob die Einnahmen auf, die er ausließ. Ich habe schon gesagt, was ich mit meinen mache.

Und was es nimmt, wovor mich niemand gewarnt hat. Es hat die durchwachten Nächte genommen, und ich rede nicht von denen mit Schlaflosigkeit aus Sorge, sondern von den anderen: denen, in denen man keinen Schlaf braucht, mit einem Körper, der um drei Uhr morgens Projekte und Ideen herstellt, und mit dieser Gewissheit, dass es auf der Welt keine verschlossene Tür gibt. Es hat die Geschwindigkeit genommen, und mit ihr die Verbindungen, die in Kaskaden kamen, bevor man sie notieren konnte, und diese Fähigkeit, vier Gespräche zu führen, ohne bei einem den Faden zu verlieren. Und im ersten Jahr, mit dem Antipsychotikum als Gesellschaft, hat es das Vergnügen genommen, stark zu empfinden: Der Welt hat man die Farbsättigung um mehrere Punkte heruntergedreht, und diese Hypersexualität, die mich zwanzig Jahre lang regiert hatte, erlosch so sehr, dass sie nicht zu existieren schien. Die Mitte nennt man Euthymie, und die Mitte fühlt sich monatelang wie ein Loch an. Als hätte jemand der Welt die Lautstärke weggenommen und wäre mit der Fernbedienung in der

Tasche gegangen. Das erzählt dir niemand, weder der Arzt noch die Familie, die genug um die Ohren hatte, und du entdeckst es allein: dass du jahrelang in den Extremen gelebt hast und dass die Mitte für dich nach Stille klingt, weil du nie in ihr gewesen bist. Und noch schlimmer: dass du, ohne es zu merken, die Hypomanie zum Maßstab der Gesundheit gemacht hattest, diese glänzende, unermüdliche Fassung von dir, und dass neben einem Brand nicht zu brennen ziemlich danach aussieht, erloschen zu sein.

Da liegt der Grund, warum man absetzt, und er ist nicht der, den gesunde Leute vermuten. Man setzt es nicht aus Unachtsamkeit ab. Man setzt es ab, weil man flach ist und sich erinnert, wie man oben war; man setzt es ab, weil das Gehirn, sobald ein Prodrom aufzieht, von sich aus entscheidet, dass die Medizin der Feind ist und das andere, die Flasche oder was auch immer, der Freund von jeher; und man setzt es ab aus dem Grund, den ich schon auf der ersten Seite genannt habe, wenn es einem gut geht. Die, die das gemessen haben, rechnen damit, dass vier von zehn Patienten es irgendwann absetzen, und darin war ich keine Ausnahme: In jenem Jahr nahm ich es weiter, unter Klagen, und danach habe ich es zweimal abgesetzt, und beide Male werden an ihrer Stelle erzählt.

Und was es gibt, wofür ich ein Jahr gebraucht habe, um es zu sehen. Was es gibt, ist Kontinuität. Es gibt dir die Möglichkeit zurück, etwas anzufangen und zu Ende zu bringen, denn der Zyklus wechselt dir unterwegs nicht mehr. Die, ein ganzes Gespräch zu führen, ohne dass der Kopf woandershin abhaut. Die, heute etwas zu entscheiden und dass es in zwei Wochen den noch gibt, der es entschieden hat. Mit den Jahren hat es mir außerdem meine Tochter gegeben, die ich aufwachsen sehen kann, statt in einem Schub zu verschwinden; es hat mir Laia gegeben, denn damit jemand bleibt, muss man zuerst still genug sein, dass Bleiben überhaupt eine Möglichkeit ist; und es hat mir dieses Buch gegeben, das in jedem der beiden Extreme unmöglich zu schreiben gewesen wäre.

Und es bleibt ein Foto aus jenem Frühling. Fünf Wochen nach der Entlassung, in der Küche im Haus meiner Mutter, mit Sonia und einer Torte mit Kerzen darauf. Man muss es genau ansehen, denn da ist alles, was nötig war, und mehr gibt es nicht: eine schriftliche Diagnose, eine begonnene Behandlung, ein Zuhause, eine Familie am Tisch und ein Mann, der bereit war zu lernen, mit dem zu leben, von dem man ihm gerade gesagt hatte, dass er es hat. Da hätte diese Geschichte zu Ende sein können. Es gab keinerlei Grund, warum nach dieser Torte irgendetwas von dem hätte kommen müssen, was kam; nichts da-

von stand irgendwo geschrieben, und nichts davon war die unvermeidliche Folge davon, krank zu sein.

Das Letzte gehört meiner Tochter. Ich habe schon gesagt, was die Zwillingsstudien sagen, und Claudia trägt eine Möglichkeit im Blut, die ich ihr nicht löschen kann. Was in meiner Hand liegt, ist, dass sie an dem Tag, an dem sie es braucht, nicht dreißig Jahre darauf wartet, dass jemand dem einen Namen gibt, was mit ihr geschieht. Genau das hat mir gefehlt, und es ist das Einzige, was ich ihr geben kann. Und heute, wenn ich für ein paar Tage von zu Hause wegfahre, lautet die Ansage an meine Leute immer gleich: dass ich von allem, was ich habe, nur das Lithium mitnehme.

Kapitel 30 · Gut und stark

Zwischen dem ersten und dem zweiten Klinikaufenthalt schrieb ich Marta mit dem neuen Handy, das ich mir nach dem Überfall hatte kaufen müssen, zwei Zeilen: ein hey und die Frage, ob sie mich blockiert habe. Sie hatte mich blockiert. Es kam keine Antwort, und es kam auch in den beiden folgenden Monaten keine, und das waren die Monate der zwei Stationen, der Diagnose und der Entlassung. Und ich musste ihr nichts davon mitteilen, denn sie wusste alles: In diesen Monaten sprach sie weiter mit meiner Mutter und mit Sonia, und über diese Leitung erreichten sie die beiden Einweisungen, mit Datum und Krankenhaus. Sie wusste es und kam nicht. Die, die kam, war eine Frau, die ich seit Wochen kannte.

Drei Tage nach der Entlassung gab es das Gespräch wieder, und die, die das Schweigen brach, war sie. Als Erstes bedankte ich mich bei ihr dafür, dass sie mir geschrieben hatte, weil ich es nötig hatte, von ihr zu hören, und sie, ich solle mich nicht bedanken, sie habe es einfach nicht anders gekonnt. Ich, dass ich das wisse, dass ich es auch nicht gekonnt hätte und dass das Wunder sei, dass ich noch lebe. Und von da an, in weniger als einer halben Stunde, alles, was jenes Jahr tragen und zerstören sollte, in einem Zug gesagt: dass ich jetzt mit noch mehr Lust leben werde; dass ich mir Zeit und Zuwendung geben solle; dass ich ein leeres Blatt vor mir hätte; dass ich nicht allein sei und dass da sehr viel Liebe für mich sei; dass sie mich nicht aus ihrem Leben haben wolle, aber dass sie mich gut und stark wolle und wissen wolle, dass ich das kann; und dass sie sich nicht selbst wehtun wolle. Ich antwortete, das Leben sei sehr lang, und Mensch, wie seltsam es mir vorkomme, das zu sagen. Und ich glaubte es alles.

Heute lese ich es mit einem anderen Kopf, und nicht, um es ihr in Rechnung zu stellen. Ein leeres Blatt drei Tage nach einer Entlassung ist ein Mann ohne Erinnerung an vier Monate. Die Liebe, die da war, war die meiner Mutter und die meiner Schwester; ihre gab sie mir schriftlich von dort, wo sie nicht war. Und gut und stark ist exakt das, was die Krankheit einem frisch diagnostizierten Kranken gerade genommen hat. Sie sagte mir, ohne es zu wissen, dass sie mich

in der hohen Phase wollte. Am nächsten Tag, als ich ihr meine erste Erklärung dafür lieferte, was passiert war (dass das Schlimme mit der Einweisung weggegangen sei, dass die Drogen mir sehr geschadet hätten und dass man mich nicht mehr einweisen werde), antwortete sie zwei Dinge hintereinander. Dass sie wisse, es sei besser, so zu sein, denn manche Dinge heilen nur so. Und dass sie vor drei Monaten dort gewesen sei, nur drei Monate. Und als ich sagte, ich hätte sehr viel konsumiert, korrigierte sie mir die Chronologie, ohne die Stimme zu heben: dass ich schon lange davor viel konsumiert habe. So zu sein hieß getrennt zu sein. Sie heilte die Distanz, und darin log sie niemanden an. Mich prognostizierte nach allem, was man über diese Krankheit gemessen hat, die Distanz zu der Person, mit der ich schlief, als der Faktor, der am schwersten gegen mich wog. Was sie heilte, sagte mir meinen Verlauf voraus. Und in die drei Monate, die sie zählte, passten zwei psychiatrische Stationen.

Eine Woche später erzählte ich ihr, dass ich mit meiner Mutter und meiner Schwester die Tage durchgegangen sei, an denen sie wegging, und dass ich mich an fast nichts erinnere, als hätte mein Kopf sich geschützt oder wäre nicht da gewesen. Sie brauchte drei Stunden, um zu antworten, und antwortete, sie sei unter Schock gestanden, sie habe gedacht, ich erinnere mich. Dass sie bereit sei, darüber zu reden, sie gehe das seit Monaten durch. Monatelang Tage durchgehen, die ich nicht hatte. Von jenem Winter existiert eine einzige vollständige Fassung, und es ist nicht meine.

Und was neben mir stand, während wir redeten, war das hier. Meine Mutter war mitten im Winter in einen anderen Ort im Vallès gezogen, wo Sonia schon lebte, und mir ließ sie das alte Haus ganz allein, und ich hielt es nicht aus: Es brachte mir zu viele Erinnerungen, die an Marta und die an die Psychose, und ich konnte weder ein Haus tragen noch mich selbst. Ich fand eine befristete Stelle für zwei Monate, Kaltakquise am Telefon, also Leute anrufen, die nicht wollen, dass man sie anruft, mit einem Gehirn frisch von einer Station und frisch auf Lithium eingestellt. Müsste jemand den ungeeignetsten Job für einen Mann in meiner Lage entwerfen, er täte sich schwer, das noch zu übertreffen. Ich zog in die Nähe der Arbeit, in einen Ort im Speckgürtel, in ein Zimmer in einer fremden Wohnung mit zwei Mitbewohnern, die kein Wort mit mir wechselten, und ich schaffte es nicht, dort ein Wochenende zu verbringen: Jeden Freitag fuhr ich zu meiner Mutter oder traf mich mit Lidia. Und Lidia war damals eine Unbekannte, die mir sehr viel Zuneigung gab, und ich klammerte mich an sie, wie man sich an das klammert, was da ist. In dieser Wohnung, in der niemand

redete, stellte ich zum ersten Mal in meinem Leben einer Suchmaschine die Frage, die man einer Suchmaschine nicht stellt, wie man Schluss macht mit allem, und zwar mit derselben Substanz, die meinen Vater geholt hat. Sie antwortete natürlich nicht. Ich schreibe es auf, weil es zur Akte gehört und weil, wer heute in diesem Feld steht, zwei Dinge wissen sollte: dass das die Krankheit war, die da sprach, und dass man da wieder herauskommt.

Sieben Wochen nach der Entlassung schrieb ich ihr, dass ich mich allein fühle, dass das das Schlimmste sei, dass ich ein bisschen down sei. Und sie antwortete, ich solle nicht so negativ sein, diese Gedanken kämen immer bei mir; ich müsse mir bewusst machen, dass ich kein Opfer sei, und sogar meine Art zu reden ändern; und man sei, wie man sich den anderen zeigt. Ich, ein paar Minuten später: dass sie vollkommen recht habe, aber dass ich mich in diesen Tagen eben so fühle, auch wenn ich auf der Arbeit ein freundliches Gesicht mache. Da steht das ganze Jahr: ein Mann mit sieben Wochen Lithium, der dem Satz recht gibt, der seine Krankheit leugnet. Ich spielte nicht das Opfer: Ich beschrieb ihr ein Symptom, und sie antwortete dem Symptom, als wäre es eine Pose. Und man ist, wie man sich zeigt taugt für gesunde Leute; für das, was ich habe, gilt genau das Gegenteil. Die Kriterien der Manie sind eine Liste von Arten, sich zu zeigen (redseliger, weniger Schlaf, das Selbstwertgefühl durch die Decke), und die der Depression die umgekehrte Liste (die langsame Sprache, der bleierne Körper, das Denken, das immer zu einem selbst zurückkehrt). Diese Krankheit ist buchstäblich eine Krankheit davon, wie du dich zeigst. Ein Kardiologe sagt dir nicht, du seist, wie dein EKG am Tag des Infarkts aussieht. Hier, bei dem Organ, das genau das Sich-Zeigen verwaltet, hat man genau das getan.

Eine Untersuchung von vor über fünfundzwanzig Jahren verfolgte Monat für Monat Patienten mit Typ eins und maß eine sehr konkrete Sache: Geringe soziale Unterstützung ändert an der Manie nicht viel, aber sie verlängert die Erholung von depressiven Episoden und macht sie symptomreicher. Das ist spezifisch für die Phase, in der ich war, die Depression nach der Psychose. Und obendrauf die Expressed Emotion, die schon erzählt ist: Die Kritik des Umfelds muss nicht grausam sein, es reicht, dass sie dem Symptom sagt, es sei eine Pose. In jenem Frühling hatte ich beides gleichzeitig, von derselben Person und mit Zuneigung: den Rückzug (dass sie nicht bereit sei; dass es ihr Angst mache, mich zu sehen, weil es ihr gut gehe; dass sie keine Angst vor mir habe, sondern vor sich selbst; dass es Leben bedeute, wenn es sticht) und die Zurechtweisung. Und obendrein bat ich um Verzeihung dafür, dass ich bat. Entschuldige, dass

ich störe, entschuldige, dass ich dir den Kopf verdrehe, entschuldige, dass ich dich aus dem Gleichgewicht bringe. Ein Mann frisch von zwei Stationen, der sich entschuldigt, weil er fragt, ob er seinen Hund sehen darf, und eine Frau, die sich entschuldigt, weil sie spät antwortet, sie war unter der Dusche. Ich erzähle es, weil ich es bis vor Kurzem nicht lesen konnte.

Der Sommer war eine Schleife, und er beschreibt sich von selbst. Ich grüßte. Sie erzählte von der Arbeit. Ich fragte nach Toby. Sie erzählte von der Arbeit. Ich sagte, dass ich sie vermisse; sie, dass sie an einem anderen Punkt sei. Ich bat um weniger, als ich wollte; sie gewährte weniger, als ich erbeten hatte. Wir sagten beide, dass wir uns liebten, ich entschuldigte mich dafür, dass ich nervte, und am nächsten Tag ging es von vorn los. Eines Tages sagte sie das Genaueste aus diesem ganzen Jahr: dass sie einen Marcos vermisse, den es nicht gebe, und ich eine Marta, die es auch nicht mehr gebe. Ein andermal, dass ich sie bedränge; dass sie glücklicher sei, wenn sie wisse, dass es mir gut gehe und ich jeden Tag ein bisschen stärker werde; dass sie mich bitte, derjenige zu sein, der das alles umdreht. Eines Nachts schrieb ich ihr, dass es mir wahnsinnig leidtue, so egoistisch gewesen zu sein, dass ich sehr krank gewesen sei, dass die Schuld groß sei, und sie zweimal hintereinander, dass es nicht meine Schuld sei; dass ich mir verzeihen und es wehtun lassen müsse, denn ich hätte mich nicht dafür entschieden, so zu sein; und dass auch sie nicht mehr für mich habe tun können. Mir verzeihen wofür, frage ich heute. Man verzeiht sich ein Vergehen, und was ich hatte, war eine Diagnose. Und sie konnte sehr wohl mehr für mich tun: Sie war die einzige Variable, auf die die Fachliteratur für das zeigt, was ich hatte.

Und in der Nacht mit den drei Stunden, schon mitten im Sommer, sagte sie endlich laut, was sie monatelang nicht gesagt hatte: dass dahinter die Angst stehe vor einer Reaktion von mir und davor, in die Hölle jenes Winters zurückzukehren. Ich fragte, Angst wovor, entschuldige. Vor einer negativen Reaktion, oder einer maximal depressiven, oder was wisse sie. Und als ich ihr davon sprach, es aus der Stabilität heraus zu versuchen, mit dem Lithium und der Spritze und vier Monaten Behandlung, antwortete sie mir, das sei ein wunderschönes Märchen, aber das echte Leben sehe anders aus. Und fünf Worte: Niemand stirbt an Liebe. Ich antworte ihr mit dem einzigen Teil davon, der nicht von mir abhängt. Eine Metaanalyse mit hundert Studien hat gemessen, dass in den ersten drei Monaten nach einer psychiatrischen Entlassung die Suizidrate etwa das Hundertfache der weltweiten beträgt und im Rest des ersten Jahres immer noch fast das Sechzigfache. Ich war vier Monate entlassen. Niemand stirbt

an Liebe. Man stirbt an dem, was ich hatte, in genau den Monaten, in denen sie mir das schrieb. Und in jenem Frühling hatte ich die Frage einer Suchmaschine schon gestellt.

Um diese Zeit bekam ich ein Zimmer nicht, weil die Vermieter im Internet gelesen hatten, was ich im Winter geschrieben hatte, und weder der unterschriebene Arbeitsvertrag noch der ärztliche Befund halfen. Und ein paar Tage später erzählte ich ihr, dass ich mit Lidia eine Wohnung gefunden hätte, eine sehr schnelle Entscheidung, weil man uns beide aus unseren hinauswarf. Sie sagte, das sei sehr gut, ihr Leben verändere sich in eine Richtung, die ihr sehr gefalle; dass wir nicht dafür gemacht seien, zusammen zu sein, und dass zu merken, dass etwas nicht funktioniert, auch Liebe sei; dass sie dieses Kapitel geschlossen habe und dass sie das brauche, um glücklich zu sein. Und am nächsten Tag, vollständig: dass es am besten wäre, nur noch sporadisch zu reden und uns sein zu lassen; dass sie nicht glaube, dass ich verstehe, wer sie sei, und dass sie keine Kraft habe, sich weiter anzustrengen, um mich zu verstehen. Ich bat darum, ab und zu nach Toby fragen zu dürfen, und nahm es mit einem Satz zur Kenntnis: dass sie mir gerade sage, wir sollten aufhören zu reden, für immer. Ihre letzten Worte in jenem Sommer waren, dass sie mir alles Gute wünsche, was von der Liebe nicht zu trennen ist.

Bis zu diesem Tag habe ich die Hoffnung behalten, zu ihr zurückzukommen, und noch ein bisschen länger, bis ich begriff, dass das keine Klammer war. Das war mein Leben. Und heute sage ich etwas, das ich nicht gern sage und das wahr ist: Es wäre besser gewesen, sie hätte nie wieder mit mir geredet. Nicht wegen dem, was sie sagte, das war liebevoll; wegen dem, was sie tat. Ein Ich liebe dich am Abend und am nächsten Morgen der Satz, dass es nicht anders sein könne, vom selben Telefon und von derselben Person, Monat für Monat. Ein englischer Psychiater hat vor sechzig Jahren beschrieben, was ein Tier tut, wenn seine Bindungsfigur verschwindet: Zuerst protestiert es, sucht, ruft und hört nicht auf zu rufen, und diese Phase erlischt erst, wenn kein Signal mehr zurückkommt. Ich bekam jeden Abend Signal. Damit erlischt der Protest nicht: Er wird chronisch, und ein frisch diagnostiziertes Gehirn verbringt ein ganzes Jahr damit, jeden Abend zur selben Zeit auf den Satz zu warten, der nicht mehr bedeutete, was es brauchte, dass er bedeutet.

Kapitel 31 · Alles umdrehen

Am Ende jenes Sommers zog ich mit Lidia in eine winzige, heruntergekommene Dachwohnung in dem Ort dort oben, in dem meine Mutter und meine Schwester schon lebten, und der Block trug am Eingangsschild den Namen einer Heiligen. Ich erzähle es, weil es genau das ist, was in mir vorging: Ich konnte dieses Schild nicht ansehen, ohne an das gewaltige Haus zu denken, das Marta und ich in einer Straße in Barcelona mit demselben Namen gesehen hatten, das, welches wir ansahen, wie man ein Schaufenster ansieht. Jedes Mal, wenn ich in mein neues Zuhause kam, mit einer anderen Frau, gab der Hauseingang mir das zurück, das wir nicht haben konnten. Und trotzdem gab es mit Lidia Zuneigung und Frieden: Das war es wert. Aber aus zwei Menschen, die zusammenkommen, ohne getrauert zu haben, kommt nichts Gutes, und getrauert hatte keiner von uns beiden. Ich schleppte Martas Koffer mit mir herum, und sie ihren Ex, den sie in jenem Herbst weiter sah. In dieser Dachwohnung lebten drei Trauerfälle auf vierzig Quadratmetern, und ich suchte monatelang für meinen einen präsentableren Namen als Eifersucht, und es war Eifersucht, und sie hat mich genau so weit ausgehöhlt, dass ich wieder anfing zu trinken. Ein Bier, wenn ich von der Arbeit kam. Und dieses Bier war die Grundlage von allem, was danach kam.

Ansonsten war es das gewöhnliche Leben, das, was in diesem Buch am wenigsten vorkommt und wovon es am meisten gab: eine neue Stelle im technischen Support, bescheidenes Gehalt und feste Arbeitszeiten; ein Aufbaustudium an den Nachmittagen; eine Psychologin jede Woche, privat bezahlt, mit der ich zum ersten Mal an der Sache mit den dreizehn Jahren arbeitete und damit auch am Trennungstrauma. Und im Telefon, nach zwei Monaten Schweigen, das beide eingehalten hatten, wieder Marta.

Es war ein Nachmittag im frühen Herbst, und wir redeten fast vier Stunden am Stück. Es fing gut an. Sie freute sich sehr darüber, wie gut es mir gehe, sie erzählte, dass sie sehr stabil sei und kaum noch an schreckliche Dinge denke: dass sie so weit gekommen sei, mir zu verzeihen und, das Wichtigste, sich

selbst zu verzeihen, und dass sie ziemlich leicht durchs Leben gehe. Ich antwortete ihr mit einem der härtesten Sätze, die ich je an mich selbst gerichtet habe: wie wenig Gutes sie in viel zu langer Zeit von mir gesehen habe, wo ich sie doch so geliebt hätte; dass da drinnen ein böser Junge gewesen sei, den herauszuholen mich Jahre gekostet habe. Es gab keinen bösen Jungen. Es gab eine manische Episode über zwölf Monate mit psychotischen Symptomen, so nennt es heute meine Krankenakte, und ich nannte es böser Junge, weil das Vokabular, das ich zur Hand hatte, ihres war, das des Verzeihens. Sie erklärte mir, warum sie sich sehr wohl verzeihen musste: dass sie mich auf so viele Arten schlecht gesehen habe, dass sie diese Bilder aus dem Kopf bekommen müsse, und dass es ihr nicht half, mich zu sehen; dass sie in ihrem ganzen Leben nicht drei Nächte hintereinander allein zu Hause verbracht habe. Sie lernte, allein zu sein, in genau den Wochen, in denen ich lernte, eingewiesen zu sein.

Und nach drei Stunden kam die Frage: ob ich nicht mit dem Mädchen zusammen sei, das aufgetaucht war, als sie ging. Ich antwortete die Wahrheit: dass ich mit Lidia zusammen sei, weil sie gegangen sei, und dass Lidia da war, als man mich einwies; dass die Sache danach funktioniert habe, dass ich damals aber nur verängstigt und verloren gewesen sei. Und dann schrieb sie den Satz, der die Meinungsverschiedenheit der folgenden Jahre zusammenfasst: ob mir klar sei, dass meine Sicht der Dinge immer noch sehr egoistisch sei. Dass ich rede, als wäre vor diesem Verlassenwerden nichts passiert, wo sie doch alles versucht habe und alle um mich herum alles versucht hätten; dass sie ihretwegen gegangen sei, und darin sei sie tatsächlich egoistisch gewesen, und es sei das Einzige, was sie seit Jahren für sich selbst getan habe; dass meine Art zu reden sie wütend mache. Und dass sie sich freue, dass Lidia mich immerhin begleite.

Das Einzige, was sie seit Jahren für sich selbst getan habe, sagte sie: gehen. Das Einzige, was ich in denselben Monaten für mich selbst getan hatte, waren zwei Klinikaufenthalte, ein Lithium und neun Vorstellungsgespräche, und das nannte ich überleben. Egoistisch ist, wer das eigene Wohl vorzieht, obwohl er wählen kann; sie konnte wählen, sie wählte, und an genau diesem Nachmittag gab sie dem den Namen. Ich konnte gar nichts wählen. Und das mit dem alles versucht habe ich schon beantwortet: Versucht wurde es gegen die Drogen und gegen meinen Charakter, denn das war das, was man sah; gegen die Krankheit wurde nichts versucht.

Hier passt ein Satz hinein, den sie in jenem Sommer nebenbei fallen ließ, als sie davon sprach, was ihr damals half: dass sie gelernt habe, alles umzudrehen. Alles umzudrehen. Das ist genau das Gegenteil davon, es zu reparieren. Woher ihr diese Art zu schauen kam, weiß ich nicht, und es steht mir auch nicht zu, und ich werde mir kein Zimmer erfinden, in dem ich nicht war. Was ich weiß, ist das andere: dass eine Erzählung, die allein gebaut wird, ohne den anderen davor, ihre Wörter danach aussucht, was sie erleichtern. Aus der Schuld kommt man durch zwei Türen, reparieren, was man getan hat, oder sich überzeugen, dass es nichts zu reparieren gab, und den Satz, mit dem sie durch die zweite hinausging, hat sie das ganze Jahr wiederholt: dass es nicht anders sein konnte. Niemand fühlt sich schuldig für das, was nicht anders sein konnte; niemand fühlt sich schuldig dafür, dass es regnet. Ihr Körper wusste, dass es sehr wohl anders hätte sein können, und deshalb tat es ihr, wie sie selbst erzählte, an vielen Tagen weh.

Und die Erzählung, die dabei herauskam, hat eine Struktur, die ich später in allen Erzählungen über mich wiedergefunden habe. Fürs Gehen: Selbstermächtigung. Das Einzige, was sie für sich selbst getan habe, egoistisch zu sein gebe ihr Frieden, gehen sei Liebe; sie nannte das Gehen in vier Monaten viermal Liebe. Für das, was Krankheit war: Opferhaltung. Dass sie kein Opfer sei, dass ich es sein müsse, dass ich das alles umdrehen solle, dass ich sie bedränge. Sie verlangte volle Verantwortung von dem Einzigen von uns beiden, der eine Krankheit hatte, die sie aufhebt, und sprach sich selbst die Zerbrechlichkeit zu, die sie ihm verweigerte. Und die Lücke, die sie offen ließ, ist diese. Drei Tage nach meiner Entlassung hatte sie selbst geschrieben, das sei eine schwarze Wolke gewesen, die mich sich geschnappt habe, und das sei nicht ich gewesen. Die Unterscheidung zwischen der Krankheit und der Person hatte sie fertig, bevor irgendein Arzt von mir sie hatte, und sie benutzte sie, um vor beiden davonzugehen: Die Wolke behandelte ein Krankenhaus, und der, den sie in diesem Haus zurückließ, war ich. Danach widmete sie sich dem Reinigen der Erinnerung an die Wolke, denn das war das Einzige, was sie von dort mitgenommen hatte. Und zwei Jahre später, an einem anderen Ort und mit anderen Leuten, sollte dieselbe Wolke einen anderen Namen bekommen. Das wird erzählt, wo es hingehört.

Die Klinik nennt so etwas Reviktimisierung: Zuerst bestraft dich die Biologie, und danach bestrafen dich die Leute für die Symptome genau dieser Bestrafung, denn das Umfeld liest einen Schub nicht wie einen Infarkt, es liest ihn wie

eine Offenbarung. Und wenn die Erzählung des anderen braucht, dass du der Böse bist, schließt sich die Erzählung und lässt nichts mehr zu, was von dir kommt, kein Ich liebe dich und keine Frage nach dem Hund. Dieses ganze Jahr habe ich mich dafür entschuldigt, krank zu sein, und ich tat es, weil ich glaubte, was sie mir sagte. Ein Kranker, der sich für die Symptome bei der Person entschuldigt, die ihn verlassen hat, weil er sie hatte, hat einen Namen, Selbststigma, und es ist gemessen: Es sagt schlechtere Adhärenz voraus, mehr Depression und mehr Isolation. Vor dem Kanal, den Anzeigen und den Aktenseiten war die erste Quelle meines Selbststigmas sie. Und ich habe es so gut gelernt, dass ich mich Jahre später weiterhin dafür entschuldigte, zu existieren.

An meinem Geburtstag gratulierte sie mir mittags, und abends gab es anderthalb Stunden Gespräch, die Stufe um Stufe abwärts ging. Ich erzählte ihr vom Tag: ein Toaster, der uns zu Hause fehlte, eine Tasse, ein Essen auswärts mit Lidia. Und dann die Schleife: dass es sich gelohnt habe, es noch einmal zu versuchen. Sie schnitt in der nächsten Minute ab, das sei nicht real, ich sei mit jemandem zusammen und sie mit sich selbst. Und dann schrieb sie das Nackteste, was sie in diesem ganzen Jahr sagte: dass sie jetzt ein Leben habe, das ihr gefalle, auch wenn es nicht das sei, das sie wollte. Dass sie nicht jede Nacht allein sein wolle und dass sie nie wieder so mit jemandem geschlafen habe, wie sie mit mir schlief. Und dass es jetzt aber gut sei, entschuldige. Ich setze es hierher, weil es ihr gehört und weil es das andere erklärt: Ich liebe dich, aber ich kann dich nicht sehen, monatelang zu einem Gehirn mit kaputtem Bindungssystem gesagt, ist eine Tür, die sich in unregelmäßigen Abständen öffnet und schließt, und das ist exakt die Art, ein Tier bei der Stange zu halten.

Ein paar Tage später bot sie an, zu telefonieren, und der Anruf kam, und ich nahm ihn beim Spazierengehen mit Lidia an. Und in diesem Anruf gab sie mir mit der Stimme, die in keinen Chat passt, die Schuld an der Syphilis von vier Jahren zuvor, von der sie nichts wusste: weder, dass sie auf der Sache mit den dreizehn Jahren obendrauf saß, noch, dass ich in jenem Herbst genau daran arbeitete, in Therapie, und sie zum ersten Mal in meinem Leben mit dem Stimmungsstabilisator im Körper zurückgehen sah. Dieser Anruf brachte mir bei, dass das Ich liebe dich und das wird immer so sein das war, was man schreiben konnte, und dass das, was man laut sagen konnte, die Syphilis war. Und dass der Vorwurf in genau dem Moment kam, in dem ich endlich dabei war, von dem zu genesen, was sie mir vorwarf.

Neun Tage später war die Weihnachtsfeier der Firma. Zu meinem Geburtstag war ich auf einem Konzert gewesen und hatte deutlich mehr getrunken als üblich, und auf der Feier trank ich wieder viel mehr als vernünftig. Kurz vor Mitternacht schrieb ich ihr, und sie antwortete, es sei merkwürdig, dass wir genau ein Jahr zuvor so furchtbar dran gewesen seien. Ich, ja: furchtbar furchtbar, allerfurchtbarst. Sie, dass alles endet und andere Dinge anfangen. Ich, dass es mich zerreiße, dazu ja zu sagen. Nach Mitternacht fragte sie mich nach dem Lied von der Weihnachtsfeier, ich gab ihr den Titel, und sie antwortete mit einem Emoji mit verdrehten Augen, und in den frühen Morgenstunden fragte sie mich, was mit mir los sei. Und dann kamen die drei Nachrichten dieser Nacht. Dass nichts sei, was sie das wundere. Dass sie doch nicht der Feind sei. Dass sie mein Feind sei. Sie fragte, wo das jetzt herkomme. Ich, dass es von dem ganzen Scheißprozess herkomme, den ich mir habe erarbeiten müssen, um sie hinter mir zu lassen, um das zu vergessen, was mir in diesem verfluchten Scheißleben am wichtigsten war. Sie antwortete ein einziges Wort, ein okay, und ging schlafen.

Am nächsten Morgen saß ich im Unterricht. Sie schrieb, das von gestern Abend habe ihr überhaupt nicht gefallen; dass sie nicht dulde, dass wir zu demselben zurückkehren wie ein Jahr zuvor, und auch nicht, dass ich glaube, ich könne dort ausspucken, was mir gerade passt; dass das nicht gesund sei. Ich antwortete in der nächsten Minute: dass ich die letzte Sitzung mit meiner Psychologin noch frisch hätte, in der wir genau das Trennungstrauma herausholten; dass die Wut und die Trauer darüber hochgekommen seien, dass wir uns verloren hatten, und dass ich ihr nicht hätte schreiben dürfen. Sie sagte mir, ich solle mich auf das konzentrieren, was ich habe, und sie in Ruhe lassen; dass sie das auch tue und mir weder die Routinen noch die Gefühle durcheinanderbringe; dass sie glaube, sie werde die Kommunikation an dieser Stelle abbrechen; dass es immer so sei, wie ich es wolle. Und ich: Mensch, Marta, ich wolle ihr nicht auf die Nerven gehen, sie solle mich blockieren und fertig, ich bitte um Entschuldigung und werde es nicht wieder tun. Sie: Doch, tust du. Also habe ich um diese Blockierung selbst gebeten. Und ich habe sie ein ganzes Jahr respektiert, ohne ihr ein einziges Mal zu schreiben. Ausgespuckt habe ich einen Satz, in einem Jahr voller Ich liebe dichs und Entschuldigungen; für einen Satz ein Jahr Blockierung, und ich stehe dazu, denn ein Gehirn wie meines kommt mit einem Nein zurecht, wenn es drei Dinge vor sich hat: einen Grund, einen Satz und die

eigene Bitte. Ohne die nicht. Das sollte man sich merken, denn es ist der Beweis, den man für das Nächste braucht.

Und eine Sache von jenem Morgen, die sie glaubte und die falsch ist: dass ihr Schweigen neutral sei. Wer einem anderen die Uhr stellt, verschwindet nicht, ohne ihm den Rhythmus zu verändern, und ich habe schon erzählt, was Rhythmuswechsel bei dieser Krankheit anrichten. Ihr Schweigen brachte mir die Routinen genauso durcheinander wie meine Nachrichten ihr. Mit einem Unterschied: Sie sagte es, und ich wurde damit eingewiesen. In den Wochen danach schrieb ich wieder in den frühen Morgenstunden, immer öfter, das erste Zeichen, das ich Jahre später zu lesen lernen sollte. Drei Monate später war ich auf Station.

Kapitel 32 · Die Ärztin

Die Ärztin, die mich in den folgenden fünf Jahren betreute, hatte mich kein einziges Mal auf Station gesehen. Beim ersten Mal behandelte mich die diensthabende Psychiaterin, die ihr Protokoll herunterbetete und mich auf die Straße zurückgab, ohne irgendetwas zu benennen; beim zweiten war es eine andere, die mir den Namen gab und mit der Unterschrift unter die Entlassung aus meinem Leben verschwand. Die, die mir danach zufiel, die von der Ambulanz, die mit den Terminen alle paar Wochen, die mit den Befundberichten und den Rezepten all der Jahre, die kamen, war eine dritte, und in diesem Buch wird sie keinen anderen Namen bekommen als diesen: die Ärztin aus der Ambulanz. Aus dem ersten Termin ging ich mit dem Wissen heraus, dass das schiefgehen würde, und nicht wegen dem, was sie tat, das war gut gemacht. Wegen der Art, wie sie schaute. Ich war für sie kein Mann mit einer Krankheit. Ich war ein Junkie. Daraus ergab sich die einzige Frage, die mir Termin für Termin fünf Jahre lang gestellt wurde: nicht was ist dir passiert, sondern was hast du genommen. Und als zwei Jahre später die Anzeige kam, die ihr eigenes Kapitel hat, betrat sie dieses Zimmer vor mir und färbte alles um: Von da an war ich ein Täter mit einer Störung, die sein Verhalten erklärte, ohne es zu entschuldigen. Was in ihr vorging, denke ich mir aus; was sie unterschrieb, steht in den Papieren. Stabil, ein kompensierter Manipulator. Rückfällig, die Bestätigung dessen, was man ohnehin schon wusste. Schweigend, ein Unehrlicher.

Ich werde eine ganze Sprechstunde hersetzen, denn ohne sie ist das hier das Wort eines Patienten gegen eine Fachfrau, die der Leser nie gesehen hat.

Ein Zimmer mit einem Fenster, das auf einen Hof zwischen Wohnblöcken ging, ein Tisch, der Computer zur Seite gedreht und drei Stühle: ihrer, meiner und ein dritter, der in fünf Jahren keinen einzigen Tag leer blieb. Ich redete und sie schrieb, und alle paar Sätze tauchten die Augen über dem Bildschirm auf, gerade lange genug, um eine Angabe zu prüfen, wie jemand, der den Ölmessstab herauszieht, draufschaut und ihn wieder hineinsteckt. Und sie fing immer an derselben Stelle an.

„Was hast du konsumiert?“

Das, und nichts weiter als das. Nicht, wie schläfst du, nicht, wie läuft die Sache mit dem Gericht, nicht, wie kommst du mit der Sache mit deinem Vater zurecht. Fünf Jahre Termine, die mit dieser Frage aufgingen, mit dieser Frage getragen wurden und mit dieser Frage schlossen, und was immer ich antwortete, landete in einer Zeile.

Es gab einen Tag, an dem ich ihr das Arrangement erklären wollte, das ich mir auf eigene Faust gebaut hatte, und das war eine Unverschämtheit, ja, aber eine Unverschämtheit mit ihrer eigenen Logik darin.

„Ich nehme es nicht wegen des Rauchens. Ich nehme es, um nicht zu trinken. Ich versuche, den Alkohol damit zu ersetzen.“

Monate später fand ich in einem ihrer Befundberichte, den ich für einen anderen Vorgang brauchte, geschrieben, der Patient berichte über den Konsum jener Substanz mit der Absicht, das Rauchen aufzugeben. Nicht einmal meine schlechteste Idee kam vollständig aufs Papier.

Dann drehte sie den Stuhl ein Stück zur Seite, wo meine Mutter saß, oder meine Schwester, je nach Tag.

„Und Sie, was haben Sie bemerkt?“

Und meine Mutter sagte, was man von außen und an den schlechten Tagen sieht, und das ist das Einzige, was man von dort aus sieht: dass es mir furchtbar gehe, dass ich trinke, dass ich Videos hochlade. Kein einziges falsches Wort. Sie hatte Todesangst, man hatte ihr nicht ein einziges Werkzeug gegeben, und sie antwortete mit dem, was sie hatte. Und dann kam das, was dieses Kapitel trägt: Die beiden fingen an, in der dritten Person über mich zu sprechen, mit dem Betroffenen einen halben Meter daneben. Der Patient bagatellisiert. Der Patient räumt den Konsum nicht ein. In der Sprechstunde wirkt er ruhig, zugänglich, kooperativ. Ich saß da, mit dem Mantel auf den Knien, und hörte zu, wie das Dokument getippt wurde, das ein paar Wochen später ein Richter lesen würde.

Das Alkoholentwöhnungsmittel, das dir den Körper unmöglich macht, wenn du trinkst, bot sie mir einmal an.

„Nein.“

So, nackt, ohne zu erklären, warum, denn erklären hieß, Material zu verschenken. In der Akte blieb es als vom Patienten abgelehnt stehen, und diese Zeile funktionierte jahrelang als der urkundliche Beweis meines schlechten Willens.

Und sie schloss mit ihrem Teil: das Rezept, der Tag des nächsten Termins und ein Vorgang.

„Ich überweise dich an die Pflege, damit sie dir ein paar Dinge über die Störung erklären."

Ein paar Dinge waren es buchstäblich: ein paar Sitzungen, das Grundlegende, auf Wiedersehen. Echte Psychoedukation, mit Methode und mit Stunden, bekam ich erst sieben Jahre nach der Diagnose, und aus diesem Zimmer kam sie mit Sicherheit nicht. Aus diesem Zimmer ging ich immer gleich hinaus, mit dem Zettel in der Hand und mit dem exakten Gefühl von jemandem, der gerade eine Verkehrskontrolle hinter sich hat.

Und eines Tages sagte sie mir wegen des Alkohols einen Satz. Dass ich, wenn ich irgendwann tränke und die Kontrolle verlöre, jemanden vergewaltigen könnte. Er steht in keinem Papier, und deshalb schreibe ich ihn hier auf, denn er ist der Kern der ganzen Sache. Ich verließ die Sprechstunde mit dem Wissen, was ich für meine Ärztin war, und es war kein Patient mit einer affektiven Störung: Es war ein potenzieller Vergewaltiger, den man mit Medikamenten unter Aufsicht hielt. Ich habe es ihr nicht abgekauft, denn es war nicht wahr und war es nie gewesen; aber es sagte die Person mit der vollen Autorität über meine Krankenakte, und ihre Befundberichte reisten zum Gericht, und dieser Satz blieb mir mit dem Gewicht eines Gegenstands im Nervensystem stecken. Und es fehlt noch die Schicht darunter, und die fällt mir am schwersten. In einer Aufnahmeanamnese von mir steht, als biografische Angabe ohne weiteres, frühzeitige Sexualität und multiple sexuelle Risikokontakte seit dem dreizehnten Lebensjahr. Im Passiv. Ohne Subjekt. Ohne eine einzige Frage dahinter. Kein Kind von dreizehn Jahren hat eine frühzeitige Sexualität: Es hat Erwachsene um sich herum, die tun, was sie nicht sollten, und dieser Satz ist einer der zentralen Marker für sexuellen Kindesmissbrauch. Er stand geschrieben, und nie hat jemand nachgefragt. Diesem Patienten zu sagen, er könnte jemanden vergewaltigen, ist nicht nur ein leichtfertiges Urteil: Es heißt, das Opfer zu nehmen und es, ohne etwas davon wissen zu wollen, auf die Seite des Täters zu stellen. Was das bewirkt, ist beschrieben und heißt, das Schweigen zu versiegeln. Mit diesem Satz im Rücken, dann erzähl du mal dieser Frau, was sie mit dir gemacht haben, als du dreizehn warst. Die wahre Angabe, die des Kindes, blieb genau da, wo sie war, begraben, und eine neue Scham hielt obendrauf Wache.

Und dann war da das Dispositiv, das ist das Wort, das dafür zutrifft. Es wurde mir angeordnet, in Begleitung zu kommen, mit meiner Mutter oder meiner

Schwester, Jahr um Jahr; allein wollte sie mich nicht, und ein Moment unter vier Augen wurde mir nie angeboten. Wo hätte ich da über den Suizid meines Vaters sprechen sollen, mit seiner Witwe auf dem Stuhl daneben. Wo über meine Sexualität, meine Scham oder meine Angst, mit meiner Herkunftsfamilie rechts von mir, die mitschrieb. Man verlangte von mir absolute Transparenz und verweigerte mir das einzige Format, in dem Transparenz möglich ist. Und die Berichte wurden mit dem gekocht, was die beiden am Telefon erzählten, und das war das, was man von außen und an den schlimmsten Tagen sieht, denn was ich sagte, zählte nicht. Davon gibt es einen Vormittag, der das Ganze porträtiert, und er stammt aus dem schlimmsten Monat meines Lebens: Ich erfuhr, dass man mir einen Termin verlegt hatte, nahm an, meine Mutter habe ihn auf eigene Faust verlegt, und schrieb ihr, so gut ich konnte, dass sie keine Psychiaterin sei, dass der Patient ich sei, Mama. Und sie, Minuten später, zu Tode verängstigt und ohne ein einziges Werkzeug in der Hand: dass ich ja krank sei, Schätzchen, und mir die Sicherung durchbrenne und ich es dann an ihnen auslasse. Ich hatte einen Schub. Und meine Psychiaterin verfasste ihre Berichte mit dem, was ihr die erzählten, die anriefen.

Also log ich. Ich bagatellisierte. Ich verschwieg ganze Rückfälle. Alles, was ich dort drinnen herausließ, konnte am Ende verschriftlicht werden, und das Verschriftlichte landete vor einem Richter: Ihr meine Symptome und meinen Konsum zu erzählen hieß, ohne jede Metapher, alle drei Wochen gegen mich selbst auszusagen. Ich versteckte mich nicht aus Unehrlichkeit; ich versteckte mich, um zu überleben, und dieses Verschweigen, das meine Akte als Zug meines Charakters notierte, war in diesem Sprechzimmer das einzige rationale Verhalten, das noch verfügbar war. Das Lithium nahm ich, wie ein Häftling den Stationsplan einhält: nicht weil er daran glaubt, sondern weil das andere schlimmer ist. Und im Prodrom jedes Rückfalls dieser fünf Jahre ließ ich es fallen und ging mir das Übliche holen. Ich habe fünf Jahre gebraucht, um es mit den genauen Wörtern sagen zu können: Die therapeutische Allianz ist nicht die Verzierung der Sprechstunde, sie ist eine klinische Variable von denen, die das Ergebnis bewegen; und die Adhärenz ist kein Merkmal des Kranken und wird nicht an seinem Charakter gemessen, sie ist eine Eigenschaft der Beziehung zwischen zwei Menschen. Und das Trauma, das war, was unter meiner Diagnose lag, wird nur unter Bedingungen von Sicherheit angerührt: Ohne Sicherheit gibt es keine Offenbarung, und ohne Offenbarung gibt es nichts zu bearbeiten. In meinem Leben gab es keinen unsichereren Ort als dieses Sprechzimmer.

Und jetzt die andere Hälfte, in derselben Schrift, denn sonst ist das hier nichts wert. Ich war ein Bild zum Erzittern: ein Typ eins mit Polytoxikomanie, mit laufenden Verfahren bei Gericht und mit einer übernatürlichen Begabung, das zu verstecken, was mir gerade passte. Die Medikamente, die sie mir ansetzte, waren die, die anzusetzen waren, und das werde ich immer anerkennen. Mit der Ärztin, die die Dosis einstellte, habe ich kein Problem. Ich habe es mit der Person, die die Feder führte. Fünf Jahre ohne eine einzige Frage nach der Trauer um meinen Vater, nach den Jahren Mobbing in der Schule, nach der Sache mit den dreizehn; ohne mich zur Psychologie zu schicken, ohne eine psychoedukative Maßnahme aus ihrer Hand. Und die Berichte voller Tippfehler, sogar einer, den ich bei Gericht vorlegen musste.

Was es mich gekostet hat, da wegzukommen, erklärt das ganze System. Eines Abends schrieb ich Sonia, dass ich den Psychiater wechseln werde, und das Warum stand in drei Nachrichten hintereinander: dass sie nicht geeignet sei; dass sie sich nicht um mich kümmere, dass sie sich darauf beschränke, Psychopharmaka auszugeben; dass sie nie Empathie oder Respekt vor meinem Zustand gezeigt habe. Da drinnen ist kein Groll. Da ist eine Diagnose der Beziehung. Und es dauerte sieben Monate. Sieben Monate zwischen dem Tag, an dem ein Patient schriftlich festhält, dass seine Psychiaterin ihm nichts nützt, und dem Tag, an dem er dem System die Überweisung abringt, und in diese Lücke passt vollständig die schlimmste Dekompensation, die ich je hatte. Als meine Mutter den Termin endlich bekam, war ich bei der Arbeit und hatte das Gerichtsverfahren am Laufen, also bat ich sie, selbst hinaufzugehen und es in meinem Namen zu beantragen, und diktierte ihr, wie sie es vortragen müsse: dass, wenn es die Ärztin nicht störe, dass ihr Patient ein normales Leben führen könne, mir einer am Nachmittag und in Wohnungsnähe entgegenkäme. In dieser Form. Um Erlaubnis bitten, dass man mich den Arzt wechseln lässt. An jenem Abend beschloss meine Mutter den Tag damit, dass sie mit dem Anwalt gesprochen habe und dass sie versuchen würden, dass ich dieses Zimmer nicht wieder betreten müsse, und dass ich es vielleicht nie wieder betreten werde. Fünf Jahre später war das die beste Nachricht, die mir jemand über meine eigene Psychiaterin geben konnte.

Und der Beweis dafür, dass das Problem nicht ich war, kommt mit dem Arzt, der danach kam, und der hat sein eigenes Kapitel. Ich setzte mich mit demselben Gehirn vor ihn, derselben Krankheit, derselben Biografie und gleichwertigen Medikamenten. Die einzige Variable, die sich änderte, war, wer auf der an-

deren Seite des Tisches saß und wie er schaute. Das Ergebnis steht in der Akte: über zwei Jahre Termine, ohne einen einzigen zu versäumen, die Lithiumspiegel auf dem neuesten Stand, völlige Abstinenz. Und ein Detail, das den ganzen Bericht aufwiegt: Jenes Alkoholentwöhnungsmittel, das in der Zeit davor als vom Patienten abgelehnt in der Akte steht, habe ich selbst erbeten, mit meinem eigenen Mund, sobald ich jemanden vor mir hatte, bei dem die Wahrheit zu sagen überhaupt nichts kostete. Meine schlechte Adhärenz in diesen fünf Jahren war nie ein Merkmal von mir. Sie war eine Eigenschaft der Beziehung.

Und währenddessen führte der Körper Buch, und die Pflege notierte es mit vorbildlicher Sorgfalt: die Kilos, der hohe Blutdruck, die Tachykardie im Sitzen. Was nicht in der Akte steht, ist, dass jemand diese Kurve als das gelesen hätte, was sie war, ein Organismus, der sich vor Angst aufblähte. Vom Monat der Audios bis zur Lungenembolie, die mich fast umgebracht hat, neun Monate, nachdem ich aus diesem Sprechzimmer verschwunden war, stieg die Waage von neunzig Kilo auf hundertfünfundfünfzig. Einen Kausalzusammenhang kann niemand beweisen, und ich werde mit ihrer Geschichte nicht das machen, was sie mit meiner gemacht hat, nämlich ohne Belege behaupten. Ich sage nur dies: Sie hat mich sichtbar dicker werden sehen, Jahr um Jahr, und hat nicht ein einziges Mal den Mund aufgemacht.

Vor ein paar Monaten habe ich meine Schwester um die Berichte dieser fünf Jahre gebeten, habe mich einen Vormittag hingesetzt und sie in einem Zug gelesen und habe schriftlich eine Beschwerde dort eingereicht, wo man sie einreicht. Nicht, um mir etwas zurückzuholen: damit es aktenkundig ist, und weil es vielleicht gerade jetzt einem anderen Patienten in diesem Zimmer passiert. Sie hat mich nicht getragen: Sie hat mich überwacht. Sie hat mich nicht untersucht: Sie hat mich eingeordnet. Sie hat meine Stressoren nicht abgefedert: Sie war einer von ihnen.

Kapitel 33 · Der Messias

Jenen Winter verbrachte ich mit Lidia. Lidia war das Mädchen, das sich bei meinem ersten Klinikaufenthalt auf den Stuhl gesetzt hatte, und seither hatten wir ein ganzes Leben aufgebaut: Das Pflaster, das man auf ein Loch in der exakten Form von Marta geklebt hatte, hielt fast anderthalb Jahre und war, ganz gleich, was die Papiere später sagten, eine richtige Beziehung, und dazu fast die ganze Zeit eine schöne. Wir bezogen eine Wohnung im Ort meiner Mutter, erst eine im ersten Stock und dann eine Dachwohnung, und jeder, der uns von außen ansah, hätte gesagt, dass dieser Mann sein Leben wieder aufgebaut hatte. Drinnen lief die Sache anders. Sie schleppte ihre eigene halb offene Sache mit sich herum: Sie hatte sich von ihrem Ex getrennt, um zu mir zu ziehen, und stieg weiterhin fast jeden Monat in einen Zug, um ihn in der Stadt zu besuchen, in der er lebte, ganze Tage lang, und ich schluckte das schweigend hinunter. Der, der ich zwei Jahre zuvor gewesen war, hätte nicht mit der Wimper gezuckt, er hätte es als Teil der Landschaft erzählt; diesen Mann gab es nicht mehr, und diesem hier tat jede Reise weh, und er machte den Mund nicht auf. Und dann kamen die Feiertage, und sie fuhr für ein paar Wochen in ihr Land zurück und ließ mich allein in der Dachwohnung. Wegen dieser Einsamkeit, und aus keinem anderen Grund, kamen die Drogen zurück. Ich wurde nicht beim Feiern rückfällig, nicht aus Lust: Ich wurde allein rückfällig, in dieser Dachwohnung, mit ihr Tausende Kilometer weit weg und mit Marta, die seit zwei Jahren unbeerdigt war. Und sogar dieser hässliche Teil gehörte uns beiden: Die Sache mit den Drogen war ein Experimentieren zu zweit, und danach kam auch die Reue doppelt.

Als sie schon zurück war, konsumierten wir an einem Nachmittag zu Beginn jenes Jahres Ketamin. Es fehlten noch wenige Tage, bis ein Virus in das Leben der ganzen Welt eindrang und eine echte, planetenweite Quarantäne aufzog, und das ist keine Kleinigkeit, denn genau diese Einsperrung hatte ich im Jahr davor in meinen Wahnideen erbeten: Ich hatte Gott gebeten, er möge die Leute mit ihren Kindern und ihren Haustieren in ihre Wohnungen stecken, eine weite-

re der Paradoxien, die mir die Apophänie auf dem Tablett servierte. In einem Gehirn in dem Zustand, in dem meines damals war, mit den Medikamenten, die ich nahm, und mit der Verletzlichkeit, die ich immer mit mir trage, öffnete diese Dosis eine Tür, die sich niemals hätte öffnen dürfen.

Und was auf der anderen Seite passierte, muss erzählt werden, denn es war kein Rausch und weil daraus meine Art, in der Welt zu sein, für den Rest meines Lebens hervorging. Die Seele löste sich von meinem Körper. Ohne Metapher: Schluss mit dem Körper, Schluss mit den Sinnen, Schluss mit dem Namen und den Rändern. Was von mir übrig war, schwebte in einer Leere, die weder dunkel noch kalt war, sondern voll. Die Kabbalisten haben ein Wort dafür, Ein Sof, das, was keine Grenze hat, das, was jeder Schöpfung vorausgeht; ich wusste damals nicht, dass das einen Namen und eine Tradition hat. Ich wusste, dass ich drinnen war, ohne Kontur, und dass in diesem Nichts, das alle Dinge war, eine Gegenwart war. Augen hatte ich keine, also sah ich sie nicht. Ohren auch nicht, also hörte ich sie nicht. Sie erreichte mich über das Einzige, was mir noch geblieben war, das nackte Bewusstsein, und was mich erreichte, war Gott. Das war die Droge, werdet ihr sagen, und natürlich, und ich werde es nicht bestreiten: Die Tür öffnete eine Substanz, die Türen, die Substanzen öffnen, bezahlt man in Gold, und diese habe ich mit dem schlimmsten Schub bezahlt, den ich je hatte. Nun sagt die Tatsache, dass der Schlüssel chemisch war, aber nichts darüber aus, was hinter der Tür lag. Für den Messias hatte ich mich schon vorher gehalten, in einer anderen Stadt, als eine weitere Wahnidee aus der Sammlung. Jenes Mal war anders: Es war das Jahr, in dem mein Gott und meine Krankheit sich berührten, und ich habe sie seither nie wieder ganz trennen können.

Der klinische Name steht daneben und nimmt dem nichts. In der Manie mit Psychose passt die Wahnidee meist zur Stimmung (die Handbücher sagen stimmungskongruent), und das heißt, dass ein euphorischer Mann nicht wahnhaft glaubt, man verfolge ihn: Er glaubt wahnhaft, man habe ihn auserwählt. Die Größe, die Mission, das Geheimnis, das nur er versteht, Gott, der ihm ins Ohr spricht. Die Handlung sucht die Stimmung aus; die Psychose steuert einzig die Überzeugung bei. Und die mystische Wahnidee ist die älteste und die billigste zu bauen, denn das Gehirn stellt nichts Neues her: Es greift nach dem Wertvollsten, das es aufbewahrt, und bläst es auf, bis es das Zimmer füllt. Wenn du einem Kind, bei dem das mystische Kabel seit jeher lose hängt, einen Nachmittag Ketamin hinlegst, an dem es Gott berührt hat, ist das Material schon ser-

viert. Die Erfahrung war meine, und ich bestreite sie nicht. Was die Manie mit ihr gemacht hat, war, sie zu befördern: Aus ich habe Gott gespürt wurde ich bin der, den Gott geschickt hat. Die Grenze zwischen einer Erfahrung und einer Wahnidee liegt nicht in dem, was man fühlt. Sie liegt darin, dass der Zweifel aufhört.

Das Prodrom kam mit Filmkulisse. Meine Geschwister und ich kamen aus Rom zurück, von einer Reise in die Heimat meiner Mutter, auf der sie schon gemerkt hatten, dass ich vollständig dekompensiert war, und die von vorne bis hinten konfliktreich verlief. Wir sahen diese Stadt so leer, wie sie niemand gesehen hat, seit es den Tourismus gibt: Wir landeten dort genau an dem Tag, an dem Italien schloss. Im Flugzeug zurück schrieb ich Lidia, dass ich wegen der Verteilung der Erdnüsse sauer aufgewacht sei, und sie antwortete mir, ach du Armer, ich würde ja zu Hause schlafen. Drei oder vier Tage nach der Rückkehr fuhr sie in die Stadt ihres Ex, und die Ansprache des Ministerpräsidenten, in der er den Alarmzustand verhängte, sah ich allein, in unserer Dachwohnung. Und ich sah sie nicht nur: Ich filmte mich dabei. Irgendwo liegt ein Video von mir, in dem ich dieses Dekret live kommentiere, mitten im Schub, mit einer Stimme, die Angst macht, und schlicht brutale Dinge sage. Von all meinen Schüben bewahre ich solche Aufnahmen auf, von innen gemacht, von dem, der sie gerade durchmacht, und ich habe nichts Vergleichbares im Internet gefunden. Vorerst bewahre ich sie auf, mehr nicht.

Zwei Tage vor dem Alarmzustand, ganz früh am Morgen, schrieb ich meiner Mutter das Folgende, und es kommt in genau der Reihenfolge, in der es aus meinen Fingern kam: dass sie, wenn ihr Sohn sie umbringe, mit einem Lächeln auf den Lippen sterbe. Dass sie eingeschlossen bleiben müssten, bis das vorbei sei. Dass das Virus eine Erfindung sei und ich es nicht hätte. Dass ich vor Glück über mein Opfer weinen werde. Dass es mir furchtbar leidtue, so einen Wirbel gemacht zu haben, dass es aber keinen anderen Weg gebe. Und zehn Minuten später das Ehrlichste, was ich in diesem ganzen Monat gesagt habe: dass ich mir das vielleicht alles ausdenke und dass das nichts mit dem zu tun habe, was ich wirklich denke. Sie antwortete, was eine Mutter darauf antworten kann: was für eine Last ich da mit mir herumschleppe, warum ich wieder paranoid und aggressiv sei, ob das heiße, dass ich die Medikamente abgesetzt habe und allen etwas vorspiele. Und als sie sah, dass da kein Hereinkommen war, trat sie zurück: Wenn ich es so sehe, dann los; sie würden auf Abstand bleiben, falls sie gebraucht würden; und sie liebten mich. Am nächsten Tag, während das Land in

den Alarmzustand eintrat und ihr Sohn ihr erklärte, das Virus sei ein Schwindel, schickte sie mir eine Nachricht, um mir zu sagen, dass sie etwas vergessen habe: ob mir eine Tortilla oder eine Pizza lieber sei. Und dass sie hoffe, ich sei ihr nicht böse. In diesen zwei Zeilen stecken meine Mutter ganz und diese Krankheit ganz: eine Frau ohne ein einziges Fachwort im Mund, ohne irgendein Werkzeug und ohne irgendeine Schuld, die warmes Essen anbietet und sich entschuldigt, falls sie stört.

Und danach kam die Sache mit den Rollläden. Ich stand vor dem Haus meiner Mutter und fing an, mit Fäusten dagegenzuschlagen, und schrie, Papa sei da drin, lebendig, bei mir. Mitten auf der Straße, brüllend, in einem Ort, der hermetisch verriegelt war. Drinnen waren meine Mutter, meine Schwester und Lidia, die am dritten Tag zurückgekommen war, weil meine Familie sie darum gebeten hatte. Sie kam nicht herunter. Das erfuhr ich ein Jahr später, und ich erzähle es, wo es hingehört, denn was es mit meinem Kopf gemacht hat, war keine Kleinigkeit. Sie nahmen mich fest, und aus dem Krankenwagen gingen drei Nachrichten hintereinander ab, die sie aufbewahrt hat: dass ich wieder im Krankenwagen sei; alles, nur nicht wieder das Krankenhaus, das sollten sie mir nicht antun, das sei nicht gerecht; dass ich etwas Besseres wolle, als wie ein armes Tierchen eingesperrt zu sein. Die letzte Zeile jenes Tages habe nicht ich geschrieben. Sie schrieb sie, eine Weile später: dass sie bei mir sei. Ich hielt es im Schub keine zwei Wochen Quarantäne aus. Auf der Station tauchte sie keinen einzigen Tag auf.

Von drinnen habe ich wenig behalten, und das Wenige habe ich vollständig, und ich setze es in der Reihenfolge her, in der es geschah, denn die Reihenfolge ist die Hälfte dessen, was man verstehen muss.

Gleich beim Hereinkommen ließ man mich in einem kleinen Raum, damit ich mich umziehe und den Schlafanzug und die Gummisandalen anziehe. Und da blieb ich und wartete, dass jemand käme. Es kam niemand. In diesen Tagen kam nirgendwo jemand, das Personal überrannt und der Planet von innen zugeschlossen. Also ging ich. Ich öffnete die Tür, der Flur war menschenleer, hinten sah man den Ausgang des Krankenhauses, und niemand hinderte mich daran, weil niemand da war, der dazu in der Lage gewesen wäre. Ich lief los durch das Gewerbegebiet, um zu sehen, ob mir jemand eine Zigarette gäbe. Ich fand niemanden. Buchstäblich niemanden: Auf dem ganzen Weg begegnete mir kein einziger Mensch. Heruntergelassene Rollläden, tote Straßen, die Stille eines Landes, das in seinen Wohnungen saß, und ich mittendrin im Krankenhauss-

chlafanzug und mit Gummisandalen, ein Spaziergang durch die Kulisse des Weltuntergangs. Ich kam an der Halle vorbei, die man als Leichenhalle hergerichtet hatte, mit den Särgen darin, und ich sah es, ohne es zu sehen, denn in diesem Zustand registrierte ich nicht, was vor mir lag. Ich ging zum Friedhof, wo mein Vater und meine Großeltern liegen, der ist in der Nähe, um ihnen meine Aufwartung zu machen: demselben Vater, den ich gerade schreiend vor ein paar Rollläden gerufen hatte und den ich jetzt unter der Erde besuchen ging, und der Widerspruch streifte mich nicht eine Sekunde, denn die Psychose hat eine eigene Logik, und in ihr passt alles zusammen wie auf einem sauber gezeichneten Plan. Es war das dritte der drei Male, die ich schon angekündigt habe: das an der Stelle, wo man ihn gefunden hat, das mit den Rollläden und dieses, und alle drei mit derselben Zeichnung, ein kaputtes Gehirn, das auf denselben Mann zuläuft. Ich kam nicht an. Man fand mich, wie denn sonst. Man findet dich immer.

Und deshalb haben sie mich fixiert. Ich schreibe es mit dem Grund voran, denn der Grund ist die Hälfte der Sache: Man hat mich nicht fixiert, weil ich erregt war; man hat mich nicht fixiert, weil ich mich gewehrt hätte (ich habe mich nicht gewehrt, ich habe mich in meinem ganzen Leben keiner Einweisung widersetzt); man hat mich nicht fixiert, um irgendetwas zu stoppen, was in diesem Zimmer geschah, denn dort geschah nichts. Man hat mich fixiert, weil ich spazieren gegangen war.

Es taten ein Pfleger und eine Krankenschwester, und ihnen halte ich nichts vor, die waren überrannt, ohne Mittel, und taten, was auf dem Papier steht. Was man aber erklären muss, ist, was eine mechanische Fixierung ist, denn man hört man hat ihn festgehalten und stellt sich etwas fast Vernünftiges vor, in der Art, jemandem den Gurt anzulegen. Darum geht es nicht. Es geht darum, alle vier Gliedmaßen an ein Bett geschnallt zu haben, auf dem Rücken, ohne dich umdrehen zu können, ohne dich kratzen zu können, ohne Wasser trinken zu können, außer es kommt jemand und hält dir das Glas hin, stundenlang und manchmal tagelang. Und eine Präzisierung zugunsten des Krankenhauses, denn das Bild, das die Leute haben, kommt aus dem Kino, und man muss es genauso sagen: Die Gurte sind nicht mehr aus Leder, sie sind breit und aus Baumwolle, und sie lassen die Handgelenke nicht blutig zurück. Das stimmt. Und es ändert nichts an dem anderen.

Das andere ist, dass niemand ein Wort an mich richtete. Weder davor noch währenddessen noch danach: kein Satz, der mir erklärt hätte, was man mit mir

macht, wie lange es dauert oder was man von mir erwartet, damit es aufhört, und über dieses Schweigen habe ich in sechs Jahren mehr nachgedacht als über die Gurte. In mir war keine Erregung: Da war Panik, verrührt mit Ungläubigkeit, und diese Mischung wünsche ich niemandem. Auf der einen Seite der Körper, ans Bett geschnallt; auf der anderen der Kopf, der wiederholte, das sei unmöglich, doch nicht mir, das macht man doch nicht mit einem Menschen. Und obendrauf das, was nie zur Sprache kommt, wenn die Sache in einer Talkrunde diskutiert wird: einen Fremden bitten, dass er dich saubermacht. Dass er dir die Bettpfanne hinhält. Dass er dich löffelweise füttert wie ein Baby, mit dem Blick an der Decke. Ich habe einige Wahnideen gehabt, und die Wahnideen wirken neben dem da wie etwas Vernünftiges. Wahnhaft war das Zimmer. Wahnhaft war das Verfahren.

Und ich habe mich gewehrt. Es stimmt, dass die Gurte nicht wehtun, wenn du still liegen bleibst, und ich habe mich trotzdem bewegt, denn in meinem Kopf war der Festgeschnallte nicht ich: Es war ein anderer, dem man etwas antat, aus dem man ihn herausholen musste. Ich führte die Handgelenkmanschetten zum Mund und nagte sie durch. Mit den Zähnen und mit dem Hals, wie ein Tier in der Falle, bis ich sie abgerissen hatte. Und kaum hatte ich welche abgerissen, kamen sie und legten mir neue an. Vier Sätze Gurte habe ich in drei Tagen gefressen. Drei Tage. Das ist das, was unter dem Nebensatz steckt, den dieses Buch seit der ersten Seite schreibt.

Und jetzt erinnere dich, Leser, an den Absatz, den ich dich aufzuheben gebeten habe, den mit dem Nagel in der Wand. Mit dreizehn hat mich einer dieser Männer aus dem Internet an ein Bett gefesselt. Er machte mich bewegungsunfähig, vergewaltigte mich so und machte Fotos. Als der Pfleger den Gurt festzog, wandte er ein Protokoll zur mechanischen Fixierung an; mein Nervensystem war derweil zwanzig Jahre entfernt und in einem anderen Zimmer. Die Immobilisierung allein ist schon für jeden ein gewaltiges Trauma. Bei mir eröffnete sie nichts: Sie riss mit der Genauigkeit eines Durchschlags wieder auf. Und auf dieser Station konnte das niemand wissen, denn niemand hatte mich je danach gefragt: weder bei diesem Aufenthalt noch bei denen davor noch in einer einzigen Sprechstunde in zwanzig Jahren. Ich kämpfte also nicht gegen die Gurte jener Nacht. Ich kämpfte gegen die anderen.

Danach kam das Virusprotokoll: neunzehn Tage isoliert in einem geschlossenen Zimmer, ohne einen Reiz, ohne eine Stimme, ohne einen anderen Menschen zu berühren, ein Trauma, das man nicht einmal Häftlingen zumutet. Die

ganze Welt in ihren Wohnungen eingeschlossen, und ich eingeschlossen innerhalb der Einschließung. Und dort, bis auf den Grund entleert, blieb ich wieder allein mit dem nackten Bewusstsein, und die Gegenwart war immer noch da. Es zeigt sich, dass man an denselben Ort auf zwei entgegengesetzten Wegen gelangt, indem man sich bis zum Platzen füllt oder sich bis zum Verschwinden leert: das Ketamin oder die Zelle. Und ich betete, und nicht darum, dass man mir die Tür öffnete: Ich betete darum, dass das da etwas bedeutete, denn ein Leiden mit Bedeutung hält man aus, und eines ohne Bedeutung trägt kein Körper.

In drei Wochen war mein einziger menschlicher Kontakt ein Pfleger, der jeden Abend auftauchte, immer zur selben Zeit, mit den Medikamenten. Kahl, in Uniform, effizient. Er blieb mit dem Becherchen in der Tür stehen und ließ unweigerlich dieselbe Frage fallen.

„Wie geht es dir?“

Und die Frage war ernst gemeint, das wusste ich damals und dabei bleibe ich. Diesem Mann war völlig klar, dass eine Virusisolation obendrauf auf eine psychiatrische Einweisung eine Grausamkeit war, die zu einer anderen hinzukam, die schon beträchtlich war, und er fragte, weil es ihn kümmerte. Und trotzdem klang es wie ein schlechter Scherz, und jedes Mal, wenn ich es hörte, hätte ich das Zimmer auseinandernehmen können. Wie geht es dir. Wie geht es dir. Nicht einmal gewöhnliche Häftlinge werden so isoliert. Die, die wirklich Schaden angerichtet haben, lässt man nicht drei Wochen ohne ein Gesicht, und ich war dort, weil mein Gehirn ein Sturm war, den ich weder erbeten hatte noch anhalten konnte. Und trotzdem wartete ich auf diese Stunde, wie man auf einen Besuch wartet. Der Rest war ein Zimmer, ein Fenster und mein Kopf. Bis zur Entlassung habe ich niemanden mehr gesehen.

Und jetzt das, was sich eingenistet hat, und das ist der Teil, der in keinem Bericht auftaucht. Jene Kette, die ich schon erzählt habe, die mit dem Krankenwagen, dem kleinen Raum und der Tür, die von außen geschlossen wird, hatte seither am Ende ein Glied mehr, und dieses Glied war nicht mehr eingebildet. Die Ärzte nennen es behandlungsinduziertes Trauma, das ist der Schaden, den der Akt des Heilens selbst anrichtet, wenn er nicht auf die Geschichte dessen schaut, den er vor sich hat; und was es hinterlässt, nennen sie institutionelle Phobie, und auf Deutsch heißt das, lieber ein Prodrom allein in einem Zimmer durchzustehen, als noch einmal den Ort zu betreten, an dem man dich festgeschnallt hat. Da schließt sich der grausamste Kreis dieser Krankheit, und in

meinem Fall hat er sich mehrmals geschlossen: Aus Angst verzögert man die Einweisung, die Verzögerung macht sie schwerer, und je schwerer sie ist, desto mehr Angst hinterlässt sie fürs nächste Mal. Das ist die versteckte Rechnung der Gurte, und sie steht nicht an den Handgelenken, die Handgelenke heilen in vier Tagen.

Bei Uniformen macht der Körper genau das Gegenteil, und das ist von allem hier das Schwerste zu erklären. Sie schießen mich nicht hoch: Sie schalten mich aus. Vor einer Dienstmarke oder einem weißen Kittel mache ich mich klein, die Stimme geht mir weg, ich sage zu allem ja, ich kooperiere und bedanke mich auch noch. Deshalb verstummte ich schlagartig, als die Ortspolizei bei der Sache mit den Rollläden kam, und deshalb bin ich überallhin auf eigenen Beinen mitgegangen, ruhig, mit einer Fügsamkeit, die jedem, der zusah, bei einem Mann, der eben noch mitten in der Nacht einen Toten angeschrien hatte, fast komisch vorgekommen sein muss. Wer aufgewachsen ist, indem er Schläge von der Autorität bekam, kommt nicht auf die Idee, sich gegen sie aufzulehnen: Er gehorcht schneller als alle anderen und hebt es sich für später auf. Ich habe Jahre gebraucht, um das laut sagen zu können, und an dem Tag, an dem ich es endlich dem Arzt erzählte, der danach kam, erzählte ich es weinend, mit der absurden Scham dessen, der sich für etwas entschuldigt, das man ihm angetan hat.

Man entließ mich mitten im laufenden Alarmzustand, und ich zog zehn Meter von meiner Mutter entfernt ein, und ihre Nachrichten aus diesen Wochen sind das, was einer Behandlung am nächsten kommt von allem, was ich in diesem ganzen Frühling bekommen habe: wie es mir gehe, ob ich gegessen habe, ich solle eine Jacke anziehen, es sei kühler geworden. Und dazwischen immer dieselbe Frage: ob die Psychiaterin mich schon angerufen habe. Als sie endlich anrief und mich in vier Fragen abfertigte, sagte mir meine Mutter, ich solle schon mal den Termin für die Spritze holen, und sie selbst sagte den in einem anderen Krankenhaus ab, der zu nichts mehr nütze war. Eine ältere Frau, am Telefon, mitten im Lockdown und während sie mir das Abendessen machte, organisierte die psychiatrische Weiterbetreuung eines Sohnes, der gerade von einer Station gekommen war. Und an einem dieser Vormittage schickte ich ihr einen langen Text über die ängstliche Bindung, das mit dem Fürsorgenden, der nur zeitweise da ist, und dem Kind, das seine Kindheit damit verbringt, zu messen, ohne je zu wissen, ob er da sein wird. Sie antwortete, das sei hochinteressant, sie wünschte, sie hätte es viel früher gelesen, jetzt verstehe sie mich sehr viel besser, und ich solle ihr verzeihen, dass sie es nicht gemerkt habe. Und in

der Nachricht danach, ob ich das auch meiner Schwester geschickt hätte, sie finde, die müsse es lesen. Sie verteidigte sich nicht, sie diskutierte nicht, sie warf mir nicht vor, ich schriebe irgendetwas um. Drei Wochen nach einer psychiatrischen Station, mit einer hermetisch geschlossenen Welt, taten meine Mutter und ich endlich das, was wir in vierunddreißig Jahren nicht getan hatten: uns einander erklären.

Und es gibt etwas aus jenem Jahr, das ich nicht sehen konnte: Meine Tante, die Schwester meines Vaters, starb an dem Virus, und wir haben sie nicht beerdigt, denn damals wurden die Toten davon nicht beerdigt. Ich hatte die Angabe in meiner eigenen Familie, mit Nachnamen und allem, und das Gehirn, bei dem sie ankam, war nicht in der Lage, sie zu bearbeiten. Und Lidia hinterließ mir von außen schriftlich das, was ich auch nicht sehen konnte: dass der Klinikaufenthalt positiv gewesen sei, wenn ich im Schub war, und dass sie das Gefühl habe, ich ziehe sie in meinen Schub hinein, und dass sie auch deshalb gegangen sei. Jahre später, als es nichts mehr zu reparieren und niemanden mehr zu überzeugen gab, schrieb ich ihr das Einzige, was es gab: dass ich mich wirklich in sie verliebt hatte, dass es mir deshalb so schwerfiel zu verzichten, und dass daraus jene rachsüchtige Ader von mir im manischen Zustand entstand. Es ist das einzige Mal in all meinen Archiven, dass ich meinen eigenen hässlichen Anteil benenne, ohne dass ihn mir jemand gerade vorhält.

Kapitel 34 · Der sechsundzwanzigste Stock

Vom ersten Jahr mit Namen und mit dem Salz bleibt mir ein Fleck, und es gibt Gründe dafür: Es war das erste mit ernsthafter Medikation und auch das erste, in dem ich die Euthymie überhaupt streifte. Diese Waffenruhe besteht nicht darin, ein gewöhnlicher Mensch zu werden; sie besteht darin, man selbst zu sein, aber mit ruhiger See, mit ihren grauen Böen und ihrem Grundrauschen. Und die Waffenruhe hatte anfangs ihren Preis: Sedierung, Langsamkeit und ein Gedächtnis, das in Sprüngen arbeitete. Ich kam aus dem Lockdown-Aufenthalt heraus, arbeitete, machte ein Aufbaustudium, ging in Therapie und tat niemandem weh. Und in diesem Zustand bot mir zu Beginn jenes Herbstes ein Psychiater in der Privatpraxis an, die Diagnose zu überprüfen. Und das ist genau das, was ein Kranker mit Anosognosie hören will, seit dem Tag, an dem man sie ihm gestellt hat. An diesem Satz festgeklammert, setzte ich das Depotpräparat noch in diesem Herbst ab, ohne es jemandem zu sagen. Und als der Winter kam, setzte ich das Lithium ab. Beides. Auf eigene Faust. Niemand hat es mir genommen, und niemand hat es gemerkt, denn ein Mann, dem es seit ein paar Monaten gut geht, gibt keinerlei Zeichen, dass er irgendetwas fallen gelassen hat. Er gibt das gegenteilige Zeichen: Es geht ihm gut.

Das ist es, was die Ärzte den Verlust der Adhärenz nennen, und bei dieser Krankheit verliert sie die Hälfte der Patienten irgendwann, und nicht aus Dummheit: wegen der Sedierung, wegen der Kilos, wegen der Trauer um die Hochphasen, die man vermisst, auch wenn sie einem das Leben zerlegt haben, und vor allem wegen des Mechanismus, der in diesem Buch schon seinen Namen trägt, des Mechanismus, dass es einem gut geht und man das als Beweis dafür nimmt, dass es nichts zu behandeln gab. Bei mir kam noch die Drehung der Schraube mit dem Salz hinzu: Jede Tablette war die meines Vaters. Und was passiert, wenn der Stimmungsstabilisator abgesetzt wird, ist seit über dreißig Jahren gemessen: Von denen, die das Lithium abrupt absetzen, wird ungefähr die Hälfte in den Monaten danach rückfällig, der Rückfall geht meist nach oben, in die Manie, und er kommt umso schneller, je abrupter der Schnitt

war. Wer es im Winter absetzt, steht im Frühling ohne Bremse da, und wenn er außerdem nicht schläft, trinkt, allein ist und ihm der Boden weggezogen wird, hat er die vier Bedingungen beisammen, die bei einem Typ eins einem Schub vorausgehen. In jenem Winter brachte ich alle vier zusammen, und die letzte brachte mir das Telefon.

Denn in genau diesen Wochen kam die Blockierung. Ich hatte ein Jahr lang nicht mit Marta gesprochen, und in diesem Jahr hatte ich getan, was ein Mann tun kann, um sich anständig zu benehmen: ihr nicht zu schreiben. Und an einem Tag jenes Winters schrieb ich ihr, um zu fragen, wie es ihr gehe. Sie antwortete in derselben Minute: hallo, dem Hund gehe es super, sie freue sich riesig, dass es mir gut gehe, und über meine Therapie, und ich solle gut auf mich aufpassen. Wir redeten darüber, dass sie ins Kino gehe, über die Kälte, darüber, dass es den ganzen Tag Schneeregen gegeben habe. Drei solche Gespräche, freundlich, ohne jede Tragweite. Ich wollte nicht zu ihr zurück. Ich wollte eine einzige Sache, und ich kam nicht mehr dazu, sie zu sagen: den Hund sehen. Und beim dritten Mal blockierte sie mich ohne Vorwarnung. Ich fragte, wie ihr Wochenende gewesen sei. Sechzehn Minuten später, ob sie mich wieder blockiert habe und weshalb. Und eine Minute später schrieb ich die letzte Nachricht eines viereinhalbjährigen Gesprächs: dass man Dinge sagt, dass es überhaupt nicht nötig gewesen sei, es so zu machen. Niemand antwortete. Ich schickte ihr eine SMS und bat um einen Abschluss mit einem Minimum an Würde, sie solle mir das nicht antun. Nichts. Und man muss mit derselben Genauigkeit sagen, was an ihrem Ufer stand, denn es steht in ihren eigenen Sätzen, und ich konnte es nicht lesen: dass ich gut auf mich aufpassen solle, dass sie nichts beabsichtige. Das ist keine Tür, die sich öffnet. Das ist die Formel, mit der man ein Gespräch schließt. Sie verabschiedete sich schon am ersten Tag, und ich las eine Tür, wo ein Abschied stand.

Und was das mit meinem Kopf gemacht hat, war keine Traurigkeit. Es war ein Kurzschluss. In einem Gehirn wie meinem wird Zurückweisung nicht wie eine Nachricht verarbeitet: Sie wird wie eine Bedrohung verarbeitet, mit demselben Schaltkreis, mit dem ein anderer verarbeiten würde, dass man ihn verfolgt, und sie steht mit ihrem Namen in der Diagnose: Zurückweisungsempfindlichkeit. Und eine Blockierung ohne Abschluss ist die reinste Form der Zurückweisung, die es gibt, denn sie hat kein Warum, an dem man sich festhalten könnte, und kein Lebwohl, auf das man antworten könnte: Sie ist eine Tür, die aus der Wand verschwindet. Mein Kopf las keine Blockierung. Er las auf einen

Schlag alle abrupten Abbrüche meines Lebens, angefangen bei ihren: der Koffer im Winter des ersten Klinikaufenthalts und die Beerdigung meines Vaters, zu der sie nicht kam. Das ist bei einem Mann, der seit Wochen ohne Lithium ist und nicht schläft, kein Ärgernis. Das ist ein Streichholz in einem Zimmer voller Gas.

Wo ich war, denn das hat nie jemand erzählt. Im Wohnzimmer im Haus meiner Mutter, im Ort, auf einem Klappbett schlafend, mit dem Fernseher daneben und dem Leben des Hauses über mir. Ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der sich jeden Morgen mit seinem Bett zusammenklappt. Ich arbeitete von dort aus, eingeschlossen, und die Agoraphobie fing an, mir die Straße zu versperren. Ich trank täglich. Ich schlief nicht. Und in diesen Wochen machte ich mit Judit Schluss, einer Frau, mit der ich seit ein paar Monaten zusammen war und die zu dem Erwachsensten gehört, was durch diese Geschichte gegangen ist, mitten im Prodrom, am Telefon und schlecht. Sie bot mir an, es persönlich zu beenden, wie Erwachsene. Ich ging nicht hin. Ich bat Marta per SMS um das, was ich Judit am Telefon verweigerte, und sah es nicht. Wie jemand, der die Brille sucht, während er sie aufhat.

Und mitten in all dem wurde ein Dreiergespräch mit Lidia organisiert, mit der besten Absicht der Welt und mit der gegenteiligen Wirkung. Dort erfuhr ich aus ihrem eigenen Mund, was am Tag der Rollläden passiert war: dass sie im Haus war, bei meiner Familie, und nicht heruntergekommen ist, und dass sie auf der Station keinen einzigen Tag auftauchte. Zu erfahren, wie nah sie gewesen war und dass sie beschlossen hatte, nicht näher zu kommen, entzündete in mir eine Wut, die ich nicht kannte. Das schreibe ich nicht, um zu rechtfertigen, was ich danach tat. Ich schreibe es, damit man es versteht. Und außerdem gab es welche, die mithalfen. Zwei Fremde, die sich als Internetermittler vorstellten, beschlossen, Lidia ihre Nachmittage zu widmen: Sie fingen an, ihr Leben im Netz nachzuverfolgen, und brachten mir eine fertig montierte Erzählung. Was diese Erzählung sagte, ist egal; wichtig ist, dass mein Kopf sie komplett kaufte. Eine Paranoia, die man allein fabriziert, fällt unter ihrem eigenen Gewicht zusammen. Eine Paranoia mit zwei Zeugen, die dir nach und nach Screenshots zeigen, steht aufrecht. Und ich ging in den sozialen Netzwerken auf Lidia los, und nicht mit der Unordnung dessen, was ich Jahre zuvor mit Marta gemacht hatte, sondern mit Struktur, mit einer inneren Logik, die ein Gehirn im Schub aufgebaut hatte. Ich war viel systematischer. Und genau deshalb habe ich mehr Schaden angerichtet.

Ein paar Wochen später setzte sie mir schriftlich hin, was sie monatelang zurückgehalten hatte: ob ich endlich verstehe, warum sie gegangen sei, nämlich weil mir die Folgen dessen, was ich tat, und die Leute um mich herum egal seien. Und ein paar Tage später, mit nummerierten Punkten, die bestgeordnete Zusammenfassung jenes Jahres, die je jemand für mich gemacht hat: Ich war schlecht dran; man musste stoppen, und es gab keine Möglichkeit dazu, wegen der Drogen und wegen des Messias-Wahns; sie hatte keine Werkzeuge; ich war eine Mauer für jede Rückmeldung, steckte in einem kognitiven Tunnel. Drei Tage bevor ich diese Liste bekam, hatte ich ihr angekündigt, meine Therapie sei praktisch abgeschlossen. Ein Mann, der verkündet, er sei geheilt, während man ihm den Tunnel von innen beschreibt. Und dazwischen schrieb ich zwei Sätze, die ich heute lese als das, was sie sind: dass ich nicht bipolar bin und dass ich Marcos bin. Sie verabschiedete sich anständig: dass ihr Körper nicht in Ordnung sei, dass sie mich blockieren müsse, dass wir uns aus gesundheitlichen Gründen eine Pause geben sollten. Sie wünschte mir Glück beim Umzug und bat mich, auf mich aufzupassen. Zwölf Tage später steckte ich in der Gruppe des nächsten Kapitels.

Vor dem Hotel passierten noch zwei Dinge. Raquel rief mich an, und ich fuhr dorthin, wo sie damals wohnte, und in dieser Nacht konsumierte ich wieder. Wer mir gegenübersaß, kannte meine Geschichte in- und auswendig: die Klinikaufenthalte, das, was genau diese Substanz ein Jahr zuvor mit meinem Gehirn gemacht hatte, die neunzehn Tage Isolation, die Gurte und die exakte Verletzlichkeit des Moments, in dem ich war. Und ich wusste es, während ich es tat. Es war der schlechte Weg, ja, und der andere Weg, es ohne alles auszuhalten, machte mir noch mehr Angst. Und in der Woche davor, mit fertig aufgebautem Prodrom und der Kränkungserzählung, die mich jede Nacht auffraß, nahm ich das Auto meiner Mutter und fuhr allein auf den Berg mit dem Kloster, ohne jemandem zu sagen, wohin ich fuhr. Ich suchte die genaue Stelle, an der Marta und ich Jahre zuvor an der Abenddämmerung eines großen Tages miteinander geschlafen hatten, während das Kloster ringsum verstummte. Dieses Mal gab es nur Wind, Stein und einen Mann von fünfunddreißig Jahren, der an derselben Stelle festgenagelt stand, denselben Horizont ansah, vollkommen allein. Und dort überfiel mich eine Gewissheit ohne einen einzigen Riss: Ich hatte sie verloren. Was biss, war nicht das. Es war die Art und Weise. Dass die Frau, die mich wahrscheinlich in ihrem ganzen Leben am meisten geliebt hatte, mich gelöscht hatte, ohne sich zu verabschieden und ohne mir auch nur irgen-

detwas vorzuwerfen. Es war nicht, dass sie mich verlassen hatte. Es war, dass ich aufgehört hatte, für sie zu existieren, und das ist etwas anderes und beißt an einer anderen Stelle. Ich fuhr den ganzen Berg hinunter mit einer Frage, die keine Antwort hat: Wenn jemand wie sie mich auf diese Weise auslöschen konnte, was war ich dann.

Also leg alles zusammen, denn das hat nie jemand getan, weder ein Gericht noch ich selbst bis vor Kurzem. Ein Mann von fünfunddreißig Jahren auf dem Klappbett im Wohnzimmer seiner Mutter. Ohne Lithium seit dem Winter und ohne Depotspritze seit dem Herbst. Täglich trinkend. Ohne Schlaf. Mit der Agoraphobie, die ihm die Straße versperrt. Mit einem Ketaminrückfall obendrauf, vor jemandem, der genau wusste, was das ein Jahr zuvor mit ihm gemacht hatte. Mit zwei Fremden, die ihm eine Paranoia mit falschen Beweisen fütterten. Mit einer Beziehung, die er selbst beendet hatte, und einer anderen, die er in den Netzwerken gesprengt hatte. Und unter all dem die Lücke, die Marta ohne ein Wort hinterlassen hatte, und das war die einzige, die er nicht benennen konnte. Sieben Dinge ineinander verflochten, sechs davon meine oder die von Leuten, die nicht sie waren, und über den sieben eine unbehandelte Krankheit. Es war kein Mann, der eines Tages beschloss, jemandem wehzutun. Es war ein ganzes Gebäude, das auf einmal einstürzte.

Ein paar Tage nachdem ich von dort heruntergekommen war, mietete ich ein Zimmer in einem hohen Hotel in der Stadt. Sechsundzwanzigster Stock, Barcelona darunter und ich, der es ansah, als wäre ich der König der Welt. Und man muss sagen, um welches Hotel es sich handelte, denn ich habe es erst Jahre später zusammengesetzt, und mit dieser Angabe liest sich die Episode anders: Es war dasselbe Hotel und derselbe Stock, in dem Marta und ich in der Nacht der Versöhnung geschlafen hatten, frisch wieder verliebt, das erste Mal in meinem Leben, dass ich so einen Ort betrat. Zuerst stieg ich allein zu der genauen Stelle auf dem Berg hinauf, an der wir zusammen gewesen waren; ein paar Tage später mietete ich das Zimmer, in dem wir geschlafen hatten. Ein Mann, der überzeugt ist, dass er auf eigene Faust verrückt wird, und der in Wirklichkeit einen nach dem anderen und ohne es zu wissen die Altäre seiner eigenen Geschichte besucht. Ich setze es her, weil es der sauberste Beweis ist, den ich dafür habe, dass das kein Hass war. Es war ein Gehirn ohne Bremsen, das blind nach dem suchte, was es am meisten geliebt hatte.

Ich kaufte zwei Flaschen und fuhr hinauf. Und jetzt das Fenster. Ein sechsundzwanzigster Stock hat eine Glasfront von oben bis unten und die ganze

Stadt darunter, bei Nacht, mit ihren Lichtern, und einem Mann ohne Zügel, ohne Schlaf und ohne Boden kommt das nicht wie eine Aussicht vor. Es kommt ihm wie ein Ausweg vor. Der, der in diesen Stock hinaufgefahren ist, war nicht dorthin gegangen, um jemandem wehzutun. Er war dorthin gegangen, um nicht zurückzukommen. Und er hatte das Glück, oder die Gnade, dass die Polizei vor ihm ankam. Was in diesem Zimmer in den beiden folgenden Nächten geschah, weiß ich nicht mehr.

Kapitel 35 · Die Sprachnachrichten

Die Gruppe gehörte mir. Ich hatte sie vor einiger Zeit eröffnet, unter dem Namen, den ich damals benutzte, in einer dieser Messenger-Apps, und ich benutzte sie so, wie man so einen Ort benutzt: um abzuladen. In jenem Winter machte ich sie mit zwei Sätzen wieder auf, dass ich dort eine Sammlung meiner Sprachnachrichten hochladen werde und dass, wer sie sich anhöre, sie mir bitte frontal widerlegen solle. Und ich lud vierzig und ein paar am Stück hoch, manche eine Viertelstunde lang. Daraus wurde am Ende eine Art Forum mit Treffen per Videoanruf; ich rief zu Debatten auf und bat um Fotos von Graffiti und von Geldscheinen mit einem Etikett darauf. Das war der Raum. Und mein Konto war wegen Meldungen schon eingeschränkt worden.

Die Fremden kamen an einem Abend herein, fünfzehn auf einmal, und einer von ihnen erzählte mir, woher sie kamen: aus einer Klatschgruppe, in der sie seit drei Tagen meinen Namen im Mund führten. Von da an war die Kurve dieses Raums exakt die Kurve meiner Episode, in Nachrichten und in Leuten: Es wurden fast zweihundert, die auf dasselbe schauten, und fast alles schrieb ein knappes Dutzend. Und was sie diesem Mann sagten, steht geschrieben, und ich setze es genau so her, denn wer das hier liest, muss sehen, was man auf diesem Bildschirm las: Du bist ein Unverstandener, das Beste ist, sich das Leben zu nehmen und eine Ebene aufzusteigen. Bring dich um und hör auf zu leiden. Ich bin gekommen, um einen Suizid live zu sehen, und da ist nur so ein Typ, der um Kohle bettelt. Du hast keine Eier, zu springen. Immer wieder, an verschiedenen Tagen. In der ersten Nacht, während ich Bier trank, korrigierten sie mir das Getränk nach oben, zu Gin. Ich benutzte den Alkohol seit Jahren, um mir die schlaflosen Nächte herunterzuholen, und sie wussten es, weil ich es live erzählte, und was sie taten, war, den Alkoholgehalt zu erhöhen. Und sie schoben in beide Richtungen gleichzeitig: Einer schrieb, sie sollten Marta anrufen, und ein anderer, am selben Nachmittag, ich hätte keine Eier, sie anzurufen; wenn ich von ihr sprach, dass Marta mich hasse, dass ich für sie nicht existiere. Wenn

jemand wissen will, wie man einen Manischen zwölf Tage am Stück am Brennen hält, soll er diese zwei Wochen lesen. Es ist ein Handbuch.

Und es gibt etwas, das man nicht mehr lesen kann, ohne dass einem die Seele herunterfällt. Ich hatte dort auf eigene Faust veröffentlicht, wo ich drei Tage später sein würde: ein Retreat in den Bergen, mit Leuten, mit dem Namen des Anwesens und des Dorfes, mit der Bitte, dort nicht anzurufen. Ein Pflanzen-Retreat, zu dem ich mit meiner Diagnose niemals hätte fahren dürfen, das aber wenigstens Menschen war und Berge und Stunden ohne Bildschirm. Drei Tage lang war das der Witz der Gruppe. Und am Vorabend erklärte es einer mit vier Worten für tot, und vier Stunden später schrieb ein anderer: Ruf ein Taxi und fahr ins Hotel. Zwei Minuten später klebte ein anderer einen Link zu einer Hotelseite hinein. Dass ich, wenn ich im Hotel ankäme, alles filmen solle. Dass ich mich im Zimmer verschanzen solle. Der Tag des Retreats war der Tag mit der Polizei vor der Tür.

Und jetzt der Teil, der mich am meisten kostet, und das ist ihrer. Von diesen zwei Wochen sind neun Tage ein Mann im Schub, der vor Fremden von der Frau spricht, die er liebte, in Schwällen. Dass sie eine Wucht sei. Dass sie nie die Nächste gewesen sei, dass sie SIE gewesen sei, so, in Großbuchstaben. Dass sie nicht der Hafen sei: dass sie der Ozean sei. Dass sie meine Seelenverwandte sei. Und als einer anfing, Witze über ihren Namen und ihren Körper zu machen, sprang ich auf, um sie zu verteidigen, und da steht es geschrieben. Und da steht auch, von demselben Mann und aus denselben Tagen, ein Satz, den ich mit einem Kloß im Hals lese: dass ich Marta nicht nachstellen werde. Und da steht das andere, und das ist auch von demselben Mann: ob sich jemand traue, sie anzurufen und ihr alles zu erklären; wer der Erste sei, der sie anrufe; und ihre Nummer, von mir geschrieben, dreimal. Alle drei Male kamen aus meiner Tastatur. Und ein Satz vom selben Tag, der besser als jeder andere porträtiert, wo ich war: dass ich einen Telefonanruf davon entfernt wäre, für immer eingesperrt zu werden. Ich wusste es. Ich schrieb es. Und ich machte weiter.

Und dann kam diese Nacht, und ich erzähle sie, wie sie war. Ich trank eine ganze Flasche, und es gibt Leute aus dieser Gruppe, die es von sich aus schriftlich festgehalten haben, indem sie mich fragten, wie es der Flasche gehe, es ist also nicht einmal meine Erinnerung. Mit dem da drinnen und mit dem Schub auf voller Leistung rief ich sie an. Und ich rief sie noch einmal an. Und noch einmal. Und irgendwann in diesen Morgenstunden riss es mir den Kopf vollständig weg, und ich fing an, ohne Ende aufzunehmen. Stunden von

Sprachnachrichten, mit kaputter Stimme, eingenommen von hartem Alkohol und vom Wahnsinn. Brutale Morddrohungen, Abartigkeiten, die mein Kopf mit der Souveränität dessen herstellte, der glaubt, er erzähle gerade der ganzen Welt die Wahrheit. Ich sagte, ich würde ihr mit einer Astschere die Wirbelsäule durchtrennen. Ich veröffentlichte ihre Daten. Und meine. Und irgendwann, nach Stunden von Sprachnachrichten, schrieb einer von ihnen: Na, jetzt hast du sie bedroht. Und ich antwortete in genau dieser Minute, in vier Nachrichten hintereinander: Ach was. Das war ein Scherz. Getrolle. Und zwei Minuten später lud ich die nächste Sprachnachricht hoch. Ich erzähle es, weil es exakt das ist, was in meinem Kopf vorging: Ich glaubte, ich gäbe einem Saal eine Vorstellung, ich spielte für ein Publikum, das mir applaudierte. Und in derselben Nacht, in demselben Raum, teilte ich Fotos von uns aus den guten Jahren, mit dem Stolz dessen, der zeigt, was ihm gehört, und einer antwortete, sie sei sehr hässlich. Ich sprang auf, als hätte man mich selbst beleidigt, und antwortete ihm mit einer Sprachnachricht, mit der ganzen Großspurigkeit, die in den Schüben aus mir kommt: dass Marta die schönste Frau sei, die ich kennengelernt hätte, die schönste, die seine Augen je sehen würden, und die schönste des ganzen Universums und der Multidimension. In derselben Nacht, in der ich das andere sagte.

Jemand aus dieser Gruppe hat Marta die Sprachnachrichten zukommen lassen. Das ist es, was bei ihr ankam, und ich werde es um kein Komma abschwächen, denn was bei ihr ankam, ist wahr, und die Angst, die sie hatte, ist wahr. Was man an diesen Sprachnachrichten verstehen muss, entschuldigt sie nicht, es erklärt sie nur: Was aus meinem Mund kam, war kein Plan und kein Wunsch. Es war das Material, das mein Kopf zur Hand hatte. Und mein Kopf steckte seit fünfundzwanzig Jahren im Internet und hatte allen Horror gesehen und gelesen, den man dort drinnen sehen und lesen kann. Wenn man einem solchen Gehirn mit Alkohol und Psychose die Bremse wegnimmt, greift es nach dem Schrecklichsten, was es gespeichert hat, und spuckt es aus. Deshalb habe ich, als ich sie später hörte, nichts wiedererkannt. Keinen einzigen Satz. Es war nicht mein Wortschatz. Es war die Kanalisation, in der ich seit fünfundzwanzig Jahren schwamm, die aus einem Mund ohne Bremse herauskam. Nichts davon führte irgendwohin, und es führte auch nirgendwohin. Aber es kam bei ihr an. Und das ist das, was ich nicht in Ordnung bringen kann.

Am nächsten Tag rief das Hotel den Sicherheitsdienst, der Sicherheitsdienst bekam mich nicht aus dem Zimmer, und sie riefen die Polizei; die anderen

übertrugen es live im Raum, wie jemand, der ein Spiel kommentiert: dass das Hotelpersonal angerufen habe, dass ein Polizist vor der Tür stehe, dass die Polizei schon im Zimmer sei, und einer schlug vor, als es schon vollkommen überflüssig war, jemand solle im Hotel anrufen und sagen, dass der drinnen einen Schub habe.

Am späten Nachmittag kamen sie herein. Und diesen Teil erzähle ich nicht aus dem Gedächtnis, denn aus dem Gedächtnis habe ich nichts: Das Handy lag aufnehmend auf dem Tisch, und die Aufnahme ist da, zweiunddreißig Minuten, die ich ein paarmal abgespielt habe mit dem Gefühl, einen Fremden zu hören, der meine Stimme benutzt. Es geht genau so, mit dem, was man hört.

Das Erste, was man hört, ist Bach, in voller Lautstärke auf dem Laptop, und über Bach die Tür und zwei neue Stimmen. Ich lag im Bett, vollkommen nackt, bis oben hin zugedeckt mit Laken und Tagesdecke und mit dem Kopf draußen, und ich bewegte mich nicht.

„Wie geht es Ihnen?“, sagt eine der Stimmen.

„Ich bin der Messias.“

Ich sagte es so, ohne die Stimme zu heben und ohne jede Eile, wie jemand, der eine Verwaltungsangabe macht. Und sie machten mit ihrem Teil weiter, und das verblüfft mich an der ganzen Aufnahme am meisten: zwei Menschen, die ihre Arbeit mit einem Anstand machen, den ich nicht erwartet hätte.

„Haben Sie psychiatrische Vorerkrankungen?“

„Ich bin Trillionär.“

Und dahinter, in derselben Salve, dass die Mutter von wem auch immer die Königin sei, dass sie verstehen müssten, was in diesen Tagen auf der Welt geschehe, und ein Satz, der mich verfolgt, weil er der einzige der zweiunddreißig Minuten ist, der die Form eines juristischen Arguments hat.

„Ich bin betrunken vor Liebe. Nicht von Drogen.“

Irgendwann fragen sie mich nach den Regeln. Denen des Hauses, denen des Hotels, denen, über die ich mich seit zwei Tagen hinweggesetzt hatte, ohne mitzubekommen, dass es sie gab. Und hier ist das, was mich an dieser ganzen Geschichte wirklich interessiert.

„Welche Regeln? Er hat Marta nicht angerührt.“

Das sagte ich. Vor der Polizei. In der dritten Person, als spräche ich von einem anderen. Und ich sprach ja auch von einem anderen: In dieser Minute gab es in meinem Kopf einen Mann, über den ich den Beamten Rechenschaft ablegte, einen Dritten, den ich gegen einen Vorwurf verteidigte, den ihm noch nie-

mand gemacht hatte, während auf dem Telefon, das gerade aufnahm, vierzig Sprachnachrichten lagen, die sagten, was sie sagten. Beides im selben Körper, am selben Tag und mit derselben Stimme. Und eine Kleinigkeit, die ich auch aufbewahre, weil sie den Zustand besser porträtiert als jede andere: Die Beamtin, die zuerst hereinkam, hatte einen dieser klassischen Doppelnamen, und nach ein paar Minuten nannte ich sie schon bei der Kurzform, mit der Vertraulichkeit dessen, der glaubt, alle seien zu seinem Fest gekommen.

Sie führten mich wahnhaft hinaus, und ich war mir auf dem Weg nach unten sicher, dass das alles Teil eines größeren Plans war, den nur ich zu verstehen imstande war. Von der Fahrt bleibt mir nichts. Mir bleibt das Aufwachen: ein Bett, in dem ich mich nicht bewegen konnte, der Geschmack alter Münzen, der im Mund auf mich wartete, und eine Gewissheit, die schon aus dem Absturz mitkam, nämlich diesmal etwas getan zu haben, das man nicht mit monatlichen Raten in Ordnung bringt. Und ich hatte recht.

Sie brachten mich ins Krankenhaus im Süden, weil es im nördlichen keine Betten gab, und dort befragte mich der Richter. Nicht in einem Saal und nicht in einer Robe: in einem geliehenen Büro, mit einem Laptop auf einem Tisch und einem Gesicht in einem Rechteck auf dem Bildschirm, und einem Arzt neben mir, bis er nicht mehr da war. Das ist eine Zwangsunterbringung von innen gesehen, und man muss sie beim Namen nennen: ein Vorgang, der am Ende die Erzählung des Gesundheitssystems für gut befindet und fast nie die des Patienten, und der damit endet, dass einem Menschen die Bürgerrechte für eine Zeit ausgesetzt werden, die ihm niemand nennt. Mich ließen sie dort allein. Als ich sah, dass niemand zurückkam, minimierte ich den Videoanruf, ging in meine Mails und schrieb mir auf einen Klebezettel die Nummern, die ich während des Aufenthalts anrufen wollte und nicht auswendig konnte. Ich versteckte den Zettel in der Unterhose. Dann schenkte ich mir einen Schnaps Handdesinfektionsmittel in eines dieser Papierbecherchen ein, die es auf den Stationen gibt, mit der Verzweiflung, die ein Alkoholiker im Entzug hat, und kippte ihn in einem Zug. Ich bat darum, telefonieren zu dürfen, sagte, es sei meine Freundin, und rief Marta an. Ich sagte: Hallo, Marta, ich rufe aus dem Krankenhaus an. Sie legte auf, als sie meine Stimme hörte. Und ich werfe es ihr nicht vor, weil ich weiß, was auf ihrer Seite war, und das ist auch gemessen: Eine Stimme, die mit einer Bedrohung verknüpft wurde, kommt im Gehirn nicht als Stimme an, sie kommt als die Bedrohung an, über einen kurzen Weg, der die Angst auslöst, bevor die Hirnrinde die Wörter verstanden hat. Auflegen ist an diesem Punkt kei-

ne Entscheidung. Es ist ein Reflex. Das Wort Krankenhaus ging über den langen Weg und kam an, als das Telefon schon aufgelegt war. Danach rief ich Jordi an, einen Freund aus dem Ort und von jeher, und er erzählte mir, dass er gerade jemanden aus seinem Haus verloren habe, ganz plötzlich. Ich brach vollständig zusammen, mit meinem Vater obendrauf und der Frau vom zweiten Klinikaufenthalt obendrauf, wurde aggressiv gegen einen Pfleger, der versuchte, körperlich etwas mit mir zu machen, ich weiß nicht mehr, was, und man fixierte mich. Dieses Mal mit mehr als genug Grund. Nach sieben Tagen verlegten sie mich ins Krankenhaus im Norden, das meiner Krankenakte. Im Entlassungsbrief steht manische Dekompensation mit psychotischer Symptomatik, und bei den Suchtanamnesen steht, dass meine Mutter über eine Zunahme des Alkoholkonsums in den letzten Wochen berichtete und dass der Patient es trotz Konfrontation bestritt. Das ist der Mann, der diese Sprachnachrichten aufgenommen hat: einer, den man acht Tage später an ein Bett schnallen musste und der bestritt, getrunken zu haben, während die Flaschen noch im Zimmer standen.

Und in diesem Kapitel, dem über das Schlimmste, was ich je getan habe, muss erklärt werden, wie ein Schub von innen ist, denn was danach kommt, steht vollständig auf der Vorstellung, dass das eine Entscheidung von mir war. Zuerst geht der Schlaf, das ist schon erzählt; dann beschleunigt sich das Denken, und das Gefühl ist nicht Krankheit, es ist Klarheit; danach schaltet sich die Bremse ab, die, die die Folgen abwägt, und das habe ich schon erklärt. Und es gibt etwas, das die Leute über die Manie nicht wissen, weil sie sie sich als Euphorie vorstellen: Etwa jede dritte ist gereizt und feindselig, und die verbale Feindseligkeit ist ein genauso lehrbuchmäßiges Symptom wie das Nichtschlafen. Körperliche Aggression dagegen ist selten, und wenn sie auftritt, richtet sie sich fast immer gegen einen selbst. Was aus diesem Hotelzimmer kam, war das Erste, in seiner reinsten Form. Solange das andauert, hat der, der es erleidet, keinen Zugang zu dem Werkzeug, mit dem man bewertet, was man tut; er benutzt es nicht falsch: Er hat es nicht vor sich. Deshalb kennt das Strafrecht als Schuldausschließungsgrund die seelische Störung, die es unmöglich macht, zu verstehen, was man gerade tut. Und deshalb kann man auf den ewigen Satz, aber du hast es getan, weder mit Ja noch mit Nein antworten. Man antwortet darauf dies: Es tat mein Körper, mit meiner Stimme und mit meinem Telefon, im Auftrag eines Gehirns, das in diesen Tagen nicht das war, das ich bin. Und dann ist da der Teil, der mir sehr wohl gehört und den ich übernehme: Ich war seit Monaten ohne Behandlung, ich trank, ich schlief schlecht und ich setzte mich

über alle Warnzeichen hinweg. Keine dieser Sachen löst allein einen Schub aus, und alle zusammen machen ihn wahrscheinlicher. Die Episode habe ich nicht gewählt. Was ich gewählt habe, oft und über Jahre, war, ihr nicht alle Barrieren zu setzen, die ich hätte setzen können. Da ist die Linie, und von der weiche ich nicht ab: Für das, was ich in der Psychose getan habe, stehe ich nicht ein, denn da drinnen war niemand in der Lage einzustehen. Für das, was ich heute tue, stehe ich vollständig ein.

Die Gruppe lief siebzehn Tage ohne mich weiter, kommentierte meine Einweisung, diskutierte offen, ob ich auf Station sei oder es mir ausdachte, wie viele Klinikaufenthalte ich schon hätte. Und zwei Tage, nachdem man mich aus dem Hotel geholt hatte, schrieb einer von ihnen den einzigen vernünftigen Satz dieser drei Wochen: dass die ganze Gruppe befleckt sei, dass sie seit Tagen den Messias zu Wahnsinnstaten angestachelt hätten. Ich exportierte sie und löschte sie. Den Beweis dafür, was die anderen getan hatten, bewahrte der Einzige auf, der darin schlecht dastand.

Kapitel 36 · Lidias Vergebung

Ich kam von dieser Station, und im Briefkasten warteten zwei Anzeigen auf mich. Eine war von Lidia, wegen dem, was ich in jenem Winter in den Netzwerken getan hatte. Die andere war von Marta, wegen der Sprachnachrichten. Und dahinter kam die schlimmste postpsychotische Depression, die ich bis dahin gehabt hatte, und wer keine durchgemacht hat, stellt sie sich nicht vor: Es geht nicht darum, traurig zu sein, es geht darum, dass der Hauptstrom abgeschaltet wird. Wieder das Wohnzimmer meiner Mutter, wieder unfähig, durch die Haustür zu gehen, und mit einem einzigen Fenster nach draußen, dem Display des Handys. Durch dieses Fenster kamen sie herein. Die aus diesem Raum: Privatnachrichten von Konten ohne Foto, Stücke meiner Sprachnachrichten, zu Memes gemacht, mit Lachern darüber, du Scheißbipolarer, du Scheißirrer, tu der Welt einen Gefallen. Es gab einen, belesener als der Rest, der mir schrieb, ich solle mich umbringen wie mein Vater. Und die Anrufe mitten in der Nacht, mit unterdrückter Nummer, die im Wohnzimmer meiner Mutter klingelten, um dieselbe Anweisung loszuwerden und unter Gelächter aufzulegen. Sie schossen immer mit demselben: meiner Krankheit. Sie gaben es mir nicht für etwas, das ich getan hatte; sie gaben es mir für das, was ich war. Und ich ging da nicht weg, denn wer im Loch lebt, muss wissen, wie sehr man ihn heute hasst, so wie man auf einen abgebrochenen Zahn drückt, um zu prüfen, ob er noch wehtut. Jeden Abend ging ich hinein, um meine eigene Steinigung zu lesen.

Und gleichzeitig gab es auf genau diesem Telefon und in genau dieser Woche vier Frauen, die vier verschiedene Dinge mit mir machten. Meine Schwester baute die Verteidigung von innen auf: dass ich die Sprachnachrichten mit Drohungen suchen solle, die sie angeblich eingereicht hätten, und mitten in der Nacht die beiden Grenzen, die ich brauchte und nicht hören wollte, dass gar nichts funktionieren werde, wenn ich nicht auf die Ärzte höre, und dass das da kein Gefängnis sei, sondern ein Rehabilitationsverfahren. Du bist nicht im Gefängnis. Meine Schwester musste es mir schriftlich hinsetzen, denn von innen konnte ich das eine nicht vom anderen unterscheiden. Raquel schickte mir Lie-

der, einen Tag nach dem anderen, ohne mich irgendetwas zu fragen, und einen einzigen ernsten Satz, der mehr wert war als das ganze Repertoire: dass sie genau das gemeint habe, als sie mich bat, mich vor der Manie erkennen zu lernen. Prodromerkennung, aus dem Mund einer Frau, die nicht Medizin studiert hatte, drei Jahre bevor mir das irgendein Fachmensch erklärte. Judit war dabei, mir zu verzeihen, das da sei nicht ich gewesen, man sehe das glasklar, und zwei Stunden später kam der Teil, der kein Verzeihen war, sondern eine Rechnung: dass sie ganz genau wisse, was Sache sei, und dass ich mich an sie hätte anlehnen können, statt sie wegzuschieben. Und meine Mutter schrieb mir aus der Notaufnahme, mit dem Zugang im Arm, um sich zu erkundigen, wie es mir gehe. Und dieser Mann war in genau diesen Wochen davon überzeugt, dass ihn niemand trug.

Die Anwältin meinte, es sei nicht ratsam, Lidia zu erzählen, wo das alles hergekommen sei: Beweise gebe es keine, das sei jetzt nicht dran. Meine Schwester rief sie trotzdem an. Lidia ging nicht ans Telefon, also hinterließ sie ihr eine Sprachnachricht, in der sie ihr erzählte, was passiert war. Lidia hörte sie ab. Und was drei Tage später zurückkam, aus dem Mund meiner Schwester, ist das Beste, was mir in diesem ganzen Jahr gesagt wurde: dass sie nicht verstehe, warum ich mich nicht eine Weile von dort entferne und anfange, die Selbstbeherrschung zurückzugewinnen, und dass ich mich wieder verbrennen werde, wenn ich weiter Holz nachlege. Das sagte die Frau, die mich angezeigt hatte, mit allem Recht der Welt, meinen Namen nie wieder auszusprechen. Ich habe zweieinhalb Jahre gebraucht, um mich zu entfernen. Und ich habe mich wieder verbrannt, exakt so, wie sie es angekündigt hatte.

Und dann hatte Lidia einen Traum. Man muss sagen, wer sie war, um die Größe davon zu verstehen: Nihilistin, Philosophiestudentin, überzeugt, dass nichts von alldem irgendetwas bedeutet. Nach einer Reise bewegte sich etwas in ihr, in einem Prozess, der aus dem Leid kam, das sie mit mir durchgemacht hatte, und aus der Nihilistin wurde eine Gläubige. Und in diesem Traum sagte ihr die Jungfrau, ich sei nicht böse, ich sei krank. Dass ich gut sei. Dass sie mir verzeihen müsse. Sie war noch in einer Gruppe, in der auch ich war; ich bat sie um Verzeihung und erklärte ihr, dass ich das nicht gewesen sei, dass ich das nicht absichtlich getan habe. Sie verzieh mir und zog die Anzeige zurück. Über ein Jahr später schrieb ich ihr, um mich dafür zu bedanken, dass sie Verständnis für meine Störung gehabt hatte, und um ihr zu erzählen, dass die Behandlung gut laufe, und sie antwortete ohne einen einzigen Vorwurf und ohne mir eine

einzige Bedingung zu stellen: dass es sie eine Welt gekostet habe, mir zu verzeihen, dass Gott ihr aber geholfen habe und dass sie nicht glaube, sie hätte es ohne Ihn gekonnt. Ich will seit Jahren, dass die Leute mich verstehen. Sie hat etwas viel Schwierigeres getan: mir verziehen, ohne mich ganz verstanden zu haben. Diese Vergebung gefiel nicht allen. Jemand aus ihrer Nähe rief mich per Videoanruf an, während ich mitten in der Psychose war, in vollem Bewusstsein, dass ich alles veröffentlichte, was über das Telefon zu mir hereinkam, und sobald ich es veröffentlicht hatte, verklagte er mich zivilrechtlich wegen seines Bildes. Zivilrechtlich, wo es den Schuldausschließungsgrund nicht gibt: Dort war ich kein Kranker im Schub, ich war ein klarer Bürger, der aus reiner Bosheit Bilder verbreitete. Es kostete mich, was ich nicht hatte, an Anwälten und eine unterschriebene Entschuldigung in einer Sprache, die nicht meine war, in der der, der in die Falle gegangen war, dem, der sie ihm gestellt hatte, schriftlich um Verzeihung bat.

Bei Marta ist das nicht passiert. Marta ging bis zum Ende, bis es ein Urteil gab. Und ich werfe es ihr nicht vor, denn ich weiß, was ihr unterwegs alles auf den Kopf gefallen war, und der, der es ihr eingebrockt hat, war ich: Auch sie riefen die aus dieser Gruppe an, mit den Daten, die ich selbst im Schub veröffentlicht hatte, und mit dem im Rücken das Verfahren bis zum Ende durchzuziehen, ist das, was jeder getan hätte, der nur will, dass die Sache aufhört. Was sich bei mir eingegraben hat, war eine Frage. In der ersten Vernehmung fragte mich ihr Anwalt, ob ich meine Partnerin misshandelt habe, und die Richterin hielt schriftlich fest, dass die Frage unzulässig sei. Daran habe ich zwei Jahre gekaut. Zwei Jahre, in denen ich nachts Sprachnachrichten in einer privaten Gruppe aufnahm, in der außer mir niemand war, und stundenlang mit einer Marta redete, die nicht da war, und ihr antwortete, was man mich in diesem Saal nicht hatte antworten lassen. Damit beschäftigte sich der Mann auf dem Klappbett, wenn das Licht ausging. Damit, ihr zu antworten.

Und diese Sprachnachrichten landeten bei einem Gericht, damit jemand eine einzige Frage beantwortete: ob dieser Mann sich steuern konnte oder nicht. Sie beantwortete ein Gutachter auf einem Blatt, und das Blatt blieb im Gericht. Die Sprachnachrichten nicht. Und eine Sprachnachricht von einem Mann in der Psychose, ohne die Diagnose daneben gehört, gibt keine Auskunft über irgendeine Krankheit: Was sie tut, ist, eine Figur herzustellen. Den Rest besorgt die Wiederholung, und die wird seit fast hundert Jahren untersucht: In jedem Mund wird die Geschichte kürzer, die Details fallen weg, die nicht zu dem passen,

was der Hörende ohnehin schon glaubt, und das Erste, was immer wegfällt, ist der Kontext. Dafür muss niemand in irgendeinem Glied der Kette lügen. Es reicht, es dreimal zu erzählen, und wenn ein paar Leute sich schon entschieden haben, ist es für den Nächsten billiger, dem Entschiedenen zu trauen, als selbst nachzusehen. Eine einzige Angabe, die dagegenspricht, bricht das alles auf, und diese Angabe kam nie, denn der Einzige, der sie hätte geben können, war an ein Bett geschnallt, oder auf einem Klappbett, oder redete nachts mit einer Abwesenden. Und es gab welche, die zuvorkamen: Diese Leute veröffentlichten eine Notiz, in der sie erklärten, der Verantwortliche für alles, was von dort ausging, sei ich. Ein Alibi, einen Monat nach meinem vierten Klinikaufenthalt.

Und in den letzten Monaten jenes Jahres tauchte jemand auf, von dem ich noch nicht erzählt habe. Sie hieß Nerea. Wir hatten uns Jahre zuvor kennengelernt, und ich hatte sie versetzt, eine Versetzung, an die ich mich nicht erinnere, und in jenem Herbst schrieb sie mir ein langgezogenes Hallo und präsentierte mir sieben Minuten später hintersinnig die Rechnung: ob ich immer noch ein Arschloch sei und ob ich die Leute immer noch hängen lasse. Ich antwortete ihr, was ich damals nicht zu sagen gewusst hätte: dass meine bipolare Störung in jener Zeit nicht medikamentös behandelt war. Nerea hielt ihr Leben mit Draht zusammen und trug es mit einer Würde, die ich nie gesehen hatte: eine schlecht bezahlte Stelle und Kinder, für die sie zu sorgen hatte. Und trotzdem machte sie mir Platz. Nach fünf Wochen tat sie das, was in diesem Buch sonst niemand mit mir zu tun wusste: Sie sagte mir, dass sie mich sehr gernhabe, dass sie aber nicht da sein werde, wenn ich zu den Drogen zurückkehre; und dreiundzwanzig Minuten später, damit das nicht wie eine Drohung klinge, dass sie mich in ihrem Leben haben wolle und dass ich ja wisse, wie ihr Leben sei. Und im Winter: dass es nicht bedeute, mich weniger zu mögen, wenn sie sauer auf mich sei; dass sie mich möge, sich selbst aber mehr. In jenem Herbst kam Kira, die Schildpattkatze, und in jenem Winter wurde meine Mutter am Knie operiert, und die, die das Kätzchen all diese Monate bei sich aufzog, war Nerea. Sogar die Angewohnheit, unter die Bettdecke zu kriechen, hat sie dort gelernt. Und ich kümmerte mich um meine Mutter, ich brachte sie ins Bad, ich spritzte ihr das Heparin. Ich habe geliefert.

Und ich habe sie verloren, weil ich mich keine Viertelstunde ins Auto gesetzt habe. Die Klage zog sich über das ganze Jahr; ich verkaufte das Motorrad, um die Anwälte zu bezahlen, und der Alkohol kam durch die Hintertür zurück, ein Bier, um jedes Schriftstück lesen zu können. Ich habe nicht mit irgendje-

mandem angefangen zu trinken. Ich habe mit dem Gericht angefangen zu trinken. Wir wohnten in zwei Orten im Vallès, die eine gute Viertelstunde Fahrt auseinanderlagen; die, die allen Grund hatte, sich nicht zu rühren, war sie, und sie bewegte sich; der, für den alles sprach, war ich, und mich aus dem Haus zu bekommen, kostete immer mehr. Das war keine Lieblosigkeit: Das waren die Agoraphobie und die Depression jenes Jahres, die fünfzehn Minuten Landstraße in eine unmögliche Entfernung verwandelten. Von außen sieht man keine Krankheit. Von außen sieht man einen Typen, der nicht auftaucht. Sie sagte es mir mit allen Buchstaben: dass sie in meinem Terminplan nicht vorgesehen sei; dass es immer das sei, was ich könne, und oft das, was ich wolle; dass Schluss sei mit den Krümelchen. Und es war eine Frau von früher wieder aufgetaucht, von der ich erzähle, wo es hingehört, und die Zeit, die ich Nerea nicht gab, gab ich vor ihrer Nase woandershin. An einem Vormittag am Ende jenes Sommers schrieb ich ihr, es gehe so lala, ich hätte viele Albträume gehabt, und fünfmal hintereinander, dass ich sie nicht verlieren wolle, und mittendrin, ohne jeden Zusammenhang, ob sie wisse, dass ich am Vortag per Videoanruf mit Leuten zusammengesessen hätte, die dasselbe haben wie ich. Sie antwortete darauf und nicht auf das andere. In siebzehn Minuten kamen in dieses Gespräch die beiden Dinge hinein, die die folgenden Jahre entscheiden sollten: die Frau, die ich gerade verlor, und die Selbsthilfeorganisation, die mich am Ende tragen sollte. Mit Nerea passierte dasselbe wie mit Judit und dasselbe wie davor mit Lidia: Ich habe sie nicht verloren, weil ich aufgehört hätte, sie zu lieben. Ich habe sie verloren, weil mein Herz in einem Gericht steckte und in einem dunklen Wohnzimmer, in dem ich mit Marta redete. Krümelchen.

Teil V · DER STURZ

Kapitel 37 · Die Waffenruhe

Das Jahr nach dem mit dem Hotel war das ruhigste der letzten zehn, und genau das können die Leute schwer glauben: dass zwischen zwei Katastrophen dieses Buches ein ganzes Jahr ohne Schub passt, ohne Krankenwagen und ohne ein böses Wort mit irgendwem. Ein Jahr, in dem meine Mutter mich bat, nicht mit dem Auto zu fahren, weil ich zu viele Medikamente intus hatte, und ich ihr schriftlich antwortete, dass sie recht habe. Zu Recht, schrieb ich. Genau dieser Satz hätte drei Jahre zuvor mit einer zugeschlagenen Tür geendet. Dieses Adverb misst besser als jeder Befundbericht, was sich verändert hatte, und was sich verändert hatte, heißt Euthymie.

Die Euthymie ist die normale Stimmung eines Bipolaren, das Stück in der Mitte, ohne Manie oben und ohne Depression unten. Sie bedeutet kein Glück, und sie bedeutet auch keine Gesundheit: Sie bedeutet, dass die Krankheit nicht am Steuer sitzt. Sie ist eine Waffenruhe, und Waffenruhen hält man mit vollkommen unepischen Dingen aufrecht: die anderthalb Tabletten morgens und die zwei abends, immer dieselben Stunden schlafen, immer zu denselben Zeiten essen, nicht trinken, einen Ort haben, an den man morgens geht, und jemanden, dem man vom Tag erzählt. Das mit den sozialen Rhythmen ist schon erklärt, und wenn sie brechen (ein langer Flug, eine Trennung, ein Prozess), kommt die Episode hinterher. Das alles hatte ich in jenem Jahr. Was ich nicht hatte, war fast alles andere, und da ist die Falle, die dir niemand erzählt: Sobald die Krankheit das Steuer loslässt, setzt sich ein Mann ans Steuer, der seit zehn Jahren nicht gefahren ist, mit der Straße, die die Agoraphobie gesperrt hat, mit hundertdreißig Kilo auf den Rippen und mit einer Liste verlorener Menschen, die länger ist als die der Menschen, die ihm bleiben. Mit dieser Krankheit gut dran zu sein bedeutet, den gesamten Wiederaufbau noch vor sich zu haben. Und den Wiederaufbau macht keine Tablette.

Den machte ich, im Wohnzimmer meiner Mutter, mit zwei noch laufenden Verfahren über dem Kopf und mit den Schulden, die das Jahr der Dreierbeziehung hinterlassen hatte und die ich allein abbezahlte, denn die Kredite hatte

ich unterschrieben, auch wenn der Konsum der von mehr als einem gewesen war. Vier Jahre Abzahlen. Im ersten Monat öffnete ich jeden Tag den Kontoauszug, mit der Wachsamkeit, die man einer Wunde widmet. Dann entdeckte ich, dass die Arbeit half: Während ich jemandem sein Problem löste, blieben meinem Kopf keine freien Taktzyklen, um Raten zu zählen. Es war technischer Support; der, der rangeht, wenn etwas kaputtgegangen ist. Es war nicht der Job, den ich gewählt hätte, aber er brachte etwas mit, womit ich nicht gerechnet hatte: ein konkretes Problem einer konkreten Person, die mit einer Stimme anrief, die Hilfe brauchte, und mit einer Stimme auflegte, die sie nicht mehr brauchte. Entweder es funktionierte oder es funktionierte nicht, und für einen Typen, dessen ganzes Leben mehrdeutig war, war das fast eine Behandlung. Vier Jahre lang Monat für Monat zu zahlen hat nichts Heldenhaftes. Es ist eine Übung in Kapitulation: zuzugeben, dass es Folgen gibt, die nicht von allein weggehen, und dass das Einzige, was in deiner Hand liegt, ist, nicht aufzuhören zu zahlen.

Und in diesem ruhigen Jahr tat ich, was jeder tut, der entdeckt, dass ihm niemand geblieben ist: Ich fing an, an alte Türen zu klopfen. Eine davon war die von Nuria. Und das sollte man deutlich sagen, denn es ist oft andersherum erzählt worden: Nuria kam nicht zurück. Ich habe sie gesucht.

Um zu verstehen, was Nuria war, als sie diese Tür öffnete, muss man die um sie herum ansehen. Ihre alten Freunde haben sie nicht hängen lassen: Sie sind erwachsen geworden, was nicht dasselbe ist, auch wenn es sich von innen ziemlich ähnlich anfühlt. Ich selbst hatte ihre Welt im Jahr des Sofas mit meiner verheddert, als ich ihr an ihrem Geburtstag das Beste vorstellte, was ich hatte. Und einer nach dem anderen fanden die aus dieser Gruppe ihren Ausgang: eine Partnerschaft, eine Arbeit, ein paar Kinder, ein Leben, das vorangeht. Nuria blieb, wo sie war, während die anderen sich bewegten. Sie hatte ihre eigenen Gründe und ihre eigene Verletzung, und die gehören nicht mir, um sie zu erzählen. Ich setze es auch nicht als Vorwurf her: Ich habe jahrelang Ähnliches gemacht, um dem, was vor mir lag, nicht ins Gesicht zu sehen. Ich setze es her, weil sie alle, die sich bewegten, mit demselben Wort abfertigte. Man hatte sie verlassen. Von den Ausgängen der anderen sprach sie höhnisch, wie jemand, der eine Kapitulation kommentiert, und was sie da beschrieb, ohne es zu merken, war das, was ihr selbst nach und nach entglitten war. Ich hörte mir diese Bemerkungen eine nach der anderen an und schaute weg, weil ich Gesellschaft brauchte. Und die Regel ist alt, und ich kannte sie: Wer vor dir hinter deren Rücken schlecht über andere redet, wird eines Tages hinter deinem schlecht

über dich reden. Verlassen. Dasselbe Wort, das sie Jahre später mir anhängen sollte.

Damals hatte sich bei ihr etwas bewegt, und dabei war sie, als ich ihr schrieb, ohne auch nur von Weitem zu erwarten, was dann kam. Das reaktivierte sich mit einer Wucht, mit der ich nicht gerechnet hatte, und man muss sagen, was in dieser Wucht steckte, denn das Ende hat den Anfang eingefärbt, und der Anfang war etwas anderes: Nuria gab mir grenzenloses Verständnis. Sie gab mir Zuneigung, sie gab mir Fürsorge und sie gab mir die Schlüssel zu ihrer Wohnung. Sie ging hinunter, um Brot, Eier, Tomaten und Milch zu holen, um mir Frühstück zu machen. Sie kümmerte sich um mich in einem Abschnitt, in dem ich mich um niemanden kümmerte. Sie legte alles in die Waagschale, und ich brauchte das in diesem Moment.

Und jetzt der Teil, in dem ich schlecht dastehe. Das alles hat mich Nerea entfremdet, und nicht zufällig: Ich entfernte mich, weil ich es wählte. Mit Nerea war ich nicht in Ordnung: Ich steckte weiter mitten in der Trauer um Marta, nahm nachts Sprachnachrichten über eine Geschichte auf, die Jahre zuvor zu Ende gegangen war, und ich brachte in diese Beziehung nicht die Hälfte von dem ein, was man hätte einbringen müssen. An einem Tag in jenem Herbst schrieb sie mir die drei Dinge, auf die ich mich konzentrieren müsse, Fitnessstudio, Universität und Arbeit, und eine halbe Stunde später, was sie von mir brauchte, ohne Mehrdeutigkeiten: dass ich da bin, ohne mich zu verrennen, dass ich weiß, dass sie existiert, dass ich nicht verschwinde, dass ich imstande bin, ihr eine Sprachnachricht anzuhören, wenn sie mir eine schickt. Und an demselben Vormittag schrieb sie mir das Schönste, was mir je jemand geschrieben hat: dass ich auf eine so unerwartete Weise wieder in ihrem Leben aufgetaucht sei, dass es kaum zu glauben sei, und dass ich in sehr kurzer Zeit schon Teil ihrer kleinen Familie sei. Das Lob, der Plan und das Ultimatum, alles am selben Tag. Und da tat Nuria das Ihre, und das bestand darin, mir nichts vorzuwerfen: bedingungsloses Verständnis in genau der Minute, in der die andere Tür Rechenschaft von mir verlangte. Ich blieb bei der, die keine Rechenschaft verlangte, und hörte auf, in die zu schauen, die es tat. Ein Gehirn, das da herkommt, wo meines herkam, zieht immer dorthin, wo man keine Rechenschaft von ihm verlangt. Und Nerea gegenüber war das nicht gerecht.

Nuria wollte eine Beziehung, und ich konnte sie ihr nicht geben, und nicht aus dem Grund, nach dem es aussieht. Ich habe sie nie als Partnerin gesehen: Das war keine Entscheidung, das war eine Abwesenheit, und Abwesenheiten

erklärt man nicht, man beschreibt sie. Verliebt habe ich mich immer in Frauen, mit denen man bis vier Uhr morgens über alles reden kann, in die, die eine Welt in sich haben, in die man hineinschauen kann. Mit Nuria habe ich gelacht wie mit wenigen; was es nie gab, war ein Ort, in den man hätte hineinschauen können, und ohne das springt bei einem Mann, der gebaut ist wie ich, nichts an. Sie hat es mir oft gesagt, und nicht im Scherz: dass wir das perfekte Paar wären, wie ich das nicht sehen könne. Dieses Begehren war echt und war ihres. Und hier hört die Euthymie auf, ein Wort zu sein, und wird zum saubersten Beweis, den ich habe: In der Euthymie habe ich sie nie begehrt. Kein einziges Mal in zwölf Jahren. Ich habe sie im Jahr des Sofas begehrt, und ich habe sie wirklich begehrt, aber dieses Begehren saß auf einer Hypomanie obendrauf und erlosch mit ihr; ohne Episode gab es nichts von dem anderen. Sie kam zurück, ich hatte sie monatelang vor mir, mit allen erdenklichen Erleichterungen, und ich wollte nicht. Weder Beziehung noch Bett. Ich habe es ihr auf tausend verschiedene Arten gesagt, und alle klangen für sie nach persönlicher Zurückweisung, während ich ihr beschrieb, wie ich gemacht bin.

Und es gab noch einen Grund, der diesen Abschnitt besser erklärt als jeder andere. Vor Nuria war Raquel zurückgekommen, und die Reihenfolge ist wichtig, denn man hat es jahrelang umgekehrt erzählt: Die, die mich in jenem Jahr wieder aus dem Haus und zu den Orten jener Gemeinschaft brachte, aus der ich weggegangen war, war Raquel. Als Nuria wieder auftauchte, war ich schon wieder drin, und ich wollte nichts mehr von dem, was ich ein Jahrzehnt lang gepredigt hatte. Und trotzdem tat ich, was ich seit meiner Kindheit tue, alle mit allen zusammenbringen, als wäre ein volles Haus dasselbe wie ein Zuhause: Ich stellte Nuria und Raquel einander gegenüber und sagte, schau, das ist die und das ist die andere. Und Nuria sagte ich, was ich aufrichtig dachte, dass sie dort drinnen niemand verurteilen werde, dass sie Freunde finden werde, dass sie vielleicht jemanden kennenlerne. Und sie stieg ein, natürlich. Nur dass die, die sie wollte, ich war. Sie trat also begeistert in eine Welt ein, aus der ich erleichtert hinausging, und diese Welt war genau die, die sie mit mir teilen wollte. Wir gingen im selben Flur in entgegengesetzte Richtungen, und daran war niemand schuld.

Den letzten Tag jenes Jahres erzähle ich vollständig, weil er beides hat. Am Vormittag redete ich mit Nerea. Wir hatten uns verabredet, und ich fing an, die Uhrzeit zu verschieben, weil meine Mutter mir mit dem Plan fürs Mittagessen zugesetzt hatte, und schlug ihr vor, es nach hinten zu legen. Was dann kam,

dauerte neun Minuten, und ich setze es so her, wie es klang, denn so muss man es hersetzen.

„Tut mir leid. Das wird nichts: Das war nicht der Plan. Danke, dass du mir zeigst, wo mein Platz ist.“

„Wir können es anders machen. Ich richte mich danach.“

„Ich habe nichts gesehen, was ich nicht schon gesehen hätte. Deine Mutter gewinnt wieder. Dieses Scheißjahr ist zu Ende.“

„Das nächste wird besser.“

„Für mich ja. Für dich weiß ich es nicht.“

Neun Minuten, und sie hatte es viel früher durchschaut als ich. Und an diesem Abend nahm Nuria mich zum Essen mit ihren Leuten mit. Man stellte mich als Nurias Freund vor und machte mir Platz am Tisch, ohne zu fragen, wer ich sei, und das ergab vollkommen Sinn: Wir waren seit Monaten ein seltsames, platonisches Paar, ohne Sexleben und in allem anderen ein Paar, die Wochenenden, die Serien, die Essen, die Pläne. Aus ihrer Logik heraus war das das Natürlichste; aus meiner ein Ort, an dem ich nicht wusste, was ich da tat. Zurück in ihrer Wohnung spannte sich etwas in mir an. Ich musste aus dieser Dynamik heraus, und mir blieb keine Energie, eine andere aufzubauen, und diese beiden waren der einzige Faden, der mich an so etwas wie ein Sozialleben band. Also blieb ich. Und Nuria wartete weiter.

Kapitel 38 · Die Linie

Nachdem meine Geschichte mit Nerea zerbrochen war, schien Nuria hingenommen zu haben, dass dieser am Boden liegende, medikamentierte Mann nicht mit ihr schlafen wollte. Und jetzt muss ich ehrlich sein, was das betrifft, das ich in ihrer Wohnung suchte, und das war kein Sex. Es war Zuneigung. Ich war kaputt, die Agoraphobie fraß mir die Straße weg und das Gericht hing von der Decke, und das Einzige, was ich auf der Welt brauchte, war, dass jemand sich eine Weile um mich kümmerte. Also klammerte ich mich an die einzige Quelle, die noch offen war: eine Frau, die mich liebte und begehrte und die nichts lieber getan hätte, als mir genau das zu geben, worum ich sie nicht bat.

Die Linie hatte ich gezogen, laut und ohne mir ein Wort zu ersparen. Weder eine Beziehung mit ihr noch eine feste noch eine ohne Etikett noch irgendetwas auf halbem Weg. Kein Sex. Und keine Rückkehr zum anderen, zu den Praktiken meines früheren Lebens, denen mit dem Halsband, die ich erleichtert losgelassen hatte und die ich weder mit ihr noch mit sonst jemandem wieder aufnehmen wollte, aus Gründen, die dieses Buch bereits erklärt hat. Ich sagte es ihr genau so: dass sich seit dem Jahr des Sofas die Dinge verändert hätten, dass ich schlecht dran sei, medikamentiert und frisch aus einer Beziehung heraus, und dass das da schlicht nicht mehr sein werde. Klarer geht es nicht. Und die Linie wurde trotzdem überschritten, und nicht von mir.

Hinter verschlossenen Türen wurden daraus nach und nach Spitzen. Keusche Küsse, von denen, die zu nichts verpflichten und die mich zu allem verpflichteten, weil sie der Spalt waren, durch den das Übrige hereinkam. Und das Übrige waren ihre Hände. Sie befummelte mich, sie betatschte mich, weil sie Lust dazu hatte und weil sie wollte. Mir war es unangenehm, und ich sage unangenehm und nichts anderes. Und hier will ich genau sein, denn das habe ich ein paarmal falsch erzählt, und zwar in beide Richtungen. Es gab keine Hände in der Nacht und nichts dergleichen. Es gab Berührungen und Streicheleinheiten am Tag, im Herumhängen zu Hause, in größerer Menge, als ich wollte. Und jetzt das, was am wenigsten für mich spricht: Ich habe ihr nie Nein gesagt. Nie. Es gab nicht

ein einziges Mal, dass ich ihr ein hey, lass das, ich mag das nicht hingeworfen hätte. Ich habe mich nicht vergewaltigt gefühlt, und ich werde nicht das Gegenteil schreiben, denn es wäre gelogen. Ich habe mich bedrängt gefühlt, unwohl, an einen Ort geschoben, an dem ich nicht sein wollte. Mit Kraft hätte ich mich klar hingestellt. Ich hatte sie nicht. Nein zu sagen verbraucht Energie, auch wenn es nicht so aussieht, und ich betrat diese Wohnung ohne Energie für gar nichts.

Und sie wiederholte immer wieder etwas, das ich in dieser ganzen Zeit nicht zu entkräften wusste: dass der, der sie anfasse, ich sei, im Schlaf, dass ich ihr die Brüste anfasse, ohne es mitzubekommen, und dass ihres deshalb nichts weiter sei, als es mir zurückzugeben. Ich habe sie nie willentlich angefasst, weder schlafend noch wach. Was ich weiß, ist die Wirkung: Jedes Gespräch fing bei mir in den roten Zahlen an, und von dort aus fand ich die Eingangstür nicht mehr. Aus einer erfundenen Schuld kommt kein Nein. Ich habe Jahre gebraucht, um diesen Satz als das zu sehen, was er war, und das ist keine Erklärung, sondern ein Manöver: Der, der protestieren wollte, fängt als Schuldner an und sieht sich gezwungen, etwas zu bestreiten (sie im Schlaf angefasst zu haben), statt etwas behaupten zu können (dass er keine Lust hat, angefasst zu werden). Und ich glaube nicht, dass sie es in böser Absicht aufgebaut hat: Ich glaube, sie hat es nicht gesehen, so wie sie so viele andere Dinge nicht sah, die ihr direkt vor Augen lagen.

Der Name, den ich in meinen schlimmsten Momenten benutzt habe, ist nicht der richtige, und der, den ein Gericht benutzen würde, auch nicht. Nötigung war es nicht: Dieses Wort hat einen präzisen Inhalt, und es hier zu verbrauchen hieße, es Leuten zu verderben, die es unversehrt brauchen. Und es war auch kein armer, wehrloser Mann einer Raubtierfrau gegenüber, das ist die umgekehrte Karikatur und ebenso falsch. Was es gab, hat einen weniger auffälligen und deutlich nützlicheren Namen: eine Erosion. Erodieren ist kein Schlagen; es ist, denselben kleinen Druck auf dieselbe Stelle so lange zu wiederholen, wie nötig ist, und keine dieser Berührungen hätte für sich genommen bei einem unversehrten Mann eine Spur hinterlassen. Der Schaden liegt in der Summe und darin, in welchem Zustand der Boden war. Und den Boden muss ich erklären, denn eine Grenze zu halten ist kein Charakterzug, sondern eine Funktion, und bei dieser Krankheit nutzt sich diese Funktion von beiden Enden her ab. Von unten nutzen sie Erschöpfung und Isolation ab, und wenn die Person, der man Nein sagen müsste, die einzige Bindung ist, die einem bleibt, hört der Preis des

Neins auf, sozial zu sein, und wird existenziell. Ein Mann ohne Partnerin, ohne Straße und ohne Netz, mit einer einzigen Wohnung, in die er an den Wochenenden gehen kann, setzt diese Wohnung nicht wegen einer Hand auf dem Oberschenkel aufs Spiel. Das ist keine Charakterschwäche: Das ist eine Rechnung. Und von oben nutzt sie die Hypomanie ab, und dann beschließt man nicht, den Strich zu überschreiten, den man gezogen hatte: Man sieht nicht mehr, dass man ihn gezogen hat. Ich bin beide Figuren gewesen, und in dem Jahr, das ich gerade erzähle, war zuerst die untere dran und ein paar Monate später die obere. Und es gibt eine Hälfte, von der mich keine Erklärung freispricht: Sie konnte keine Gedanken lesen. Ein mit dem Mund gesagtes Nein hätte diese Situation verändert, und ich habe es nicht gesagt. Dieses Unterlassen gehört mir. Klein und wahr.

Jenes Wochenende auswärts, schon am Rand des Frühlings, erzähle ich vollständig, denn es hatte weit mehr Gutes als Schlechtes. Es lief gut: Wir haben herrlich gegessen, wir sind durch den Ort gelaufen und wir waren so, wie wir seit Monaten waren, ein seltsames platonisches Paar. Wir stiegen nackt in eine ziemlich kitschige Whirlpoolwanne, und ich fand das großartig: Niemand hat mich gezwungen, und ich habe ihr nichts vorzuwerfen. Und es gibt noch etwas, das man laut sagen muss: Nuria hob mir ein Selbstwertgefühl vom Boden auf, das am Boden lag. Sie fand mich schön, mit einem Körper, für den ich mich schämte; Nerea hatte mir vorgeworfen, dass ich zunahm, ohne zu wissen, was Cortisol und Medikamente mit einem Körper anstellen, und Nuria nahm mich, wie ich war, und dazu gefiel ich ihr, wie ich war. Es wäre unfair, das nicht zu schreiben. Das andere war anders. Sie bestand darauf, dass wir eine dieser Sachen aus meinem früheren Leben machten, aus denen, die ich hinter mir gelassen hatte, und sie wollte, dass ich sie ihr mache, und sie fragte weiter danach, nachdem sie mich Nein hatte sagen hören, und ich sagte es mehrmals, bis ich Ja sagte. Da gab es ein Nein. Ausgesprochen, ausdrücklich und wiederholt. Und es gab ein Beharren, das bei diesem Nein nicht aufhörte, sondern weiterging, bis ich nachgab, und ich gab nicht bei einer Kleinigkeit nach: Ich gab genau an dem Punkt nach, den ich als meinen markiert hatte. Ich tat es widerwillig, aus reiner Zermürbung, und ich ging von dort weg mit dem Gefühl, mich selbst verraten zu haben. Ich hänge dem kein juristisches Etikett an und unterstelle keine Absicht, denn ich glaube nicht, dass sie mich zu irgendetwas zwingen wollte. Die Sache ist, dass Beharren mich entwaffnet: Ich gebe am Ende nach, damit es aufhört, und der, der danach mit dem Nachgegebenen das-

teht, bin ich. Dieses Ja hat sie der Erschöpfung abgerungen und nicht dem Begehren, und deshalb bewirkte es das Gegenteil von dem, was sie suchte: Dort verstand Nuria, dass ich sie auf diese Weise nie lieben würde.

Und es gab noch etwas, worum sie mich mit derselben Beharrlichkeit bat, und das kommt in einen eigenen Absatz, denn es hat weder mit dem Vorigen zu tun noch mit irgendetwas, was sie tat, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie bat mich, mich an etwas zu beteiligen, was bedeutet hätte, mich zu einer Straftat anzustiften. Ich sage nicht, zu welcher, denn das ist nicht nötig. Sie bat mich ohne Umschweife darum, wie man um einen Nachbarschaftsgefallen bittet, und da verweigerte ich mich rundheraus und erklärte ihr, warum: weil es mich kopfüber in einen Schlamassel brachte, aus dem ich danach nicht mehr herauskäme, und Schlamassel mit der Justiz hatte ich mehr als genug. Was mich aus dem Konzept brachte, war etwas anderes: zu merken, dass die Tür, die ich geöffnet hatte, damit sie Freunde findet, zu etwas anderem geworden war, und dass ich, ohne etwas dafür zu können, am Ende für eine Sache Rechenschaft ablegen könnte, die ich nicht in Gang gesetzt hatte. Da erodierte mein Vertrauen. Das Muster wiederholt sich in allen drei Fällen: Ich ziehe die Grenze, sie schiebt, und schiebt, und schiebt. Und als die Erzählung gebaut wurde, wer was getan hatte, war die Version, die überlebte, ihre. Ich wurde zum Raubtier und sie zum Opfer. Aus allen Versionen verschwanden meine Weigerung an jenem Wochenende und auch mein Nachgeben, und ich stand ohne respektierte Grenze da und obendrein mit dem Etikett.

Das gesagt, muss ich eine Lanze für sie brechen. In jenem Winter sah ich meine Tochter nach achteinhalb Jahren wieder, und Nuria hat mich enorm ermutigt. Sie stürzte sich in die Sache. Ich schlug ihr in vollem Enthusiasmus sogar vor, sie solle mitkommen, um sie kennenzulernen, und sie war es, die mich mit gutem Urteil bremste: dass das weder der Zeitpunkt noch der Ort sei. Sie stellte sich in dieser Sache auf meine Seite, und monatelang auch in der Sache mit Marta, und das war nicht wenig. Was für mich nicht mehr aufgeht, kam später: Eines Tages drehte sie die ganze Erzählung um und sah mich von da an an, als wäre ich in dieser Wohnung ein Monster gewesen, und verdrehte Dinge, die ihr bis dahin selbstverständlich erschienen waren, und sagte mir obendrein, ich hätte ihr einen Film verkauft. Was ich ihr erzählt hatte, war die kaputte Fassung, die ich damals hatte, und dieses Buch behandelt Marta mit sehr viel mehr Verständnis, als ich es auf jenem Sofa hatte.

Alles in allem und ohne Tricks: weder rettender Engel noch Monster. Nuria hat mir erst viel Gutes und später viel Schaden zugefügt. Um das zu ordnen, benutze ich die Regel, die ich Jordi verdanke und die das ganze Buch durchzieht: Gute Menschen und schlechte Menschen gibt es nicht; es gibt gute Taten und schlechte Taten. Und in meine Spalte gehört diese hier: Jahre später, mitten im Chaos, habe ich Videos aufgenommen, in denen ich falsche Dinge über sie erzählt habe, die sie an einen Ort stellen, der nicht ihrer ist. Von ihrer Seite gab es nie die Absicht, mir einen solchen Schaden zuzufügen. Sie wollte mich, Punkt. Und ich war so kaputt, dass ich am Ende Dinge mit ihr tat, auf die ich keine Lust hatte, und nicht aus Mangel an Zuneigung, denn Zuneigung hatte ich für sie in rauen Mengen, sondern weil ich sie so nicht ansah und nie so angesehen hatte. Da ist alles. Dass sie mir lästig wurde, ist wahr, und das nehme ich nicht zurück. Das andere, das, was ich herausließ, als es mir am schlechtesten ging, hält nicht stand: Es gibt Wörter, die zu schwer sind, um sie irgendwem auf den Kopf fallen zu lassen, und ich weiß gut, wie schwer sie wiegen, denn mir sind einige davon auf den Kopf gefallen, ohne dass irgendein Wille dahintergestanden hätte.

Kapitel 39 · Der Podcast

Es gibt eine Folge des Podcasts, die ich ein einziges Mal gehört und nie wieder abgespielt habe. Es ist die dritte, die letzte, die ich geschnitten habe, und ich habe sie genauso geschnitten wie die beiden davor: mitten in der Nacht, im Wohnzimmer meiner Mutter, mit Kopfhörern, um niemanden zu wecken, die unangenehmen Pausen aufräumen, die Stimmen angleichen, das Lachen herausschneiden, das übereinanderlag, und an den Anfang den Jingle setzen, den ich selbst mit einem kostenlosen Programm komponiert hatte. Ich lud sie hoch, und vierzehn Tage später war ich draußen.

Aber bevor ich erzähle, wie sie mich hinausgeworfen haben, muss ich erzählen, was das war, denn von außen sieht eine Sendung von drei Freunden, die über Kino reden, nach einer Kleinigkeit für den Nachmittag aus, und für mich war sie das nicht. Das Projekt entstand im ruhigen Jahr, auf einem Sofa, zwischen Serien und Filmreihen: Kinovermittlung, von der Sorte, bei der sich drei vor ein Mikrofon setzen und erklären, warum ein Film das ist, was er ist. Die Idee war nicht meine, und ich schulde sie denen, die sie hatten. Die beiden anderen brachten die Stimme und die Ideen ein; ich brachte ein, was ich kann, den Ton, den Schnitt, die Musik und den technischen Teil, die Sachen dorthin hochzuladen, wo man sie hochladen muss. Ohne Bezahlung, natürlich: Dort bekam niemand Geld. Es waren Monate Arbeit, Treffen, Nächte vor der Audiospur und endlose Gespräche, und das gab einem Typen, der seit zwei Jahren die Straße nicht betreten hatte, genau das, was ihm fehlte: eine Routine und einen Ort. Einen Ort, an dem das, was ich konnte, zu etwas nütze war. Und es entstand nicht aus dem Interesse von irgendwem: Es entstand, weil wir Lust hatten, beieinander zu sein, und weil es uns Spaß machte, und das ist der Grund, aus dem Leute normale Dinge tun. Als die Aufnahmen kamen, in jenem Sommer, steuerte ich schon kopfüber auf den Absturz zu, den ich im nächsten Kapitel erzähle, und wir setzten uns einen Monat nach dem schlimmsten Streit meines Lebens vor die Mikrofone, in einer Sendung, die uns auf dem Papier versöhnen sollte. Auf dem Papier. In diesen Wochen war der Schnitt, ohne zu übertreiben,

das Einzige, was mich aufrecht hielt: das einzige Ding in meinem Leben, das Ergebnisse zurückgab, wenn man Stunden hineinsteckte. Auch das haben sie mir genommen.

Wie sie mich hinausgeworfen haben, ist schnell erzählt, denn es gab nichts zu erzählen. Kein Gespräch, kein Anruf, keine Nachricht, die gesagt hätte, bis hierher und nicht weiter. Die beiden anderen haben es beschlossen, und wie sie zu diesem Beschluss kamen, ist ihre Sache, und ich weiß es nicht. Im Archiv jenes Monats bleibt keine einzige Zeile: weder das Gespräch, in dem es beschlossen wurde, noch der Augenblick, in dem ich es erfuhr, noch das, was ich an diesem Tag sagte. Es bleibt die Spur, und die Spur hält Monate. Ein paar Wochen später schreibe ich meiner Schwester, dass ich down bin, weil die Sendung ohne mich weitergegangen ist, und ich sah sie vom Bürgersteig aus an, wie man ein Haus ansieht, in dem man gewohnt hat. Etwas später rutscht mir mitten in einem Streit der einzige Satz heraus, der sagt, wie ich es innerlich erlebte: dass ich nicht wisse, was sie gesehen habe und was ich in diesem Monat angestellt hätte. Und die Antwort beginnt damit, etwas vorauszusetzen, von dem ich nicht wusste, dass es vorausgesetzt wurde: dass es dabei nicht nur um diesen Monat gehe. Im Herbst schon, mit allem anderen obendrauf, fasse ich es meiner Schwester in einer Frage zusammen, die ich mir bis heute nicht beantworten kann: ob das wirklich, ernsthaft, alles wegen eines beschissenen Podcasts gewesen sei. Und im Winter hört die Auslöschung auf, eine Deutung von mir zu sein, und wird ein Satz mit Subjekt und Prädikat: dass ich im Konto der Sendung blockiert bin.

Denn sie beließen es nicht dabei, mich hinauszuwerfen. Die Folgen, in denen ich vorkam, wurden gelöscht, und man nahm sie mit exakt denselben Themen ohne mich neu auf und veröffentlichte sie erneut, als hätte es die frühere Fassung nie gegeben. Und das erkenne ich als der frustrierte Historiker, der ich bin, auf Anhieb: Im kaiserlichen Rom war es üblich, den in Ungnade gefallenen Kaiser aus den Verzeichnissen zu tilgen, seinen Namen aus den Inschriften zu meißeln, seine Statuen einzuschmelzen und seinen Körper in den Tiber zu werfen, damit keine Erinnerung daran blieb, dass er existiert hatte. Damnatio memoriae nennen es die Bücher. Mir löschte man die Arbeit, als hätte ich sie nie gemacht. Mit einem Detail, das der Sache sogar die Größe nimmt: Die Sendung erschien weiter, mit meinem Jingle darin und ohne meinen Namen.

Und dem muss man den genauen Namen geben, und der ist nicht Heuchelei, denn mit Heuchelei erklärt man fast nichts. Er heißt Höflichkeitsstigma, und

Goffman hat es vor sechzig Jahren in dem Buch beschrieben, in dem fast alles beschrieben ist, was in diesem Kapitel vorkommt: Das Stigma steckt an. Wer neben dem Markierten steht, bekommt einen Teil der Markierung ab, und er bekommt ihn allein dadurch, dass er dort stehen bleibt, ohne etwas getan zu haben. Das hat eine Folge, die nicht von schlechten Menschen herrührt, sondern von ganz gewöhnlichen: Den Bezeichneten zu verteidigen kommt teuer. Es kostet Ruf, es kostet Freunde, es kostet, dass man dich noch mit demselben Gesicht ansieht wie vorher. Und in einer kleinen Gemeinschaft wie dieser, in der jeder jeden über zwei Ecken kennt und in der es Frauennetzwerke gibt, deren Aufgabe es ist, vor gefährlichen Männern zu warnen, Netzwerke, die nötig sind und die wirklich Frauen retten, heißt, sich neben einen Mann zu stellen, über den eine Warnung kursiert ist, sich selbst auf die Liste zu setzen. Deshalb kam niemand herunter, um mich aufzuheben, als ich hinfiel. Nicht weil sie grausam gewesen wären, sondern weil, mit mir in der Sendung zu bleiben, mit meinem Namen im Abspann und meiner Musik im Vorspann, hieß, meine Markierung zu tragen. Und das macht man, ohne es zu beschließen, in kleinen Teilen, die von selbst laufen: Es ist kein Rauswurf, das Projekt hat nur eine andere Richtung genommen; die Verantwortung verteilt sich auf zwei, bis sie niemandem mehr gehört; und vor allem wird der andere in eine Kategorie umgeräumt, in der die Fürsorge nicht mehr gilt. In der Erzählung jenes Sommers hatte ich aufgehört, eine Person zu sein: Ich war eine Angelegenheit. Angelegenheiten fragt man nicht, wie es ihnen geht; man erledigt sie. Und was den Mechanismus so fein funktionieren lässt, ist, dass man von innen nichts davon merkt, damals nicht und heute nicht. Es gab Leute aus dieser Gemeinschaft, die es von innen sahen und es mir sagten, aber sie sagten es mir später, als es nichts mehr kostete, es zu sagen, und genau das sagt das Höflichkeitsstigma voraus.

Und es fehlt der zweite Teil. In der psychischen Gesundheit nennt man ihn doppelte Viktimisierung, und er beschreibt etwas sehr Genaues: Wer eine Störung hat, dem reicht die Krankheit nicht, sondern er bekommt obendrein einen zweiten Schlag, den ihm die anderen dafür geben, dass er sie hatte. Der erste gehört dir, und du hast ihn nicht gewählt: die Episode, das, was dein Kopf tut, das, was du sagst, ohne bremsen zu können. Den zweiten geben sie dir: dich beiseiteschieben, dich löschen, dir den Gruß entziehen, dich wie ein Problem behandeln statt wie einen Kranken. Und der Unterschied zwischen beiden trägt dieses ganze Buch: Für den ersten war ich nicht verantwortlich; für den zweiten waren sie es. Einen Schub wählt niemand. Mich zu löschen haben alle gewählt,

die mich gelöscht haben. Und ich schreibe es nicht, um es einzutreiben. Ich schreibe es, weil ein Leser mit meiner Diagnose dieses Buch zuklappen könnte in dem Glauben, er habe sich selbst verdient, was man ihm antut, wenn man ihn ausschließt. Er hat es sich nicht verdient.

Und ich weiß schon, was man denken kann, denn es ist das, was Marta denken würde, die immer zuerst nach dem Grund des anderen sucht: dass die beiden es auch nicht wussten. Das stimmt, und ich unterschreibe es genauso, wie ich es ihr unterschreibe. Aber es gibt einen Unterschied, der in ihrem Fall anders wiegt, und das ist der einzige Vorwurf, den ich mir erlauben werde. Marta wusste nichts, weil es ihr niemand gesagt hat: In vierzehn Jahren war ich nicht imstande, ihr den Namen dessen zu sagen, was ich habe, und das Wenige, was ich ihr sagte, sagte ich ihr mit dem alten Namen. Ihnen habe ich es gesagt. Sie kannten meine Klinikaufenthalte, sie kannten die Sache mit den Gurten, sie kannten meine ganze Geschichte, weil ich sie ihnen auf diesem Sofa erzählt hatte. Und als ich in jenem Herbst am Boden zerstört war, kam die Antwort schriftlich, ich behauptete, bipolar zu sein, um mich aus der Verantwortung zu ziehen. Das ist kein Nichtwissen. Das ist es zu wissen und umzudrehen. Unwissenheit hebt die Wirkung nicht auf, aber sie hebt den Vorwurf auf, und die beiden hatten die Unwissenheit nicht auf ihrer Seite.

Und damit man sieht, wo der zweite Schlag landete, muss ich erklären, wie es damals mit der Straße stand. Die Agoraphobie erscheint nicht schlagartig; sie richtet sich ein, wie sich die Dinge einrichten, die kommen, um zu bleiben: erst ist sie eine Vorliebe, dann eine Gewohnheit, dann eine Notwendigkeit und am Ende eine Unmöglichkeit. Die Vorliebe, zu Hause zu bleiben, bildete sich in den Jahren der Sitzungen mit Marta, als die ganze Welt in eine Wohnung passte und das Zuhause der einzige Ort ohne Variablen war. Die Gewohnheit richtete sich mit der Pandemie ein, die genau dann kam, als die Vorliebe reif war, und ich dachte mit einer Erleichterung, die ich mich nicht laut zu sagen traute: Ich bin es nicht, die Welt ist dorthin gekommen, wo ich schon war. Die Klinikaufenthalte verschlimmerten es, denn jede Rückkehr von einer Station nach Hause schob die Straße ein Stück weiter weg, und hinausgehen bedeutete nun die Möglichkeit, jemandem zu begegnen, der mich erkannte. Die Notwendigkeit kam mit den Anzeigen, und im Jahr der Sendung bestimmte sie schon alles: bis zur Haustür hinunterzugehen war eine Expedition, und der Körper trug all diese Jahre mit sich herum. Diesem Mann, der kaum zu etwas anderem das Haus verließ als zum Aufnehmen mit ihnen, nahm man die Aufnahme.

Und dass diese Auslöschung bei mir drei Jahre gedauert hat und nicht drei Wochen, hat einen Fachnamen, den ich erkläre, wo er hingehört: Ein Verlust ohne Körper, ohne Papier, ohne Handlung und ohne Datum hat keinen Ort, an dem er sich ablegen ließe, also kreist er weiter, bis er eine ähnliche Szene findet, in der er landen kann. Die Sendung erschien weiter. Mit meiner Musik und ohne meinen Namen. Das ist ein Verlust ohne Leiche, und deshalb hat er sich nicht geschlossen. Einem Gehirn, an dessen Medikation seit fast einem Jahr niemand etwas verändert hatte, geht so etwas nicht vorbei: Es bleibt ihm angeschaltet. Und dass niemand die Pflicht hatte, mich in einem Projekt zu behalten, das nicht meines war und das hieß, wie es heißen wollte, habe ich nie bestritten und werde es auch hier nicht bestreiten. Die Wirkung hing nicht von der Pflicht ab.

Kapitel 40 · Der Tag, an dem es anfing

An jenem Frühlingsmorgen wies ich die letzte Überweisung an. Am späten Vormittag gab mir der Bildschirm eine Null zurück: vier Jahre meines Lebens, um den Rauch eines Jahres Manie zu bezahlen. Ich hatte erwartet, etwas zu spüren, und es kam nichts. Keine Erleichterung, keine Genugtuung, kein Abschluss, den ich mir seit dem ersten Zahltag ausgemalt hatte. Eine nackte Null, und damit basta.

Zwei Stunden später brachte mir der Postbote, per Einschreiben, den Schriftsatz der Nebenklage, den von Marta, im Verfahren wegen der Sprachnachrichten. Sie forderten Jahre Gefängnis für mich. Ich las den Antrag. Ich rückte vom Computer ab, ging in die Küche, trank ein Glas Wasser, kam zurück und las ihn noch einmal. Er sagte dasselbe. Ich nahm ein Beruhigungsmittel und danach noch eines, zur Sicherheit. Ich dachte an meine Tochter und an die Frau, die sie sein würde, wenn ich herauskäme. Und da wurde die Null zu etwas anderem: Der Tag, an dem ich zu Ende bezahlte, was mich ein Leben mit Marta finanziell gekostet hatte, war der Tag, an dem Marta beantragte, mich einzusperren. Von jenem Donnerstag bewahrt das Archiv ein paar Nachrichten mit meiner Mutter auf, und am Ende der Nacht vier von mir, von denen nur die Spur bleibt, dass ich sie geschrieben und gelöscht habe.

An diesem Abend ging ich mit Chapa im Ort etwas trinken. Chapa hat sein eigenes Kapitel; mit ihm hörte das Trinken auf, eine heimliche Sache zu sein, und wurde Routine. Wir tranken. Und danach mehr. Welche Form dieser ganze Monat hatte, bezeugt das Archiv meiner Mutter: dass ich schon bei vier Dosen sei und wie mein Magen das aushalte. Da steht sie in diesen Wochen, verwaltet Cents, zählt meine Dosen und fragt mich, ob ich eine Tortilla wolle.

Mitten in der Nacht, mit betrunkenem Gehirn und zu Tode verängstigt, öffnete ich Nurias Chat und ließ alles heraus, was ich seit Monaten hinuntergeschluckt hatte. Es war keine Sache: Es war ein Abrutsch. Der Groll, den die Monate der Zermürbung hinterlassen hatten, die Sattheit davon, mich bevormundet zu fühlen, die Ablehnung, die ich nie in zivilisierte Worte zu fassen gewusst

hatte. Es war brutal. Zum Teil war es ungerecht. Zum Teil war es wahr. Und was darunterlag, ist schon erzählt: ein Jahr, in dem ich Nein sagte und feststellte, dass es nichts nützte, es zu sagen, und noch weiter unten das, was ich ihr nie sagte, dass ich sie nicht begehrte, denn dieser Mann hatte nichts, womit er es ihr ins Gesicht hätte sagen können.

Und jetzt der Satz, für den es dieses Kapitel gibt: Das war kein Betrunkener. Mit dem Umschlag auf dem Tisch, an genau diesem Tag, ging ich in die Manie. Nicht nach Tagen und nicht nach einer Woche: an diesem Tag. So kommt das herein, ohne Anlauf und ohne Vorwarnung, und deshalb glaubt es einem niemand, der es von außen ansieht. Der Alkohol war da und der Schrecken war da, und keiner von beiden erklärt, was in dieser Nacht herauskam: Es erklärt sich aus der Phase, die am Vormittag angesprungen war, mit dem Schriftsatz in der Hand. Diese Nachrichten waren der erste Akt einer Episode, nicht der letzte einer Freundschaft. Und da ist die Falle: Von außen betrachtet sieht der erste Akt einer Manie exakt so aus wie ein Typ, der zu viel getrunken hat und sagt, was er denkt. Sie ähneln sich so sehr, dass nicht einmal ich selbst es unterscheiden konnte.

Nuria las sie, als sie aufwachte. Und die Welt rückte an einen anderen Ort. Und ich löschte sie. Ich löschte sie alle und löschte den ganzen Chat. Ich nehme an, es war Scham, und auch, dass ich wusste, was mit ihnen passieren würde, denn Nuria bewahrt alles auf, macht von allem Screenshots und leitet alles weiter, und ohne Screenshots blieb nichts, was man jemandem hätte zeigen können. Das, sagte sie mir selbst, machte sie noch wütender als die Nachrichten. Und hier ist der Schlüssel zu allem, was danach kam: Was aufgezeichnet blieb, war die Explosion. Nicht die Monate davor, nicht die Zermürbung, nicht die Male, in denen ich Nein sagte, nicht der Umschlag mit den Jahren Gefängnis darin. Die Explosion und nichts weiter. Und die Explosion allein, ohne irgendetwas drumherum, sieht haargenau so aus, wie Nuria sagt, dass es war. Mit dem Drumherum ist es etwas anderes: ein erschöpfter Kranker, der auf die schlimmste denkbare Art eine Grenze zieht, weil er nicht wusste, wie man etwas beendet, das er nicht zu beenden wusste. Beide Beschreibungen sind halb wahr. Kursiert hat eine.

Sie brauchte drei Tage, um zu antworten, und als sie es tat, antwortete sie nicht mir: Sie schrieb in den Chat, den wir zu dritt hatten, mit Raquel als Zuschauerin. Ganze Absätze in Großbuchstaben, und in keinem davon eine Zeile über das, was sie getan hatte: weder über jenes Wochenende noch über das

Beharren noch über das, worum sie mich gebeten hatte. Alles war ich. Und ich bat um Verzeihung, und ich bat noch einmal darum, und ich bat ein weiteres Mal darum, denn für diese Nachrichten musste man darum bitten, sie waren meine und sie waren brutal. Nur verschlechterte sich die Stimmung jedes Mal, wenn ich außerdem etwas zu erklären versuchte (das ist auch passiert, das hast du getan), auf der Stelle. Das Einzige, was nützte, war, den Kopf zu senken. Zwei Monate lang so. Raquel kam als Vermittlerin dazu und driftete allmählich dorthin, wohin fast jeder in einem fremden Konflikt driftet: auf die Seite dessen, der ihr glaubwürdiger vorkam. Sie kam zu dem Schluss, dass ich log, und von ihrem Platz aus war das ein vernünftiger Schluss, denn meine Erinnerungen an diese Jahre waren schlecht, voller Löcher, und deckten sich nicht mit dem, was ihr andere erzählten. Sie sah keinen Kranken mit zerbrochenem Gedächtnis: Sie sah einen Typen, dessen Versionen nicht aufgingen. Und einem Lügner wiegt man nicht mehr, was er sagt. Und mit alldem im Rücken erzählte ich meiner Schwester drei Wochen nach dieser Nacht, dass ich eine Wohnung suche. Mit Nuria. Das Wort war noch nicht gefallen. Es fiel im Herbst, und ab dem Herbst wurde alles Vorherige rückwärts neu gelesen. Und einen Monat nach dem Geschrei setzten wir uns wieder vor die Mikrofone, um die Sendung aufzunehmen.

Und während das explodierte, schrieb mir die Mutter meiner Tochter aus der Ferne, dass sie da seien, auch für mich, und es kam nicht an der Stelle an, an der es nötig gewesen wäre, denn die Stelle war besetzt von einem Chat und zwei Personen, die entschieden, was für ein Mann ich sei. Das ist das Erste, was eine Hetzjagd tut: Sie nimmt dir nicht die Leute. Sie nimmt dir die Fähigkeit, sie zu sehen.

Nach dem Sommer hörte ich auf, in dieser Welt zu existieren, und um zu erzählen, wie es vollends explodierte, muss man mit dem anfangen, was ich getan habe, denn ich habe es zuerst getan. Im Herbst, mit einer frisch bezogenen Wohnung und einer Stabilität, die so lange hielt, wie sie eben hielt, veröffentlichte ich in der Gemeinschaft der beiden einen Text über die gewählte Familie: die neue Wohnung, die Leute, die hereinkommen, die Leute, die gehen, und das, was ich hinter meiner Tür nicht mehr zu dulden gedachte. Ohne einen Namen, ohne eine Beleidigung und mit Adressatinnen, gepostet genau da, wo ihre ganze Welt es lesen würde. In der dritten Person und im Tonfall der Dankbarkeit, und das ist die sauberste Art, die es gibt, jemanden vor seinen Leuten anzuklagen, ohne dass man einem ein einziges Wort vorwerfen könnte.

Die Antwort kam auf der Stelle, und von diesem Gespräch überleben drei Minuten, weil sie den Chat gelöscht hatte und ich ihr mitten im Streit gesagt hatte, dass ich ihn exportiert hätte, und das stellte sich als wahr heraus. Von zwölf Jahren mit Nuria bewahre ich achtzehn Nachrichten auf. Sie gehen so, eine nach der anderen und ohne ein Wort von mir dazwischen, weil es das Einzige ist, was von zwölf Jahren bleibt, und weil sie, in einem Zug gelesen, so lange dauern, wie das da gedauert hat.

„Ich habe den Chat exportiert."

„Das ist das Letzte, was du in deinem Leben von mir lesen wirst."

Und dann schickte ich ihr den Link zu einer dieser Webseiten, die gefälschte Gespräche herstellen, und das ist eine feine Grausamkeit, und es gibt keine Episode, die sie ganz zudeckt: Ich kündigte ihr nicht an, dass ich Beweise hatte, ich kündigte ihr an, dass ich sie mir herstellen konnte.

„Kein Wunder, dass Marta dich im Gefängnis haben will."

„Du bist eine Kontrollbesessene."

„Du verdienst alles, was auf dich herunterkommt."

Und danach, allein in einer Nachricht, wiederholte sie das letzte Wort. Herunterkommt. Und ich schloss zwölf Jahre mit einem Satz, von dem ich heute nicht weiß, ob er aufrichtig war oder der letzte Schlag, in einen Segen gewickelt.

„Ich hoffe, du findest eines Tages die Vergebung, die du so dringend brauchst."

Das Vorherige, die Großbuchstaben, das Ich hasse dich, das Ich wünschte, du wärst tot, steht im gelöschten Teil, und ich belege es mit dem, was ich meiner Schwester am nächsten Tag schrieb. Und sie sagte es einem Mann, der zu Hause einen Schriftsatz mit einer Forderung von Jahren Gefängnis liegen hatte, wochenlang nicht schlief und einen Antrag auf Unterbringung bei Gericht, und sie wusste, dass er krank war, denn er hatte es ihr selbst erzählt. Sie reduzierte mich auf einen Verurteilten, der seine Strafe verdient; ich reduzierte sie auf eine Kontrollsüchtige. Keiner von uns beiden beschrieb irgendwen: Wir verteidigten uns beide. Und wenn von zwölf Jahren nur der schlimmste Moment überlebt, wird dieser Moment zur ganzen Beziehung. Das war sie nicht. Es ist nur so, dass das Gute niemand exportiert hat.

Und dann kam das Wort. Man warf mich aus Gruppen, ohne mir zu sagen, warum. Frauen, die ich überhaupt nicht kannte, antworteten mir in meinen eigenen Threads, ich sei selbst schuld, ich sei ein Stalker und ein Drogensüchtiger,

und ich las das, ohne zu verstehen, woher so viel Wut auf einen Unbekannten kam. Die ganze Kampagne sah ich erst viel später, und erzählt haben sie mir Leute von dort, die sie von innen gesehen hatten: dass die Warnung über mich von Gruppe zu Gruppe weitergereicht wurde, vor allem über die Frauenräume, die es gibt, um vor gefährlichen Männern zu warnen; dass meine Diagnose in der Warnung mitreiste wie ein weiterer Beweis; und dass in diesem Umfeld laut gesagt worden war, ich sei gefährlich, mit einem Detail, das seinen Platz weiter hinten hat. Und sie kannten mich seit Jahren, aus dem Bett, aus der Küche und vom Sofa.

Was in die Warnung hineingepackt war, war meine Diagnose: bipolar, eine medizinische Angabe, das Intimste, was ein Mensch hat, in die Argumentation geschmuggelt, als wäre sie ein Belastungsbeweis. Das Stereotyp musste nicht einmal hergestellt werden, denn in einer dieser Aufnahmen war, während ich davorsaß, gesagt worden, wie jemand, der eine Selbstverständlichkeit aufzählt, man müsse aufpassen, es gebe viele Gestörte und viele Raubtiere, die beiden Wörter als Synonyme benutzt, an einem Tisch, an dem der Einzige mit einer Diagnose ich war. Und das sagen die Zahlen: Eine Untersuchung mit über dreißigtausend Menschen fand, dass eine schwere psychische Erkrankung für sich allein keine Gewalt vorhersagt; und eine andere fand, dass mehr als ein Viertel der Erwachsenen mit Störungen wie meiner im letzten Jahr Opfer einer Gewaltstraftat geworden war, elfmal so oft wie die Allgemeinbevölkerung. Vor dem Kranken muss man keine Angst haben. Der Kranke hat sie. Die Warnnetzwerke sind nötig; was sie nicht haben, ist eine Möglichkeit, einen gefährlichen Mann von einem Mann im Schub zu unterscheiden, und ich fiel auf die falsche Seite dieses Netzes. Das ist eine digitale Hetzjagd: ein Rahmen, aus dem man von innen nicht herauskommt, denn jede Verteidigung wird als die Reaktion dessen gelesen, der das Muster bestätigt.

Um die Reihenfolge ist das Einzige, worum ich den Leser bitte, dass er sie sich merkt. Alles, was ich gerade erzählt habe, geschah, bevor ich das erste Video aufnahm. Als ich mich in jenem Winter mit der Laptopkamera vor mir in einem Hotelzimmer einschloss, hatte ich schon zwei Monate Vorwürfe hinter mir, bei denen um Verzeihung zu bitten nicht reichte, einen Rauswurf, eine Auslöschung, eine ganze Gemeinschaft, die vor mir gewarnt war, ein Ich hasse dich und ein Ich wünschte, du wärst tot, und meine Krankheit, verwandelt in den Beweis dafür, dass ich gefährlich war. Von jenem Winter hat man das Letzte gesehen, was ich getan habe. Nie das Erste, was man mir getan hat.

Kapitel 41 · Die Wohnung

In jenem Sommer lernte ich, was echte Einsamkeit ist. Nicht die des Wochenendes ohne Pläne: die andere, die strukturelle, die auftaucht, wenn die Welt, die man sich um sich herum gebaut hat, auf einmal und ganz zusammenfällt. Aus der Sendung hatten sie mich ein paar Wochen zuvor hinausgeworfen, mit dem Schriftsatz, der Jahre Gefängnis forderte, auf dem Tisch, und das ist schon erzählt. Inés, von der ich im nächsten Kapitel spreche, war am anderen Ende der Welt unterwegs und antwortete immer seltener. Raquel antwortete schlicht nicht. Und Nuria hatte für mich aufgehört zu existieren, auch wenn ihre Abwesenheit zu den aktiven gehörte: Ich wusste, dass irgendwo über mich geredet wurde. Zur Hand blieb mir niemand außer Chapa, und was Chapa und ich hatten, war, uns zum Trinken im Park des Ortes zu treffen.

Und trotz allem war dieser Monat keine reine Wüste. In diesem Sommer lernte ich Iván kennen, deutlich jünger als ich, und wir kamen beim ersten Bier zusammen, weil wir beide geschichtsverrückt sind. Ein paar Tage später schrieb ich ihm, ich würde versuchen rauszukommen, sobald es mir besser gehe, und dreiundzwanzig Minuten später, mich dafür entschuldigend, was in Wirklichkeit meine Krankheit war, die da sprach, sagte ich ihm, es tue mir leid, Alter, ich zerdenke alles, ich sei am Arsch. Wochen später, nachdem ich ihm wieder eine Nacht lang meine Sachen erzählt hatte, schickte ich ihm am nächsten Morgen die übliche Nachricht, dass es mir leidtue, ihn mit meinem Mist zugetextet zu haben, und er antwortete mir nach fünf Minuten in einer einzigen Zeile: dass er von mir überhaupt nicht zugetextet worden sei, dass ich schlicht ausgedrückt hätte, wie ich mich fühle. Ich hatte mein halbes Leben damit verbracht, mich fürs Reden zu entschuldigen, und in genau diesem Sommer hatte man mich aus einem Projekt geworfen, weil ich zu viel redete. Und diese Zeile hat kein Therapeut geschrieben.

In die entgegengesetzte Richtung tauchte Rocío auf. Ich sah sie in einer dieser Apps online und schrieb ihr aus lauter Verzweiflung, um zu sehen, ob ich ein bisschen Wärme von jemandem bekäme, der mich geliebt hatte, und es ka-

men drei Zeilen zurück: dass ich verheerend für ihr Leben gewesen sei und dass ich ihr nie wieder schreiben solle. Die Fakten bestreite ich nicht, die stehen in ihrem Kapitel; ich bestreite das Format, denn es verwandelte Symptome in bewusste Entscheidungen, Schaden anzurichten. Und es ist eben so, dass es sich leichter erträgt, zu brauchen, dass jemand sich entschieden hat, dir wehzutun, als zu akzeptieren, dass der Schaden aus einem Gehirn kam, das sich nicht anders entscheiden konnte. Meine damalige Psychiaterin habe ich in jenem Sommer nicht um Hilfe gebeten, weder in diesem noch in irgendeinem: Bei ihr gab es den Notfallmodus nicht, und das wusste ich nur zu gut.

Um zu verstehen, warum ich diese Wohnung gemietet habe, muss man sagen, wo ich schlief, nämlich auf dem Klappbett im Wohnzimmer meiner Mutter, und was ich trieb, nämlich zu versuchen, mich mit der schlechtesten verfügbaren Methode zu regulieren: Ich kehrte zu den Drogen zurück. In einer Nacht zu Beginn des Herbstes brach ich wegen GHB auf dem Boden dieses Wohnzimmers zusammen. Es steht in meiner Krankenakte, weil ich es zwei Wochen später in der Sprechstunde erzählte: Meine Mutter sah mich krampfen, rief meine Schwester an, die einen Spaziergang entfernt wohnte, und rief den Notruf an, und als ich die Augen aufschlug, hatte ich zwei Sanitäter vor mir und dahinter meine Mutter und Sonia mit einem Gesicht, das ich bei sonst niemandem gesehen habe. Man sagte mir, ich müsse in die Notaufnahme, und ich sagte Nein. Ich sagte es mit einer tierischen Angst, denn ich hatte zu oft die Augen umringt von Kitteln aufgeschlagen, und zu oft endete diese Szene damit, dass ich wochenlang auf einer Station eingeschlossen war, in einigen davon festgeschnallt. Mein Körper konnte nicht mehr unterscheiden zwischen dass man dich rettet und dass man dich abholt. Wider alle Erwartung ließ man mich zu Hause, und ich hatte Glück. Zwei Wochen später zog ich aus. Es gab keine zugeschlagene Tür: Es gab eine erschöpfte Mutter, die nicht mehr bereit war, dass ihr Sohn sich in ihrer Wohnung zudröhnt, und das Recht dazu war ganz und gar ihres. Sonia sah sich mit mir Wohnungen an, mit ausgerechneten Zahlen, und hinterließ mir schriftlich, dass das, was gut gehen musste, in mir liege und nicht im Ort. Ich mietete die Wohnung trotzdem. Zwei Zimmer. Und es ging nicht gut.

Chapa hatte ich im Winter davor in einem Park im Ort kennengelernt, als er auf mich zukam, um mich um eine Zigarette zu bitten. Wir waren beide Einzelgänger derselben Art. Und am Ende jenes Sommers überrollten ihn ein paar Schulden, und er kam übel weg. Jemand aus seinem Umfeld rief mich an, weil er nicht wusste, wen er sonst anrufen sollte, und ich stand im Krankenhaus. Als

er aufwachte und mich neben dem Bett sah, sagte er, er habe ja gewusst, dass ich kommen würde. Ich sagte, na klar. Dass ich das nicht gemusst hätte, sagte er. Und ich, dass ich das wisse.

So kamen die beiden Nöte, seine und meine, in dieser Wohnung zusammen. Ich nahm Chapa mit noch offenen Wunden zu mir, und mit Chapa kam seine Freundin, die auch nicht wusste, wohin, und mit ihr eine Freundin von ihr. Und bevor ich erzähle, was aus diesem Zuhause wurde, muss ich erzählen, was es auch war. Chapa spielt Gitarre, und er spielt sie gut. An etlichen Abenden jenes Winters saßen wir drei bis in die Puppen zusammen, er mit der Gitarre und wir beide, wie wir Texte in Hefte schrieben und sie halblaut sangen, um die Nachbarschaft nicht zu wecken. Sie ist sehr klug, mit Gewalt erwachsen geworden, und zeichnet auf eine Weise, die mich verstummen ließ. Diese Nächte gehören zu den wenigen Dingen aus jenem Jahr, die ich ganz retten würde. Wir haben uns sehr liebgewonnen. Sie mögen mich weiterhin, und ich sie, auch wenn ich sie aus der Ferne mag.

Das Problem ist, dass wir zusammen das Schlechteste aneinander verstärkten. In dieser Wohnung wurde konsumiert, und nicht als Episode, sondern als Anwesenheit: der Geruch in den Wänden und die Notfallökonomie dessen, der die nächste Dosis über alles andere auf der Welt stellt. Leute, die um drei Uhr morgens in meine Wohnung hochkamen, Dealer, die in meinem Wohnzimmer saßen, ohne dass sie jemand eingeladen hätte, Streitereien, die zwischen Chapa und Typen, die sie selbst mitgebracht hatten, in Schlägereien endeten. Und ich auf der anderen Seite der Wand, mit Kopfhörern und dem Arbeitssystem offen auf dem Bildschirm. Ein Mann mit Agoraphobie, unfähig, Brot holen zu gehen, schickte Chapa oder seine Freundin und bezahlte mit seinem Gehalt, was in dieser Wohnung konsumiert wurde, während er unterging. Monate später sollte meine Schwester es mir ohne Betäubung sagen: dass ich nicht in der Lage sei, irgendetwas zu unterscheiden, dass mein angeblich bester Freund genau das ausnutze und dass die, die mich liebten, ohne jede Aussicht Wasser schöpften. Ich antwortete ihr, was man mitten in einer Episode antwortet, nämlich den zu verteidigen, der einen versenkt: dass er so lange in meiner Wohnung bleiben werde, wie er es brauche.

Durch diese Wohnung kam auch Iván, so wie alle kamen, und er hat nie irgendetwas angerührt. Und es kam Rubén, ein Freund seit einem halben Leben, der heute, so sehr ich ihn mag, Kryptonit ist. Es war keine Frage davon, wie sehr sie mich mochten. Es war eine Frage davon, wie sie lebten.

Und von dieser Rechnung muss man die Liste machen, und die ist auf beiden Seiten kurz. Jordi ist seit zwanzig Jahren dabei. Im Winter des Koffers hat auch er sich entfernt, ein ganzes Jahr, und er kam zurück, ohne Erklärungen zu verlangen und ohne welche zu geben: Er verstand nicht, was mit mir los war, weil das keinen Namen hatte, und seit er gelernt hat, die Krankheit von der Person zu trennen, hat er sich nicht von der Stelle bewegt. Er ist seit seiner Jugend in Therapie, rührt keine Substanz an, und die Anrufe am Dienstagnachmittag sind ein Ritual, das keiner von uns beiden je ausgerufen hat. Und da ist Mireia, die aus der Universität kommt und aus einer Fakultätsgeschichte, die von selbst erlosch und dahinter eine bessere Freundschaft zurückließ. Als ich ihr vom Verfahren erzählte, machte sie sich Notizen und fragte mich, ob ich psychiatrische Befunde zu den Episoden hätte, ob sie datiert seien und ob sie mit den Tathandlungen zusammenfielen. An einem Nachmittag im großen Park fragte ich sie, warum sie immer da gewesen sei, und sie antwortete mir, sie kenne mich von vor all dem, die Befunde und die Prozesse seien das, was mir passiert sei, und nicht das, was ich sei, und die, die gegangen seien, hätten diese beiden Dinge verwechselt.

Die, die gegangen sind, haben auch Namen. Elvira, eine Freundin von zehn Jahren, blockierte mich im Winter des Koffers wegen einer Meinungsverschiedenheit, einer einzigen, und hat nie wieder geantwortet, obwohl sie die Diagnose bis ins Detail kannte. Zehn Jahre und eine diagnostizierte Krankheit reichen mehr als genug für ein Gespräch von zwanzig Minuten. Und Quim, ein Freund von jeher, aus dem Ort, mit dem ich Tausende Stunden bis in die Puppen philosophiert habe, löste sich nach und nach ab, was normal ist, und erklärte es mir, indem er mir die Schuld gab, was grausam ist: mein Verhalten, meine Art zu sein. Ich versuchte, es ihm zu erklären, und er fertigte mich mit drei Worten ab: Nimm dein Lithium. Ich nahm mein Lithium, morgens und abends, seit die Sache einen Namen hatte. Was er mir sagte, war nicht, nimm die Tablette. Es war, deine Existenz ist mir unangenehm, und dass sie mir unangenehm ist, ist deine Schuld. Und dann sind da die, die nicht einmal einen Satz haben: alle Freunde, die ich mit Nuria teilte, en bloc und im selben Abschnitt, Leute, die nichts mit dieser Welt zu tun hatten und die überhaupt nichts gesehen haben. Ich schreibe ihnen eine normale Nachricht, wie lange das her sei. Und die Nachricht bleibt gelesen liegen, und dahinter das Schweigen.

Das hat einen Namen, und ihn zu finden, hat mich erleichtert: Ostrazismus, der Ausschluss ohne Angriff und ohne Erklärungen. In den langen Phasen er-

zeugt er keine Wut, er erzeugt Abschaltung, und der Schaden vervielfacht sich, wenn man nicht weiß, warum, denn ohne Grund gibt es nichts zu korrigieren, und man verbringt Jahre damit, die Verteidigung für einen Prozess vorzubereiten, der nie stattfinden wird.

Und so kam diese Wohnung zustande. Ich hatte Freunde aus zwei Jahrzehnten und rief keinen von ihnen an, als Nuria und Raquel gingen, und nicht, weil ich sie ausgeschlossen hätte, sondern weil sie auf dem Bildschirm nicht auftauchten. Und in diese Lücke klopfen nur die an die Tür, die selbst keine Tür haben, denn ein alleinstehender Mann mit einer Wohnung und einem Gehalt ist für den, der weder das eine noch das andere hat, eine Tür. Sie jedem zu öffnen, der kaputt ankommt, ohne innezuhalten und zu prüfen, ob man in der Lage ist, irgendwen zu tragen, ist keine Güte, oder jedenfalls nicht nur Güte: Es heißt, ein eigenes Loch mit Menschen zu stopfen. Man hat mich in diesen Jahren als einen Typen beschrieben, der Leute benutzt, und ein Typ, der Leute benutzt, öffnet nicht einem anderen die Tür, den man gerade in Stücken entlassen hat, drei Monate bevor er selbst vollständig zerbricht.

Kapitel 42 · Sieben Wörter

Raquel ging schriftlich, in vier Tagen, am Ende jenes Sommers, und es fing an einem Wochentagmorgen an, mitten in einer Arbeitsbesprechung. Sie schrieb mir, sie komme nicht in der Absicht zu streiten, sondern wegen der Zuneigung, die wir füreinander gehabt hätten. Ich antwortete aus der Besprechung, klar, sie solle mir einen Moment geben, ich wolle auch nicht streiten. An diesem Vormittag schickte sie mir mehrere Sprachnachrichten, und ich bat sie mehrmals, mündlich zu reden. Es kam kein Anruf. Sie bat mich, jedes intime Material von uns zu löschen, und ich hatte nichts: Ich hatte es Monate zuvor gelöscht, weil es mich fertigmachte, es zu sehen. Ich sagte es ihr, und daraus ergab sich das Einzige von diesem Vormittag, was man in eine Reihe setzen kann.

„Ich habe nichts. Ich habe es vor Monaten gelöscht."

„Verdammt, Kleiner, ich glaube dir nicht."

Eine halbe Stunde wie ein Erpresser behandelt, und am Ende kam mir der trockene Satz des gekränkten Typen heraus.

„Lebe in Angst, wenn du willst. Ich werde nie irgendetwas gegen dich verwenden."

Und ich habe es nicht verwendet: drei Jahre lang Ungeheuerlichkeiten vor einer Kamera, und keine davon war die.

Und mitten an diesem Vormittag schrieb ich die vollständigste Erklärung meiner selbst, die es im ganzen Archiv gibt, ohne Publikum und ohne Anwalt. Dass es mir beschissen gehe. Dass ich in jenem Sommer sehr nah an der Dekompensation gewesen sei, dass diese Stressoren mich an die Grenze brächten und dass das mit Alkohol die Kombination für eine weitere furchtbare Situation sei. Dass Stressoren gleich Marcos wird krank. Und dass ich mich seit zwei Jahren außerhalb der maniformen Zustände kennenlerne und dass mir noch ein weiter Weg bleibe. Da steht, geschrieben von einem Mann im Prodrom, was dieses Buch zwei weitere Jahre brauchen sollte, um es zu ordnen. Und sie antwortete dies, und das ist das einzige Mal in Jahren Archiv, dass sie das Wort schreibt.

„Hör zu, Marcos: Du bist nur bipo, um dich aus der Verantwortung zu ziehen. Wenn du dich mit Alkohol vollpumpst, taucht die bipolare Störung in deinen Überlegungen nicht auf."

„Wenn ich ein Arschloch bin, dann bin ich es eben. Was ich brauche, ist Zärtlichkeit, Verständnis, Loyalität und Leute, die verdammt noch mal BLEIBEN."

„Von Herzen, ich hoffe, du kannst heilen und hörst auf, alles kaputt zu machen, was du anfasst."

In Jahren Archiv mit ihr kommt das Wort bipolar dieses eine Mal vor und sonst nie, und sie schrieb es, um mir zu sagen, dass ich mich hinter der Diagnose verschanze. Man beachte das Verb: nicht, ich solle aufhören zu trinken, sondern aufhören, kaputt zu machen, was ich anfasse, und das ist die Art zu sagen, dass das, was kaputt macht, nicht ist, was man tut, sondern was man ist. Und danach, ich solle aufhören zu lügen, ich lebe in der Fantasie.

Am Sonntagabend gab sie mir die Gründe, und sie gab sie mir gut: vierzig Minuten, geordnet, ohne eine Beleidigung. Dass sie und Nuria Freundschaft geschlossen hätten und dass sie seit Monaten meine Gespräche mit Nuria lese, während ich jeder von beiden eine andere Fassung derselben Sache erzählte. Dass ich mich monatelang darüber ausgelassen hätte, wie Nuria ihre Sachen handhabt, und dass mich das nichts angehe; da antwortete ich schlecht und schrieb dreimal, dass ich wisse, dass es hässlich sei, und dass mich die Dämonen ritten. Dass meine Art, schlecht dran zu sein, sie an einen Ort ihrer Kindheit bringe, an den sie nicht wolle, und dass meine Traumata mit ihren zusammenstießen. Und dass ich mir merken solle, dass sie mich aufrichtig geliebt habe. Liebling nannte sie mich, in demselben Satz, in dem sie mir sagte, dass sie mir nicht vertrauen könne. Am Montag kam sie zurück, um abzuschließen: dass ich es immer bei ihr auslasse, dass vielleicht ich mit meinen trüben Dynamiken das Problem sei, und zwei Minuten später, dass mich, wenn ich unfähig sei, Empathie zu empfinden, vielleicht der Narzissmus überwältige. Dass ich mich ihr bitte nicht nähern solle. Und ein Kuss, mit dem üblichen Spitznamen. Am Mittwoch schrieb ich die drei letzten Nachrichten von acht Jahren und ein Lied. Danach nichts. Und sieben Wochen später sollte sie in mein Wohnzimmer kommen, um sich meine Stimme aufnehmen zu lassen, und das steht im nächsten Kapitel.

Man lese die Liste und suche ein einziges klinisches Wort: lügen, Fantasie, Bosheit, unfähig zu fragen, wie es dir geht, trübe Dynamiken, Narzissmus.

Sechs Arten, dasselbe zu sagen, und die siebte, der Uhrzeit nach die erste, sagt es ohne Umschweife: dass die Diagnose ein Alibi sei, also, dass das meine Art zu sein war. Und unter jeder einzelnen steht ein Name in einem Handbuch. Was sie lügen nannte, waren die Lücken eines Gehirns im Prodrom mit Alkohol darin, das erzählte, was bei ihm ankam, und nicht, was passiert war, und das habe ich schon gesagt. Was sie Bosheit nannte, war Gereiztheit, und die ist als Symptom gelistet. Was sie nicht fragen, wie es dir geht nannte, war die Selbstversunkenheit einer hohen Phase. Was sie trübe Dynamiken und moralische Überlegenheit nannte, war Größenerleben, dazu der Rededrang, der die Dringlichkeit ist, zu sagen, ohne aufhören zu können. Und was sie Gift nannte, war verbale Fremdaggressivität, ein Symptom des gemischten Zustands, mit ausgeschaltetem Filter: Man sagt nicht, was man denkt, sondern das, was am meisten wehtut. Dass der Mechanismus einen Namen hat, macht ihn nicht weniger schrecklich zu lesen. Aber ein Gift wählt man, und ein Symptom nicht. Und der Beweis ist, dass sie erloschen sind. Mit Lithium, mit Schlaf, ohne Alkohol und ohne Gerichte im Nacken taucht keines der sieben auf. Nicht ein bisschen weniger: keines.

Ihre Gründe waren gut, und mit denen im Rücken zu gehen war das, was zu tun war. Was die Wörter verändern, passt in eine Zeile: Wenn das mein Charakter war, war ich das Problem; wenn es meine Krankheit war, hat sie trotzdem richtig gehandelt, aber der Schluss darüber, wer ich bin, ist ein anderer. Und aus dieser Nacht gibt es einen Satz von ihr, den sanftesten und den, der mir die meiste Arbeit gemacht hat: dass ich ihr mit meiner Lebensphase wehgetan habe. Eine Lebensphase passiert der Biografie eines Menschen, nicht seinem Gehirn, und der Name, den man einer Sache gibt, entscheidet, was man mit ihr macht: Wenn es eine Lebensphase war, gehört es sich, beiseitezutreten und zu warten, dass sie vorbeigeht, und das hat sie getan; wenn es ein Prodrom war, gehört es sich, jemanden anzurufen, der Ahnung hat, und diesen Anruf hat niemand gemacht. Den Namen wählte die, die ihn nicht hatte. Und die, die ihn hatte, saß an demselben Tisch.

Denn Inés hatte ich zu Beginn jenes Sommers kennengelernt, in einer Dating-App. Beim ersten Date sagte sie mir, dass sie in der psychischen Gesundheit arbeite. Und ich sagte ihr: Krass, ich habe nämlich eine bipolare Störung. An diesem Abend erzählte ich ihr von meinem Vater und wie er starb, gleich beim ersten Mal, denn von jemandem, der etwas weiß, erwartet man etwas Bestimmtes. Und sie gab mir in fünf Verabredungen die ersten Psychoedukationsstunden

meines Lebens, fünf Jahre nach dem Namen und auf einer Terrasse: das Dopamin, was Substanzen in einem Gehirn wie meinem anrichten, und die Warnung, genau so, dass ich nicht trinken dürfe. Froh wie ein Kind stellte ich sie Nuria und Raquel in den Netzwerken vor, mit Screenshots ihres Profils. Da fing alles an. Beim vierten Date erklärte sie mir, dass ihr Liebesleben nicht exklusiv sei, und ich, der ich dieses Modell hasse wegen dem, was es in der Dreierbeziehung mit uns gemacht hat, sagte nicht Nein: Ich fragte nur eines, ob sie bei den anderen schlafen werde. Und sie sagte mir, selbstverständlich. Ich bat um die Nacht, denn bei meiner Krankheit ist der Schlaf die Variable, die sie reguliert: der billigste Schutz, den es für ein Gehirn wie meines gibt, erbeten, ohne den Namen zu kennen, bei der einzigen Person am Tisch, die ihn kannte.

Zwei Tage nach dem ersten Date schrieb ich ihr zwei Zeilen hintereinander: wie schön du bist, und gleich danach, wörtlich, dass es mir davonlaufe, sie solle mich bremsen, ich wolle kein Lovebombing betreiben. Ein Mann mit einem diagnostizierten Typ eins, der einer Fachfrau mit dem exakten Wort ankündigt, dass es ihm gerade davonläuft: ein Untersuchungsbefund, den sie für ein Kompliment hielt. Und am Ende jenes Sommers sah sie es vom anderen Ende der Welt aus selbst und schrieb es: dass es bei ihr ein brutales Gefühl von Instabilität erzeuge, dass es jetzt ja, jetzt nein, jetzt ja, jetzt nein sei, dass ich die ganze Reise über eine Sache und ihr Gegenteil sage. Impulsivität, Rededrang, Affektlabilität: drei Kriterien der Episode, von ihr geschrieben. Am Ende jenes Sommers steckte ich sie in eine Gruppe, um ihr mitten in der Nacht ein paar Überlegungen aufzunehmen, unfähig aufzuhören, als sie mich darum bat, und ihre letzte Nachricht war ein Lebwohl mit ein paar lachenden Emojis davor. Sie blockierte mich. Ich versuchte, sie auf einem anderen Weg zu erreichen, und da nannte sie mich einen Stalker. Dass eine Privatperson dieses Wort in der Hitze des Moments benutzt, verstehe ich. Aber eine Untersuchung über Stalker von vor fünfundzwanzig Jahren hat schriftlich festgehalten, dass dieses Verhalten manchmal in manischen Zuständen auftritt und dass die Behandlung der Störung ihm meist ein Ende setzt. Was bei einem Manischen wie Stalking aussieht, heilt mit Lithium, und was Stalking ist, nicht. Sie kannte diese Fachliteratur, bevor sie das Wort schrieb.

Wochen später erfuhr ich, dass herumerzählt wurde, die Figur halte nicht mehr und die Wahrheit falle am Ende immer unter ihrem eigenen Gewicht ans Licht. Und in einem Anruf in jenem Winter, dem letzten, erfuhr ich, dass Inés bei Raquel gelandet war. Jahre später passierte dasselbe noch einmal, und

schlimmer, und das steht an seinem Platz: Ich schickte Inés an ihre E-Mail-Adresse zwei Videos über den Schaden, den sie mir zugefügt hatte, ohne etwas von ihr zu verlangen außer einer Sache, ausdrücklich und schriftlich, dass sie es Nuria nicht sagen solle. Sie sagte es ihr. Ich war nie ihr Patient gewesen, es gab also keine Schweigepflicht zu brechen; aber einem Dritten Gesundheitsdaten weiterzugeben, die dir jemand privat geschickt hat, gegen seine ausdrückliche Bitte, gehört zu den Dingen, die jemand, der mit kranken Menschen arbeitet, nicht durchgehen lassen sollte. Und mein Teil, damit die Rechnung vollständig ist: Bei unserem letzten Austausch schrieb ich ihr, ich hoffe, dass keiner ihrer Patienten in seinem schlimmsten Moment je von ihr abhängig sein werde. Heute hätte ich das lieber nicht gesagt.

Nichts von dem, was Inés getan hat, ist eine Straftat. Es ist nur so, dass man eine Ausbildung beim Verlassen der Arbeit nicht an den Haken hängt, und wer sie hat, hört nicht auf, sie zu haben, wenn er auf einer Terrasse sitzt, bei einem Abendessen oder in einer Freundesrunde: Die Autorität, die das Wissen verleiht, geht nicht mit dem Feierabend aus, und mit dem, was man weiß, macht man bestimmte Dinge nicht. Und um es ohne Nebel zu sehen, setze man es in einen anderen Beruf. Eine Rettungsschwimmerin außer Dienst: Echtes Ertrinken hat keine Schreie und kein Rudern, und deshalb geschieht Ertrinken vor zwanzig Leuten, die nichts sehen; sie ist die Einzige am Strand, die darauf trainiert ist, das zu erkennen, sie erkennt es, und sie sagt den anderen, der da mache nur Blödsinn, und geht zurück zu ihrem Handtuch. Sie konnte die Szene lesen, und sie las sie falsch und laut. Von den drei Personen, die in jenem Herbst über mich entschieden, schuldeten mir zwei nichts: Sie taten, was sie zu tun wussten, mit dem, was sie hatten. Inés schuldete mir sehr wohl etwas, und es war weder Zuneigung noch Loyalität: Es war Fachkompetenz. Es brauchte etwas ganz Kleines: dass die einzige Person in dieser Welt mit klinischer Ausbildung einmal, am richtigen Ort, sagte, das, was ihr da beschreibt, ist kein Raubtier, das ist ein Krankheitsbild, und es ist behandelbar. Ich glaube nicht, dass sie es aus Bosheit unterließ. Ich glaube, sie hatte Angst und war Partei. Aber Angst zu haben heißt nicht wissen. Sie wusste.

Kapitel 43 · Das Wohnzimmer

Es gibt Dinge, die sich mir mit einer Schärfe eingeprägt haben, um die ich nicht gebeten habe. Das Geräusch des Aufzugs, zuerst. Dann die Klingel. Und danach Sonias Stimme aus dem Flur, die ankündigte, dass es Raquel und eine von ihren Leuten seien. Es war ein Abend in jenem Herbst, Wochen nach dem schriftlichen Abschied und etwas mehr als eine Woche, bevor ich in ein Flugzeug stieg; meine Schwester brachte sie mit dem Auto, weil Raquel den Weg dorthin nicht kannte. Sie kam mit jemandem aus ihrer Familie herein, der ein Gesicht machte, als wolle er nicht in diesem Wohnzimmer sein, und wir setzten uns zu viert. Sonia nahm den Stuhl in der Ecke. Die beiden das Sofa. Ich blieb auf dem Boden, mit dem Rücken an der Wand, und das war der einzige freie Platz, der in meiner eigenen Wohnung übrig war. Hinter der Wand war Chapas Zimmer, und in den Wänden der Geruch von dem, was dort konsumiert wurde.

Raquel redete fast zwei Stunden. Ohne die Stimme zu heben, mit einer ruhigen, geordneten Kadenz, und katalogisierte jede Kränkung als Beweis für ein Muster. Manche Teile erkannte ich wieder, andere nicht. Und jedes Mal, wenn ich etwas zu erklären versuchte (dass ich im Frühling dereguliert gewesen sei, dass Martas Schriftsatz an genau diesem Tag gekommen sei, dass das keine Ausrede sei, sondern ein Kontext), gab sie mir den Satz zurück, der mir lange Zeit im Körper blieb: dass ihr der Kontext egal sei, der Schaden sei real gewesen. Was den Schaden betrifft, hatte sie recht. Was das Gleichheitszeichen betrifft, das sie zwischen Schaden und Absicht setzte, überhaupt nicht. Und diese zwei Stunden haben seit siebzig Jahren eine akademische Beschreibung: Ein Soziologe hat sie Degradationszeremonie genannt, und die Sache funktioniert so. Der Anklagende spricht im Namen von Werten, die er als die aller darstellt. Dem Angeklagten wird keine Tat zugerechnet, er wird vollständig neu definiert, damit er aufhört, jemand zu sein, der Dinge getan hat, und jemand wird, der eine Sache ist. Und die Vergangenheit wird rückwärts neu gelesen, sodass das, was man jahrelang war, als Fassade dasteht und das der letzten Wochen als das, was man in Wahrheit immer war. Deshalb erkannte ich manche Teile wie-

der und andere nicht. Die, die ich wiedererkannte, gehörten mir. Die anderen waren acht Jahre meines Lebens, neu gelesen mit der Taschenlampe jenes Sommerendes, und mit dieser Taschenlampe macht jedes Menschenleben Angst.

Am Ende holte sie das Telefon heraus und bat mich, ihr eine Sprachnachricht aufzunehmen, in der ich mich verpflichte, sie nie wieder zu suchen. Es gab keine Drohung mit der Polizei, und sie brauchte auch keine. Mit dem, was sie vor sich hatte, reichte es ihr: ein Mann, der seit Wochen nicht schlief, mit Martas Verfahren, das ihm von der Decke hing, und mit diesem Geruch in den Wänden seiner Wohnung. Und es reichte ihr auch, was wir beide waren: In all den Jahren, die ich sie kannte, hatte ich ihr nicht ein einziges Mal widersprochen. Diese Frau habe ich wie eine Göttin verehrt, und mit Göttinnen diskutiert man nicht: Man gehorcht ihnen. Ich sah Sonia an. Sonia sah mich an. Und ich nahm das Handy, das sie mir hinhielt, und nahm die Sprachnachricht auf, auf ihrem Telefon und nicht auf meinem, mit meiner Schwester als ohnmächtiger Zeugin, und sagte, was sie hören wollte, damit sie gehen konnte. Als sie weg waren, saßen Sonia und ich eine lange Weile schweigend da. Und noch am selben Abend schrieb ich meiner Schwester vier Zeilen, die den Zustand porträtieren, in dem ich da herauskam: dass es eine riesige Hilfe gewesen sei, dass ich mich für alles bedanke; dass ich Raquel nicht ohne eine Umarmung aus den Augen verlieren wollte; dass mir das da genüge. Das war der Mann, der eben diese Sprachnachricht aufgenommen hatte: einer, der sich dafür bedankte, dass er sich hatte verabschieden dürfen. Um die Sprachnachricht bat ich am nächsten Tag, über meine Schwester, und zwei Tage später noch einmal. Ich habe sie nicht.

Und das Kleinste aus dieser Nacht ist das, was ich am meisten aufbewahre: die Umarmung. Sie gab sie mir, bevor sie ging. Zwei Sekunden, nach zwei Stunden Urteilsverkündung und einer abgerungenen Sprachnachricht, und ein paar Tage später schrieb ich meiner Schwester, dass mir wenige Umarmungen wie diese gegeben worden seien. Diese Umarmung beweist, dass das an diesem Abend, was immer es war, kein Hass war. Und es gibt noch etwas, das ich Sonia am nächsten Tag schrieb: dass ich gern gehabt hätte, dass Raquel wüsste, dass ich, wenn ich kein Lithium nähme, wie ein Schlosshund geheult hätte. Dass ich, wenn ich trank, fast immer weinte, sobald ich allein war, und dass das Lithium mir unter anderem das Weinen flach macht. An diesem Abend hat sie mich nicht weinen sehen, und es war nicht, weil es mir nicht wehgetan hätte. Ich weiß nicht, ob man es ihr je gesagt hat.

Und jetzt die Härte, die Raquel zukommt, dosiert und ohne eine Beleidigung, denn Beleidigungen habe ich ihr schon mehr an den Kopf geworfen, als ich durfte. An diesem Abend bat sie mich um etwas, worum sie mich nicht hätte bitten dürfen, wegen des Zustands, in dem ich war, und wegen dem, was sie darüber wusste, in welchem Zustand ich war. Raquel hatte meinen Pandemie-Schub gesehen und den im Hotel. Nach dem Hotel war sie es, die mich bat, mich vor der Manie erkennen zu lernen. Und sie hatte einen Mann vor sich, der seit Wochen nicht schlief und bei dem seit elf Monaten niemand die Medikation angefasst hatte, und statt zu tun, was sie in der Pandemie getan hatte, nämlich zu sagen, nenn mich verrückt, aber ich bleibe bei dir, hielt sie mir das Handy hin, damit ich mich aufnehme, wie ich auf sie verzichte. Dafür brauchte es keine Bosheit: Es brauchte den Willen, die Angabe nicht anzuschauen. Eine Verpflichtung, die man einem Mann in diesem Zustand abringt, ist niemandes Wille, und dazu hat die klinische Psychologie vor zwanzig Jahren aufgehört, Non-Suizid-Verträge zu verwenden, genau weil ein mitten in der Krise unterschriebenes Papier keine Krise hält; und mich ließ man einen Kontaktverzichtsvertrag unterschreiben, während ich einen Kontaktzwang laufen hatte. Meine Schwester ließ es vom Stuhl in der Ecke aus zu, weil auch sie die Angabe nicht hatte: Ihr hatte niemand erklärt, dass man einen Kranken im Prodrom anhört, ihm die Temperatur senkt und ihn begleitet, und ihm nicht im Wohnzimmer seiner Wohnung einen Prozess macht. Beiden werfe ich dasselbe vor: dass in all den Jahren, die ich diagnostiziert war, niemand die Menschen, die mich liebten, hingesetzt hat, um ihnen zu erklären, was ich habe. Und dass die Einzige, die es wusste, so nah dran war und den Mund nicht aufmachte. Und trotzdem habe ich es eingehalten, mit zwei Ausnahmen in drei Jahren.

Was auf diesem Boden lag, hat einen Namen, und niemand hat ihn ausgesprochen: Prodrom, die Phase, die der Episode vorausgeht. Es ist nicht die Episode: Es ist ihre Rampe, und bei jedem Patienten hat sie eine eigene und ziemlich stabile Form. Meine sieht man mit bloßem Auge. Der Schlaf geht zurück, und nicht in Form von Schlaflosigkeit, sondern in Form davon, ihn nicht zu brauchen. Die frühen Morgenstunden rücken vor, und das ist die Zeit, in der ich schreibe, was ich nicht schreiben sollte. Die Sprache beschleunigt sich und das Urteil verengt sich, mit dieser Gereiztheit, die von außen wie schlechte Laune aussieht. Und die Projekte tauchen auf, und die hatten in jenem Herbst die Form einer Kamera. Ich schlief drei Stunden und schrieb mitten in der Nacht sehr viel mehr als am Ende des Sommers. Und ich hatte wieder angefangen, Videos für

einen Kanal aufzunehmen, der seit dem Hotel abgeschaltet war. An dem Tag, an dem ich zum Flughafen aufbrach, erinnerte mich meine Schwester daran, dass mein Anwalt mir geraten hatte, nichts aufzunehmen, und am nächsten Tag hakte sie nach: dass sie zwei dieser Videos gesehen habe, ich solle sie auf privat stellen, und in einem davon wirke ich zugedröhnt. Ein paar Wochen später zielte meine Mutter mit derselben Treffsicherheit auf eine andere Stelle: dass ich zusehen solle, nichts aufzunehmen, wenn ich zu sei, denn man merke es mir an, und dass ich mich ins Verderben stürze. Und ich nahm weiter auf.

Und warum es niemand sieht, wo die Rampe doch so sichtbar ist. Aus zwei Gründen, die sich addieren. Der erste ist, dass ein Prodrom nicht nach Krankheit aussieht: Es sieht nach Charakter aus. Ein Typ, der wenig schläft, zu viel redet, wütend wird und in allem recht hat, wirkt nicht wie ein Kranker, er wirkt wie ein unerträglicher Mensch, und mit unerträglichen Menschen machen die Leute, die sie lieben, das, was man mit unerträglichen Menschen macht, nämlich sie auf den Boden zu setzen und ihnen die Liste vorzulesen. Alles, was ich am Ende jenes Jahres schrieb, kam aus einem dekompensierten Mann, und die beiden behandelten es, als säße hinter jeder Nachricht jemand Besonnener und entschiede mit offenen Karten. Da drinnen kalkulierte niemand. Der zweite Grund ist meiner: Wer die Rampe hinaufgeht, sieht sie auch nicht, und das hat in diesem Buch schon seinen Namen. Wochen zuvor hatte ich Raquel geschrieben, Stressoren gleich Marcos wird krank; ich wusste es und wusste es zugleich nicht, und das ist die einzige Art, in der man in einem Prodrom etwas weiß. Und was darunterlag, war auch keine saubere Manie: Es war ein gemischter Zustand, Energie der Manie mit Inhalt der Depression, die Phase, die genau das herstellt, was man in diesen Videos sah, Feindseligkeit und ein zwingendes Bedürfnis, recht zu haben. Und ein Prodrom verlangt genau das Gegenteil von dem, was es hervorruft: Es verlangt, dass jemand seinen Schlaf verteidigt und ihm die Temperatur senkt, und es bewirkt, dass alle ringsum sie ihm erhöhen.

Von dieser Temperatur bleibt ein Wintervormittag, das schlimmste Gespräch, das ich in vierzig Jahren mit meiner Mutter hatte, und ich setze es her, weil da alles steht, was ich bei der einzigen Person falsch gemacht habe, die nie gegangen ist. Sie fing an, nachdem sie die Videos gesehen hatte: Ich solle endlich aufhören, ihr die Schuld an allem zu geben, was mir passiere, und bei dem Gift, das ich ihr in diesen Tagen entgegengespuckt habe, wolle sie mich eine ganze Weile weder sehen noch hören; und in derselben Nachricht der Satz, der alles trägt, was danach kam: dass sie mich genauso liebe wie meine Geschwis-

ter. Ich verteidigte mich, und das ist es, was ein gemischter Zustand tut: dass ich keine einzige Lüge gesagt hätte und dass, wenn sie jetzt leide, das die Folge des Leids sei, das sie mir zugefügt habe. Sie nannte es beim Namen: halbe Wahrheiten, verfälschte und durcheinandergebrachte Erinnerungen. Und sie traf ins Schwarze: In der hohen Phase konsolidiert sich das Gedächtnis verzerrt, und mein Kopf servierte mir eine schon bearbeitete Fassung. Da sagte ich ihr den Satz, für den ich keine Rechtfertigung habe: dass das mit Abstand Schlimmste dieser Jahre sie gewesen sei, Mama. Und in derselben Minute empfahl ich ihr zum ersten Mal, sich über meine Erkrankung zu informieren. Sie beendete das Gespräch, und zwei Minuten später schrieb sie mir, dass sie die Ambulanz zehn Minuten von zu Hause habe, ich solle mal sehen, dass ich mich ein bisschen bewege. Und eine Stunde später tat ich das einzig Konstruktive des ganzen Tages: Ich schickte ihr acht Links hintereinander zu einem Psychoedukationskanal über die bipolare Störung. Eine Mutter und ein Sohn, die sich um neun Uhr morgens zerfleischen, und der Sohn, der ihr mittags Material schickt, damit sie lernt, es zu verstehen.

Und ein paar Wochen später, an einem Vormittag mit langem Arbeitstag und ohne einen Euro in der Tasche, bat ich sie, mir Zigaretten zu kaufen. Sie antwortete mir, was sie seit Wochen zurückgehalten hatte: Ich solle sie in Ruhe lassen, sie sei nicht mein Botenmädchen. Und sechsunddreißig Minuten später: dass sie im Tabakladen sei und dort auf mich warte. Neun Tage später schrieb ich ihr zwei Wörter, die im Archiv stehen und die ich aus diesem Buch nicht streichen werde: Ich hasse dich. Geschrieben hat sie ein Mann, der drei Stunden schlief, wenige Wochen davor, sich vor Gericht zu setzen, und mit einer Bremse außer Betrieb: die Enthemmung einer Episode, die in diesem Moment niemand zu erkennen wusste, und ich als Erster nicht. Meine Mutter habe ich nie gehasst. Und in diesem ganzen Monat, bei allem, was geschrieben wurde, sprach meine Schwester fast täglich mit mir, und meine Mutter auch. Es ist niemand gegangen.

Kapitel 44 · Claudia

Meine Wohnung war auf dem besten Weg, zu dem zu werden, wozu sie wurde, und ich kaufte derweil ein Ticket nach Bulgarien. Dort lebte Claudia mit ihrer Mutter, fast schon eine Jugendliche, und dorthin fuhr ich, wenn die Flüge erschwinglich waren und mein Kopf es zuließ. Man sollte sagen, woraus diese Reise hervorging: Den Monat davor hatte ich mit einem Rückfall in den Alkohol verbracht und mit einer dieser kleinen Depressionen, die dich auf halber Leistung weiterlaufen lassen. Um ins Flugzeug zu steigen, machte ich mich sauber, denn eine Sache war ich und eine andere Sache war sie. Diese Tage waren die saubersten, die ich im ganzen Jahr hatte. Kein einziges Glas. Gar nichts.

Und hier gehört es sich, endlich und der Reihe nach die ganze Geschichte meiner Tochter zu erzählen. Sie wurde geboren, als ich sehr jung war, aus einer kurzen Beziehung, die an den Kilometern und an meiner Unordnung zerbrach, und in ihren ersten Jahren war sie für mich ein Stimmchen am Telefon und ein Gesicht, das in den Fotos wuchs. Als sie noch ein kleines Kind war, brachte ich endlich das Geld und den Mut zusammen und stand vor ihrer Tür, um sie kennenzulernen: ein Geschöpf, das mich mit dem Ernst einer Notarin prüfte und am zweiten Tag befand, dass dieser große Herr vertrauenswürdig sei. In jenem Herbst kamen die beiden. Claudia war noch sehr klein, und an einem Nachmittag schlief sie auf mir ein, und von dieser Weile bleibt mir das warme Gewicht meiner Tochter, die an meiner Brust atmet, und das ist eine der beiden leuchtendsten Erinnerungen, die ich aufbewahre. Was ich damals nicht wusste, war, dass ich fast ein Jahrzehnt lang von dieser Erinnerung würde zehren müssen. In jenem Herbst war Marta schon bei mir, sie wusste also vom ersten Tag an von meiner kleinen Tochter. Und in vier Jahren Zusammenleben war meine Tochter der Gegenstand eines einzigen Gesprächs. Dieses Schweigen haben wir beide errichtet: Ich nannte sie auch nicht, um keine Schublade offen zu haben, die mir wehtat. Der, der es hätte brechen müssen, war ich.

Zwischen diesem auf mir schlafenden Geschöpf und dem nächsten Tag, an dem ich sie vor mir hatte, passen achteinhalb Jahre, und in die passt alles, was

dieses Buch erzählt: die Dreierbeziehung, der Koffer, die Klinikaufenthalte, die Anzeigen, das Loch. Vaterschaft auf diese Entfernung ist ein Stich, der kein Geräusch macht und auch nicht weggeht: Man weiß jeden Morgen, dass Tausende Kilometer entfernt die eigene Tochter ihre Milchzähne verliert und ihre ersten Buchstaben entziffert und Kerzen auspustet und langsam ein Mensch wird, und dass in diesem Zimmer niemand ist, der dir ähnelt. Ich habe fast das ganze Los verpasst, und diese Rechnung steht in keiner Akte, und ich zahle sie jeden Morgen weiter. Im Winter vor jener Reise waren sie für ein Wochenende nach Barcelona gekommen. Claudia hörte gerade auf, ein Kind zu sein, und das hatte nichts von einem Wiedersehen aus dem Kino: Sie behandelte mich mit der Höflichkeit, die man einem Besuch vorbehält, artig, mit Vorbehalten, und warf mir Seitenblicke zu wie jemand, der einen Fremden ansieht, über den man ihm Versionen erzählt hat, die nicht zusammenpassen. Und ich werfe es ihr nicht vor: Keine Jugendliche schuldet einem Vater Zuneigung, der im Grunde eine Abwesenheit war. Ich traute mich nicht einmal, eine Umarmung zu versuchen. Mir reichte es, mich in ihre Nähe zu setzen, ihr zuzuhören, diesen klugen, ganz und gar lebendigen und ganz und gar wirklichen Menschen anzusehen und zu denken, ohne es ganz glauben zu können: Sie existiert.

Von jener Herbstreise bleibt die Logistik, und die Logistik porträtiert die Beziehung besser als alles andere. Zwei Tage vor dem Flug schickte mir ihre Mutter die Anweisungen: dass es dort kalt sei und ich Kleidung mitnehmen solle, das Taxi, der Bus und was jede Sache kostete. Und ein Satz von einem Feingefühl, das ich damals nicht zu lesen wusste: dass sie versuchen werde, selbst zum Flughafen zu kommen, damit ich meine Gefühle nicht an einem unbekannten Ort ablade. Und es gab eine Bedingung, eine einzige, mit allen Buchstaben: dass ich nicht vor ihnen rauche. Ich antwortete mit der üblichen Ungeschicklichkeit, dass ich versuchen werde, alle Bedingungen einzuhalten, und sie korrigierte mich auf der Stelle: dass es in Wirklichkeit nur eine gebe und dass mir das doch nicht so schwerfallen dürfte. Eine Bedingung in all diesen Jahren. Daran misst sich genau, wie wenig diese Frau je von mir verlangt hat. Und noch ein Detail: Am ersten Tag kam sie allein; das Mädchen würde ich am nächsten sehen, wahrscheinlich beim Mittagessen; und vielleicht würden wir zu dritt zu Abend essen, je nachdem, was Claudia sagte. In diesem Alter entschied meine Tochter, wann sie ihren Vater sah. Und so musste es sein.

Und am Tag des Flugs kam ich nicht an. Ich blieb auf der Autobahn stecken, verpasste das Flugzeug und schrieb ihrer Mutter, dass ich nach Alternativen su-

che und dass ich sterben wolle, mit einem Foto, dessen Bildunterschrift alles zusammenfasst: verloren im Flughafen. Am Nachmittag fand ich den Ausweg, ein anderer Flughafen um Mitternacht und ein Flugzeug im Morgengrauen, und ich landete dort am nächsten Vormittag mit einem Tag Verspätung. Das ist genau das Gegenteil von Barcelona: eine trockene Kälte, die schneidet, der schon graue Schnee an den Rändern der Gehwege, ein weißes, tiefes Licht, das wir hier nie haben. Von zu Hause kamen Zustellungen vom Gericht, die ich mit Vorsatz ignorierte, und Nachrichten von Sonia, die ich mit einem Mir-geht's-gut abfertigte, denn es ging mir gut. Ich sah sie zur Mittagszeit, mit ihrer Mutter dabei, und was es gab, war diese angespannte Höflichkeit: ein kurzes Lächeln, ein halblautes Hallo, die Hände in den Manteltaschen. Keine Umarmung. Und trotzdem hatte sie die Besessenheiten des klugen Kindes, das sie immer war, noch völlig intakt. Sie legte mir eine Theorie über Kraken vor, mit dem Ernst von jemandem, der auf einem Kongress Ergebnisse präsentiert: dass ihre Intelligenz daher komme, dass sie neun verteilte Gehirne hätten, eines pro Arm plus das im Kopf, und dass sie sich daher um neun Angelegenheiten gleichzeitig kümmern könnten. Ich hörte ihr mit dieser vollständigen Aufmerksamkeit zu, die nur Verliebte und Väter aufbringen. Und während ich ihr zuhörte, dachte ich, dass, was immer das Urteil sagen würde, das da existierte. Dass dieses Mädchen und seine Krakentheorie existieren und dass sie zum Teil deshalb existieren, weil ich existiere. Und an diesem Tag war das Grund genug, weiterzuexistieren. Um mein Lithium zu nehmen.

Es gibt etwas, worüber fast niemand spricht, und das ist, was die Krankheit für dich entscheidet, wenn du Vater bist. Jahrelang glaubte ich wirklich, es sei für alle das Beste, wenn ein kranker Mensch sich fernhält. Das war keine Entscheidung: Das war die Depression, die mit dem Vokabular der Rücksichtnahme sprach. Ein Gehirn in der tiefen Phase sagt dir nicht, ich kann nicht; es sagt dir, ich darf nicht, und es sagt es dir mit einer so sauberen Logik, dass man es unterschreibt, als wäre es die eigene. Und in der hohen Phase passiert das Gegenteil, da verspricht man, was man nicht halten wird: In einem Sommer versprach ich ihrer Mutter Geld für ein Ferienlager, und zehn Tage später kürzte ich es ihr mit der denkbar schlechtesten Ausrede, dass meine Mutter meine Finanzen führe und sie bis zum Monatsende warten solle. Ein ausgewachsener Mann, mit einer Tochter, die am nächsten Tag Geburtstag hatte, der der Mutter des Kindes erklärt, dass seine eigene Mutter sein Geld kontrolliert. Was sie mir antwortete, hatte ich verdient: dass Claudia meine Sache sei. So entscheidet diese

Krankheit über die Vaterschaft: Sie nimmt dir nicht die Tochter, sie nimmt dir die Jahre, in denen du hättest da sein können, manche von unten und manche von oben, und gibt dir dafür eine Jugendliche zurück, die dich mit allem Recht der Welt von der Seite ansieht. Und die andere Hälfte der Entfernung bestimme auch nicht ich: Es gibt keine Anrufe und keine Videoanrufe, und es hat sie nie dauerhaft gegeben. Es gibt Nachrichten, die ich schreibe, lange Schweigen, die ich nicht steuere, und hin und wieder eine Reise, wenn die Flüge und der Kopf es zulassen. Ihre Mutter erlaubt nicht mehr, und von Grausamkeit keine Spur: Sie tut es, weil ihr das Stigma noch im Fleisch steckt und weil sie fürchtet, dass mir ohne sie dabei etwas herausrutscht, was dem Mädchen wehtut. Vorsicht und Angst, die beiden Dinge, die eine Krankheit herstellt, die niemandem je erklärt worden ist. Ich tue einzig, was ich kann, um mit kleinen, wiederholten Taten zu zeigen, dass dieser unregelmäßige Vater allmählich hinter mir liegt. Und seit ich weiß, dass sie mich lesen kann, schreibe und veröffentliche ich in dem Bewusstsein, dass alles, was ich hochlade, in die Hände eines Mädchens in ihrem Alter fallen kann.

Ihre Mutter schickte mir einmal das Foto einer Zeichnung, die Claudia als kleines Kind für die Schule gemacht hatte: eine Karte mit einem Stern genau dort, wo ihr Vater wohnt. Ich habe es in dem Ordner auf dem Telefon abgelegt, in den ich packe, was ich nicht verlieren will, und darin ist nicht viel: das Foto eines Baums im Montseny, aufgenommen vor dem Gewitter, die Sprachnachricht von Claudia, in der sie mich fragt, ob es mir gut gehe, als ich im Krankenhaus war, drei Lieder und jetzt die Karte. Das sind die Dinge, die dafür sorgen, dass das Und-wenn der schlechten Nächte eine Antwort aus Fleisch hat und nicht nur aus Rauch. Claudia ist fast eine Frau und weiß, wo ihr Vater wohnt. Und es gibt etwas, das ich fünfzehn Jahre gebraucht habe, um es ohne Wut sagen zu können, und ich sagte es ihrer Mutter an einem Vormittag im vergangenen Jahr schriftlich: dass meine Mutter verbittert gelebt habe, weil sie nie Gelegenheit hatte, ihre Enkelin aufwachsen zu sehen, und dass sie ein Herz aus Gold hat. Einer der längsten Grolle meiner Familie, in zwei Zeilen aufgelöst. Das da war keine Ablehnung gewesen. Es war Trauer gewesen.

Ich kam zu Beginn jenes Winters mit einer Sache in der Hand zurück, die ich seither nicht losgelassen habe: Dieser Mensch existiert, und er ist das Vollkommenste, was aus meiner ganzen Geschichte hervorgegangen ist. Und als ich die Wohnungstür aufmachte, erzählte mir der Geruch alles, und der ähnelte in dieser Wohnung keinem anderen. Der Kühlschrank, leer. Der Boden, übersät mit

Kippen. Und Chapa, der mich mit den Augen von jemandem hereinkommen sah, der nicht mehr ganz in seinem eigenen Körper ist. Ein Mann im Prodrom kam von vier Tagen Schlaf und einem Mädchen, das über Kraken redete, und was ihn zu Hause erwartete, war genau das Gegenteil von alledem.

Kapitel 45 · Die Kamera um zwei Uhr nachts

Was ich von jenem Winter in Erinnerung habe, ist nicht das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Es ist das umgekehrte, und deshalb macht es so viel Angst, es zu erzählen: das Gefühl, endlich das einzig Vernünftige zu tun, was noch zu tun war, nämlich es aktenkundig zu machen, mitten in der Nacht vor eine Kamera zu bringen, was die anderen partout nicht ansehen wollten. Eine Psychose erlebt man nicht als Wahnsinn. Man erlebt sie als exakte Klarheit innerhalb einer anderen Wirklichkeit, und es fehlt ein einziges Element, das, welches alles verändert: die innere Stimme, die in der Euthymie fragt, wozu, und wartet, und zweifelt, und dir die Nachricht bis morgen schlafen lässt. Diese Bremse ist in diesem Buch schon erzählt. In einer Episode bricht sie nicht, sie schaltet sich ab, und was ihren Platz einnimmt, stellt Gewissheiten schneller her, als man sie aufschreiben kann. Mit dieser Maschinerie, die in mir lief, kam ich von der Reise zurück, bei der ich meine Tochter gesehen hatte: drei Stunden Schlaf, notiert auf dem Bogen einer Sprechstunde aus diesen Tagen, elf Monate, in denen niemand meine Medikation angefasst hatte, und ein Videokanal, der auf mich wartete.

Beim Kanal sollte man ein Missverständnis ausräumen, bevor es weitergeht, denn fast alle erzählen es andersherum. Er entstand nicht in dieser Nacht. Es war derselbe wie immer, der aus dem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer, derselbe, in dem ich Videos hochlud, in denen ich unsere Lieder erklärte, und Marta sah sie und bat mich danach, ihr zu erzählen, was ich in Minute so und so hatte sagen wollen. Da drinnen blieben zwei Videos, die wir beide zusammen geschrieben und gesprochen hatten, an einem Abend, totgelacht, wie wir schon fast nie mehr lachten; wenn mich jemand fragt, wo Marta und ich zum letzten Mal laut gelacht haben, ist das die Antwort. Ich habe in allen Schüben aufgenommen, die ich je hatte, und nach jedem Klinikaufenthalt löschte ich alles, und bis zu jenem Winter hat es mir nie Ärger gebracht, und das war, als ich mit völlig weggetretenem Kopf dorthin zurückkehrte. Meine Schwester bat mich, es zu lassen,

und ich antwortete ihr, das Aufnehmen sei meine Therapie. Die Therapie war es. Der Zeitpunkt war der denkbar schlechteste.

Die ersten Videos handelten von Nuria, und ich nannte ihren Namen nicht: Ich baute einen Archetyp, die Frau, die sich ein öffentliches Bild von Güte herstellt, während sie innerlich dem Mann, den sie zurückgewiesen hat, den Tod wünscht, und über diesen Archetyp goss ich alle Beleidigungen aus, die mir einfielen, und das waren viele, mit der Enthemmung dessen, dessen Bremse außer Betrieb ist. Ich erzähle es nicht, um es zu rechtfertigen. Ich erzähle es, um es zu benennen: Das da war ein Gehirn im Schub, das vergiftete Wahrheiten herstellte. Und binnen Tagen vergaß das Gehirn sie und stürzte sich auf das, was mich wirklich zerriss, und das war Marta. Das Verfahren. Toby, der mit ihr weggegangen war, ohne dass ich mich hatte verabschieden dürfen. Die Liebe, die ich für echt gehalten hatte, verwandelt in das schwerste Verfahren meines Lebens. Im fünfzehnten Video sprach ich ihren Namen aus, und danach redete ich zwei Stunden und vierzig Minuten am Stück. Die Transkription dieses Abschnitts existiert, es sind Stunden, die ihr gewidmet sind und nur ihr, und was darin steht, ähnelt nicht dem, was am Ende in einem Gerichtssaal ankam. Da sind Minuten um Minuten von Fotos, ein Mann, der eine Schublade aufzieht, um einer Kamera ein Möbelstück zu zeigen, das sie wie neu hinterlassen hatte, ihre Sachen, die an meiner Wand hingen, der Helm, der zu meinem passte, eine Bergreise, ihre Leute, denen ich einem nach dem anderen zu den Geburtstagen gratulierte, zu denen ich nicht gratuliert hatte. Da sind Sätze an sie, in denen ich ihr sage, dass ich nichts von ihr verlange, dass ich sie nicht anrufe, dass ich sie nicht bedrohe, dass ich sie nicht vergessen will, auch wenn wir im Leben nicht mehr zusammen sein sollten. Und da sind Abschnitte, und ich werde sie nicht verstecken, in denen ich sagte, dass ich sie hasse. Das alles ist in derselben Aufnahme und manchmal in derselben Minute, denn ein Kopf ohne Regulation sind nicht zwei Männer mit zwei verschiedenen Absichten. Es ist einer. Was ich nicht wusste, während ich das hochlud, war, dass jemand aus ihrem Umfeld es in den ersten Stunden gefunden und ihr zugespielt hatte.

Wenn dieses Buch durchblicken ließe, dass mich niemand gewarnt hat, würde es lügen. Alle haben mich gewarnt, gleichzeitig und schriftlich. Meine Schwester verbrachte einen ganzen Tag mit mir, Link für Link: dass ich das Ende herausschneiden solle, wo ich beleidigte, dass ich nicht weiter mit dem Feuer spielen solle, und sieben Stunden später der Satz, den ich zweimal hätte lesen müssen und kein Mal las, dass sie versuche, mich zu schützen, dass das da aber

nicht auch noch ihre psychische Gesundheit mitreißen werde. Meine Mutter drohte mir mit einer Anzeige, das einzige Mal in ihrem Leben, damit ich aus meinem letzten Video ein Familienfoto entferne. Am nächsten Morgen kam die Nachricht, die sich am schlimmsten liest: dass ich es nicht entfernt habe, dass ich weiter lüge, dass ich mir gerade das eigene Grab geschaufelt habe, indem ich meinen Namen und meine Daten nannte. Mit dem Wort Glückwunsch dahinter. Und meine Schwester wieder, am nächsten Morgen, Warnung an alle, dass ich mit dem, was ich in diesem Video sagte, geradewegs auf einen Prozess zusteuere, der schlimmer werde als der vom Donnerstag; zwei Stunden später warf sie schriftlich das Handtuch, ihr sei die Energie ausgegangen, und zehn Minuten später schickte sie mir einen Kuss für die Person, mit der ich den Tag verbringen würde. So ist sie. Mit sechs Warnungen direkt vor der Nase tat ich, dass ich achtzehn Tage weiter aufnahm. Das ist die Anosognosie in ihrer extremen Fassung, die, die ich schon erklärt habe: nicht die Diagnose zu leugnen, die gab ich nüchtern ohne mit der Wimper zu zucken zu, sondern unfähig zu sein zu sehen, dass das, was du in genau dieser Minute tust, die Diagnose ist. Und es ist zugleich ein gewarnter Mann, der nicht aufhören konnte. Beides ist wahr, und beides steht sich nicht im Weg.

In eines dieser Videos rutschte ein Dokument mit Martas Daten hinein. Ich habe es nicht dort hineingesetzt: Es rutschte hinein, in der Geschwindigkeit, in der ein Mann Videos schneidet, der nicht schläft und der mit der Kamera die Brände löscht, die er selbst legt. Ich sah es kurz nach dem Hochladen. Ich nahm das Video herunter. Ich lud es ohne das Dokument wieder hoch. Zwischen dem einen und dem anderen vergingen Minuten, und in diesen Minuten machte jemand, der vor dem Bildschirm saß, einen Screenshot, und dieser Screenshot landete am Ende in einer Anzeige. Ein Gehirn in der Psychose ist nicht vollständig ausgeschaltet: Es geht in Böen, es schaltet sich ein und aus, und in einer dieser Böen sah ich, was da war, verstand, was es war, und nahm es weg. Von den ganzen drei Wochen ist das der einzige Moment, in dem ich genau das tat, was zu tun war, allein, ohne dass mich jemand darum gebeten hätte, und es ist genau der Moment, den man zu Gericht getragen hat. Bestraft wurde die Minute, in der ich es gerade merkte. Und um ein Dokument abzufischen, das ein paar Minuten in der Luft war, auf einem Kanal, den fast niemand sah, muss man tagelang am Stück einen Mann beobachten, der nicht schlief. Vollständig gelesen, sind diese Screenshots mein Schuldausschließungsgrund. Beschnitten, wurden

sie meine Vorstrafen. Den Kanal habe ich selbst geschlossen, und im letzten Video, das vier Leute gesehen haben, bitte ich weinend um Verzeihung.

Während ich aufnahm, wurde in diesem Umfeld über mich gesprochen. Es wurde laut gesagt, und aus einer Angst heraus, die ihre war und die echt war, dass ich ein gefährlicher Mann sei. Ich habe schon gesagt, wer der Mann war, von dem sie sprachen. Und damit ich nicht billig davonkomme: Ich erfuhr es damals nicht, ich erfuhr es Monate später, als ich schon in der postpsychotischen Depression steckte, es war also nicht der Auslöser von irgendetwas. Was mich sehr wohl entzündete, war zu erfahren, dass Nuria fast täglich meine Schwester anrief, damit ich aufhörte aufzunehmen, und als ich das erfuhr, nahm ich mehr auf. Diese Angst hat Zutaten, die ich eine nach der anderen kenne, und keine davon ist irgendjemandes Bosheit: das Wort bipolar ohne irgendetwas dahinter; ein reales Verhalten, das eines gereizten, schlaflosen, filterlosen Mannes, das als Eskalation gelesen wird, weil niemandem erklärt worden ist, dass die Eskalation eines Prodroms nach innen geht, auf die Kamera und auf die eigene Leber, und nicht auf den Körper von irgendwem; das Echo verängstigter Leute, die täglich miteinander reden; und die einzige Person in dieser Gruppe mit klinischer Ausbildung, die es in dreißig Sekunden hätte entschärfen können und es nicht tat. Dass ein Unbekannter dich einen gefährlichen Irren nennt, ist Hintergrundrauschen. Dass die, die dich geliebt haben, dich in ein Monster verwandeln, ist eine Amputation.

In der Nacht vor dem ersten beschleunigten Verfahren schlief ich nicht. Es waren Drogen zur Hand, und ich überlegte nicht lange, denn die Alternative war, bis acht Uhr Risse in der Decke zu zählen. Jordi fuhr mich in seinem Auto hin. Marta stand vor dem Gericht, in Begleitung ihrer Leute, und ich ging nicht hin, weil es mir verboten war und weil die Scham mich von innen aufgefressen hatte, diese ganz seltsame Scham des Angeklagten, der schweigend um Verzeihung bittet für Straftaten, die Symptome waren. Wir standen am Ende dreißig Meter voneinander entfernt und rauchten, wie drei Fremde, sie, ohne den Blick zu heben, und ich, auf meine Schuhe starrend. Einer aus ihrer Familie, den ich fast für einen Freund gehalten hatte, sah mich an, als wollte er mich umbringen, und diesen Blick löste nicht das aus, was ich war, sondern der Teil von mir, der in einen Schriftsatz passte. Im Saal sah Marta mir kein einziges Mal in die Augen, als wären diese Bank und dieser Sonnenuntergang auf dem Berg zwei anderen Menschen passiert. Ich ging vollständig im Schub hinein, ohne jede Fähigkeit zu wissen, dass ich krank war, was so viel heißt wie ohne

die Fähigkeit, um Hilfe zu bitten. Meine Aussage war jämmerlich. Der Pflichtverteidiger, der mich weder vorbereitete noch mir zuhörte, bekam dasselbe Honorar. Die Richterin war verständnisvoll, soweit man das in fünfzehn Minuten sein kann, und am Ende hob sie den Blick von den Papieren und stellte mir die einzige Frage, die mir an diesem Vormittag gestellt wurde.

„Verstehen Sie, dass das, was Sie getan haben, falsch ist?“

„Ja.“

Und das war die Wahrheit. Dass das falsch war, verstand jeder, und ich verstand es auch. Was ich nicht verstand, weil die Krankheit es mich nicht verstehen ließ, war, dass ich krank war. Das hat niemand gefragt. Einem Mann, der sich seit drei Wochen um zwei Uhr nachts filmt, muss man nicht die Frage stellen, ob er weiß, dass das falsch ist; und in fünfzehn Minuten pro Fall bleibt keine Zeit für irgendeine andere. Ich kam heraus, verurteilt zu zwanzig Tagen elektronisch überwachtem Hausarrest und zu einem Kurs, den ich bis heute nicht gemacht habe. Mich, der ich seit Monaten nicht in der Lage war, über den Treppenabsatz zu gehen, verurteilte man dazu, das Haus nicht zu verlassen.

Der zweite Prozess, der wegen der schwereren Videos, die ich selbst gelöscht habe und von denen es nirgendwo eine Aufzeichnung gibt, war eine Woche später und wurde durch Geständnis erledigt. An diesem Tag begleitete mich meine Mutter. Auf dem Flur begegnete sie Marta und sagte ihr ins Gesicht, wie sie es wage, ob sie sich nicht schäme; Marta antwortete nicht, und die Frau, die sie mit dem Koffer zum Bahnhof gefahren hatte, stellte sich zum ersten Mal vor meinen Augen auf die einzige Seite, auf der sie immer gestanden hatte. Ich hatte im Auto, ohne zu wissen, warum ich es an diesem Morgen mitgenommen hatte, eines der Bilder, die sie mir geschenkt hatte. Als ich vom Unterschreiben herauskam, war ich nicht mehr in der Lage, damit nach Hause zu fahren. Ich stellte es an die Wand gelehnt auf eine Bank auf der Straße, damit es der Erste mitnehme, der vorbeikam, und von jenem Vormittag bleibt ein Foto, auf dem man sieht, dass jemand auf die Rückenlehne der Bank mit roter Sprühfarbe und in riesigen Buchstaben geschrieben hatte, ich liebe dich. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll, außer es zu erzählen.

Das Geständnis ist das, was man in der Psychose unterschreibt. Das beschleunigte Verfahren ist für den Fahrer gedacht, der am Straßenrand ins Röhrchen pustet, und für die Kneipenschlägerei mit drei Zeugen: An diesem Tag hatte das Bereitschaftsgericht siebzehn weitere Sachen, fünfzehn Minuten für jede, und mein Anwalt hatte dreißig Sekunden mit mir auf einem Flur zur Ver-

fügung gehabt. Im Zentrum der Erfindung steht ein Anreiz, und es ist ein guter Anreiz für fast jeden: Du erkennst den Sachverhalt an, die Strafe sinkt um ein Drittel, und du gehst zu Fuß nach Hause. Für einen Mann drei Wochen nach einer Psychose, zu Tode verängstigt, mit einem Anwalt, der ihn an diesem Morgen kennengelernt hat, ist das keine Wahl zwischen zwei Möglichkeiten. Es ist ein Notausgang mit dem grünen Licht darüber. Was mir niemand erklärt hat, ist, dass Unterschreiben bedeutete, eine Fiktion aktenkundig zu machen, nämlich die, dass ich bei vollem Verstand gehandelt hätte, und dass man mit dem Anerkenntnis des Sachverhalts auch darauf verzichtet, die Schuldfähigkeit zu bestreiten, denn ein Schuldausschließungsgrund braucht Gutachter und Zeit, und das sind genau die beiden Dinge, die dieses Verfahren so konstruiert ist, nicht zu haben. Und die Fiktion trägt nicht nur das Gericht. Am Morgen nach der Unterschrift schrieb ich meiner Schwester, dass ich gewollt habe, dass man mich wie jemand Normales verurteilt, ohne Störungen, und dass, wenn ich für alles andere funktionsfähig sei, es gerecht sei, es auch dafür zu sein. Das schrieb das Selbststigma, das zu diesem Zeitpunkt schon aus meinem Mund sprach. Derselbe Schub hat die Videos hervorgebracht und die Unterschrift hervorgebracht. In dem Verfahren, in dem sich jemand die Zeit nahm, wirklich hinzuschauen, und das ist das nächste Kapitel, war dieser Schub ein vollständiger Schuldausschließungsgrund. In dem, in dem niemand fünfzehn Minuten hatte, existierte dieser Schub nicht. Meine Vorstrafen kommen aus diesen beiden Prozessen und aus keinem anderen.

In der Nacht des ersten Prozesses schrieb ich, Marta habe mir einen riesigen Gefallen getan, dass es mich befreit habe, sie zu sehen, ihre Verachtung zu sehen und dass sie mir nicht in die Augen sah. Und es blieb nicht im Telefon: Ich setzte mich vor die Kamera und sagte es laut, felsenfest überzeugt, mit dieser Festigkeit, die es einem gibt, im Schub zu sein und es glauben zu müssen. Sobald ich mit dem Aufnehmen aufgehört hatte, warf ich mich aufs Bett, presste das Gesicht ins Kissen und schrie mir die Seele aus dem Leib, bis ich keine Stimme mehr hatte. An diesen Videos hat man immer beurteilt, was man auf dem Bildschirm sah. Was dreißig Sekunden nach dem Ausschalten passierte, hat niemand gesehen.

Kapitel 46 · Die Trennwand

Die zwanzig Tage saß ich zu Beginn jenes Sommers ab. Ich wohnte wieder bei meiner Mutter: Klappbett im Wohnzimmer und ein alter Monitor, seinerzeit mit Marta gekauft, von dem aus ich weiter im Homeoffice arbeitete, um nicht auch noch die Arbeit zu verlieren. Dreimal am Tag kam die Ortspolizei herauf, damit ich ein Papier unterschrieb, das bescheinigte, dass ich mich weiterhin an dem Ort befand, von dem ich mich nicht wegbewegen durfte. Am ersten Tag fasste ich es meiner Schwester schriftlich zusammen: Eine Sache ist, nicht hinausgehen zu wollen, und eine andere, nicht zu können. Diese Strafe hat meinen Alltag keinen einzigen Tag verändert, denn mein Kopf hielt mich eingesperrt, lange bevor ein Richter es unterschrieben hat. Zwei Tage, nachdem ich sie abgesessen hatte, betrat ich den Saal des großen Prozesses.

Er fand in dem Ort statt, in dem ich zum ersten Mal ausgezogen war, als ich Martas wegen umzog. Von seinen Plätzen werde ich keinen mehr betreten, und das ist etwas, was fast niemand über diese Krankheit erzählt: Außer den Jahren und den Menschen nimmt sie einem die Landkarten. Vor der Tür wiederholte sich die Szene vom Winter, Marta rauchte dreißig Meter entfernt mit jemandem aus ihrer Familie, wir drei behandelten uns wie Fremde. Ihre Nebenklage änderte den Schriftsatz vor Beginn: Wenn das Gericht den vollständigen Schuldausschluss annehme, würden sie Maßregeln beantragen, und wenn es ihn nicht annehme, senkten sie die Jahre Haft, die sie bislang gefordert hatten, plus Näherungsverbot und Verbot, mit ihr auf irgendeinem Weg zu kommunizieren. Das heißt, die Anklage selbst setzte voraus, dass es hier um einen Kranken ging. Der Streit ging nicht um schuldig oder unschuldig. Der Streit ging darum, was man mit einem Schuldunfähigen macht, ob man ihn einsperrt oder ihn überwacht. Das Gutachten der Gerichtsmedizinerin, in dem stand, dass meine Einsichts- und Steuerungsfähigkeit vollständig aufgehoben waren, lag seit drei Jahren in der Akte, und bis zu diesem Vormittag lag ein Schriftsatz mit meinem Namen darauf, der Jahre Haft forderte. Der Körper kann nicht unterscheiden zwischen der Strafe, die beantragt wird, und der Strafe, die verhängt wird.

Ich entschied mich auszusagen. Ich räumte die Beziehung ein und räumte die Sprachnachrichten ein, mit der einzigen Präzisierung, die wahr war: dass ich sie in eine Gruppe geschickt hatte, in der ich nicht wusste, dass sie drin war.

„Und was sagten Sie in diesen Sprachnachrichten?“, fragte die Staatsanwältin.

„Also, das waren Sprachnachrichten mit hyperbolischen Drohungen, Ergebnis eines psychotischen Schubs, in dem ich steckte.“

„Und war Ihnen nicht bewusst, dass Sie sie verschickten?“

„Mir war nicht bewusst, was ich tat.“

Ich erklärte, dass ich keine Erinnerung daran hatte, sie aufgenommen zu haben, und dass es mir, als ich sie später hörte, wie ein Fremder vorgekommen war, der meine Stimme benutzte. Und als ihr Anwalt das Thema Behandlung aufbrachte, kam der Lehrer in mir heraus: die vier Säulen der psychischen Gesundheit, was eine Dekompensation bedeutet, warum eine Dosiserhöhung nicht dasselbe ist wie ein Rückfall. Ich sagte das Wort Euthymie vor einem Gericht. Ich erzählte auch etwas, was fast niemand weiß, nämlich dass ich Monate nach der Sache mit dem Hotel ein einziges Mal Kontakt zu ihr aufgenommen habe, eine Sprachnachricht, um sie um Verzeihung zu bitten, und ich tat es, weil meine Anwältin mir gesagt hatte, das Verfahren sei eingestellt und Marta habe keine Beschwerde eingelegt. Sie hatte sehr wohl Beschwerde eingelegt, die Maßnahmen waren weiter in Kraft, ich habe sie verletzt, ohne es zu wissen, und sobald ich es erfuhr, habe ich ihr nie wieder geschrieben: Das sind fünf Jahre. Eine Bitte um Verzeihung, ins Leere geworfen. Nach dem, was zu mir zurückkam, sagte sie, ich hätte gar nichts verstanden, und vielleicht hatte sie recht, denn für einen Menschen, dem nie jemand erklärt hat, was eine psychotische Episode von innen anrichtet, konnte meine Erklärung nur wie eine Ausrede klingen. Das war alles, was an diesem Tag aus meinem Mund kam: keine Drohung, kein Wort gegen sie; eine Diagnose, vier Säulen und eine Entschuldigung. Sie saß drei Meter entfernt, hinter einer Trennwand, und hat nichts davon gehört.

Danach sagte sie aus. Sie erzählte von den Anrufen jenes Tages und vom gesamten Katalog des Wahns, laut in einem Saal aufgesagt. Man fragte sie, ob sie Angst gehabt habe, und sie sagte ja, natürlich. Hinter der Trennwand fand ich keinen einzigen Grund, daran zu zweifeln: Diese Sprachnachrichten hat es gegeben, und aufgenommen hat sie meine Stimme. Sie sagte auch, dass sie mich nie gebeten habe aufzuhören, und dass es danach keine weiteren Kontakte gege-

ben habe, direkt nicht, dass es einen Videokanal gegeben habe. Direkt nicht. Sie hat es gesagt. Und sie erzählte, dass sie von diesem Kanal die ersten zwei oder drei Videos gesehen habe und kein einziges mehr, und ich glaube ihr, denn das bedeutet, dass sie die schlimmsten nicht gesehen hat, aber auch, dass sie die Stunden von Fotos und die nachgeholten Geburtstage nicht gesehen hat. Was sich mir eingrub, war jedenfalls nicht der Inhalt. Es war die Art und Weise. Da stand die Frau, mit der ich mich in meinem Leben am stärksten verbunden gefühlt habe, und sprach über mich, ohne ein Zittern in der Stimme, ohne eine Nuance, ohne einen Zweifel, und so sehr ich sie suchte, ich erkannte sie in diesem Ton nirgends wieder. Es gibt eine Erklärung, und sie heißt nicht Bosheit: Sie betrat diesen Saal nicht als Zeugin, sie betrat ihn als Partei, mit ihrem Anwalt, ihrem Schriftsatz und ihrem Strafantrag. Eine Zeugin erinnert sich. Eine Partei vertritt. Diese Fassung hatte drei Jahre und eine Kanzlei gehabt, um rund zu werden, und in so einen Schriftsatz passt die Frau nicht hinein, die einen Zug nahm, um mich zu besuchen. Ich schreibe es nicht als Vorwurf an eine Entscheidung von ihr. Ich schreibe es als das, was ein Verfahren mit der Erinnerung dessen macht, der es betreibt.

Und jetzt zur Trennwand, die in keinem Gesetzbuch vorkommt. Im beschleunigten Verfahren im Winter gab es sie nicht: Wir waren beide im selben Saal, ein paar Meter voneinander entfernt. Wegen derselben Tat tauchte sechs Monate später die Trennwand auf. Niemand hatte sie beantragt. Sie kommt serienmäßig mit der Vorlage für häusliche Gewalt, die den Täter von seinem Opfer trennt, ohne innezuhalten und anzuschauen, wer die beiden sind, die sie vor sich hat. Und diese Trennwand tat in einer Minute drei Dinge: Mich stellte sie an den Ort, an den man die Gefährlichen stellt, einen Mann, der sechs Monate zuvor dreißig Meter von ihr entfernt auf offener Straße stehen geblieben war und sich die Schuhe angesehen hatte; sie steckte sie per Protokoll in die Rolle meines Opfers; und sie verschloss ihr die Ohren genau an dem Tag, an dem ich sprach.

Dann kam das Gutachten an die Reihe, und für diesen Prozess hat mich niemand persönlich untersucht. Die Gerichtsmedizinerin sagte per Videoanruf aus, und der Videoanruf brach ab. Mein Leben wäre fast wegen eines Routers vertagt worden. Als man sie endlich hörte, bestätigte sie ihr Gutachten, und die gesamte Grundlage eines Schuldausschlusses wurde in ein paar Minuten und mit groben Pinselstrichen abgehandelt. Mein Anwalt zog am Faden: Wenn sie einen behandelten, adhärenten Patienten mit drei Jahren Weiterbetreuung vor sich

hätten, sei da eine Unterbringung nötig? Die Gerichtsmedizinerin räumte ein, dass ihre Bewertung die von damals sei und nicht die von heute. Und mitten in dieser Diskussion erfuhr ich, dass Toby gestorben war. Mein Hund. Der Einzige, der mich ohne Bedingungen geliebt hat. Ich weiß nicht einmal den Tag; ich weiß, wie mich die Nachricht erreichte. Fünfeinhalb Jahre bei ihr, nicht einer bei mir, und er starb, während man mich vor Gericht stellte. Ich saß da und weinte um einen Hund, mit einer Trennwand davor, die der Welt verkündete, der Gefährliche sei ich. Ich bin ihr dankbar, dass sie ihn die Jahre versorgt hat, die ich es nicht konnte, auch wenn sie mir für nichts dankbar ist.

In den Schlussvorträgen beantragte die Staatsanwältin die Unterbringung. Ihr Anwalt erinnerte daran, dass schuldunfähig nicht straflos bedeutet, und beantragte Näherungsverbot, Kontaktverbot und Kosten. Meiner sagte, das sei ein Wahn gewesen, es habe nie eine körperliche Annäherung gegeben und das Verhältnismäßige sei, mich zu überwachen und nicht einzusperren. Den Schuldausschluss bestritt niemand. Was verhandelt wurde, war meine Zukunft, und verhandelt wurde sie in Begriffen der Logistik. Und am Ende kam das letzte Wort, und das ist die einzige Minute eines ganzen Verfahrens, in der das Gesetz dich selbst reden lässt, und da setzte ich mich über alle Anweisungen hinweg, die ich auswendig gelernt hatte. Ich sagte, dass ich Marta nicht nur nichts Böses wünschte: dass ich sie immer geliebt hatte. Dass daraus ein juristischer Wahnsinn geworden sei, dass das nicht so hätte enden müssen, dass wir uns irgendwann hätten hinsetzen und reden können. Ich erklärte der Richterin, dass das Verfahren selbst ein permanenter Stressor ist und dass mir das Cortisol von drei Jahren fünfzig Kilo auf die Rippen gesetzt hatte. Ich wünschte ihr, dass sie glücklich werde. Und ich bat um eine einzige Sache, dass dieser Albtraum aufhöre. Mein Anwalt gab mir Zeichen, dass ich mich kurzfassen solle, und beim Hinausgehen bekam ich eine Standpauke, denn wenn man mir sagt, ich solle etwas nicht tun, gehe ich geradewegs hin und tue es. In der Form hatte er völlig recht. In der Sache war dieses ungeordnete letzte Wort das Wahrhaftigste, was dort drinnen gesagt wurde.

Das Urteil erreichte mich am Ende des Sommers und lautete so: ein Jahr psychiatrische Unterbringung in einer geeigneten Einrichtung, Verbot, mich ihr zu nähern, und Verbot, mit ihr auf irgendeinem Weg zu kommunizieren. Ich rief meine Schwester an und sagte ihr, wenn die Beschwerde keinen Erfolg habe, gehe ich rein. Sie schwieg. Dann sagte sie, die Beschwerde werde Erfolg haben, und als ich sie fragte, woher sie das wisse, antwortete sie mir, sie wisse es nicht,

aber wir würden dafür sorgen, dass sie Erfolg habe. Am nächsten Tag schlug sie mir die Metaphysik mit einem Handstreich aus den Händen: dass es kein Karma gebe, dass es ab hier nur noch Anwälte seien. Mireia las das Urteil noch am selben Nachmittag und sagte mir, die Beschwerde habe eine Grundlage; ich fragte sie, was ich denn in der Zwischenzeit tun solle, und sie sagte mir, in der Zwischenzeit: leben. Und jetzt kommt das, was ich fast zwei Jahre gebraucht habe zu verstehen. Dieses Urteil war keine Verurteilung. Es nahm den vollständigen Schuldausschluss an, mit allen Buchstaben, und wo ein vollständiger Schuldausschluss ist, gibt es keine Verurteilung: Es gibt einen Freispruch und Maßregeln. Man bestraft dich nicht. Man behandelt dich. Das Problem ist, dass auf dem Papier das Wort Verurteilung stand, und so blieb es in mir hängen. Einen Monat später beantragte die Staatsanwaltschaft, genau das klarzustellen, und die Klarstellung brauchte viel länger, als irgendjemandes Geduld aushält. Diese ganze Zeit lebte ich mit einer Verurteilung auf dem Rücken, mit der Scham im Gesicht und dem Ich bin ein Verurteilter, das sich von allein wiederholte. Ich war seit jenem Sommer freigesprochen, und niemand hat es mir gesagt. Es ist auch keine böse Absicht: Es ist ein Gericht mit mehr Papieren als Händen, und die Verzögerung habe ich bezahlt. Die Beschwerde wartet bis heute.

Das Erste, was ich tat, als ich das Urteil zu Ende gelesen hatte, war nicht, einen Anwalt anzurufen. Es war, die Leute zu suchen, die gegangen waren. Ich bat meine Schwester, Nuria ein Video und die Lieder zukommen zu lassen, die ich geschrieben hatte, und zurück kam Schweigen, und hinter dem Schweigen das Gegenteil von Schweigen: die Forderung, dass ich den Kanal lösche und die Lieder lösche. Raquel schrieb ich ein paar Nachrichten an eine Nummer, die vielleicht nicht einmal mehr ihre war, und sagte ihr, dass ich sterben wolle. Und Wochen später fragte ich meine Schwester nach ihr, und sie antwortete mir, was sie mir antwortete: dass sie ihr nicht geantwortet habe, dass sie es aber von Nuria wisse. Niemand war verpflichtet, mir zu antworten. Aber nicht zu antworten ist auch eine Handlung, und auf der anderen Seite war ein Mann, der anfing, mit dieser seltsamen Kälte, die extreme Erschöpfung verleiht, daran zu denken, sich aus dem Weg zu räumen. Daraus entsteht der Körper mit den hundertfünfundfünfzig Kilo, und der hat sein eigenes Kapitel.

Was mir in diesem Ort passiert ist, hat seit fünfzig Jahren einen Namen und heißt Kriminalisierung psychisch gestörten Verhaltens. Es besteht in Folgendem: Wenn die einzige Tür, die offen bleibt, die der Polizeiwache ist, geht

alles, was der Kranke tut, durch diese Tür. Derselbe Schub ist eine Einweisung, wenn ein Arzt ihn ansieht, und eine Anzeige, wenn ein Ermittlungsrichter ihn ansieht. Bei mir sah ihn dreimal ein Ermittlungsrichter an. Da ist der doppelte Status, den kein Saal zu tragen weiß, krank und schuldig zugleich: Derselbe Staat, der auf ein Blatt geschrieben hat, dass ich meine Handlungen nicht steuern konnte, reichte mir danach die Rechnung für das zerbrochene Geschirr des Brandes. Denn die andere Rechnung, die in Geld, kam auch: fünf Anwälte, die Pflichtverteidiger mitgezählt, die auch nicht umsonst sind, und die Verfahrenskosten, die fast auf den Cent genau dieselbe Summe ergaben wie die Schulden aus dem Jahr des Koffers. Und die tatsächliche Kräfteverteilung ist genau die umgekehrte von der, die die Akte erzählt. Sie kann heute mit einem Anruf eine Maschinerie wieder in Gang setzen, die mich ein Jahr auf eine Station stecken kann. Ich kann ihr nichts tun, und ich will es auch nicht: Ich weiß nicht, wo sie wohnt, ich will es nicht wissen, und in all diesen Jahren voller Anzeigen und Prozesse gibt es nicht eine Verletzung und nicht ein ärztliches Attest. Die Macht hat sie. Der, der in Angst lebt, bin ich. Ihre Angst im Hotel war echt, und ich werfe sie ihr nicht vor. Ich schreibe das, damit sie weiß, dass der Mann, vor dem man sie angeblich schützen musste, seit fünf Jahren ihren Namen nicht lesen kann, ohne am Ende eine Tablette zu nehmen.

Teil VI · DIE FALSCHE LINIE

Kapitel 47 · Der Arzt, der redete

Meine Mutter hatte die Arzttermine jenes Monats auf einem Zettel notiert und strich sie durch, sowie sie erledigt waren. In jenem Frühling, zwischen den beschleunigten Verfahren und dem vom Sommer, blieb ein einziger ungestrichen, der beim neuen Psychiater im Krankenhaus, und sie erinnerte mich so daran, wie es sich gehörte. Den Psychiater zu wechseln kostete mich, was schon erzählt ist, denn dem System eine Überweisung abzuringen ist keine Sache von einfach danach fragen, und obendrein bat ich darum mit einer Ausrede wegen der Uhrzeiten, denn die Wahrheit zu sagen (dass die vorherige mich innerlich zerbrochen hatte) passte in kein Formular. Der Termin fiel auf den Anfang jenes Frühlings, nachmittags. Ein paar Tage zuvor hatte ich meiner Mutter einen dieser Sätze hingeworfen, mit denen ein Mann sich verteidigt, ohne zu merken, dass er sich verrät: dass der Psychiater schon wissen werde, was ich treibe. Er wusste es nicht. Er musste es auch nicht wissen. Ich musste es ihm erzählen. Und diese winzige, vor lauter Kleinheit absurde Sache war genau das Neue.

Dieser Arzt ähnelte keinem, der mich je behandelt hatte, und der erste Unterschied sprang einem nach zehn Sekunden ins Auge: Er redete. Er redete mehr als jeder andere Arzt, den ich je kennengelernt hatte, und er wusste es, und er sagte es lächelnd. Ich kam aus fünf Jahren mit einer Psychiaterin, die die Sätze verwaltete, als koste sie jeder einzelne Geld aus der eigenen Tasche, also verbrachte ich die erste Sprechstunde damit, etwas zu tun, was ich seit der Diagnose nicht mehr getan hatte: wirklich reden. Ohne mitzurechnen. Ohne die präsentable Fassung meiner selbst hervorzuholen, die man sich zusammenbaut, damit in der Sprechstunde alles korrekt herauskommt. Er hörte zu, wie einer zuhört, der etwas verstehen will, und nicht wie einer, der Kästchen ausfüllt. Er trennte den Patienten von der Störung, und innerhalb des Patienten trennte er die Symptome eines Schubs von den Entscheidungen eines Menschen, und diese Unterscheidung hatte fünf Jahre lang niemand für mich gemacht. Er glaubte mir. Und er schrieb Befunde, in denen stand, was wirklich passiert war. In diesen ersten Sprechstunden sagte er mir außerdem einen Satz, den ich danach ei-

ner Menge Leute weitererzählt habe, weil er den ganzen Unterschied zusammenfasst: dass ich immer in die Notaufnahme kommen solle, wenn ich es brauche. Ein psychiatrischer Patient, dem sein Arzt das sagt, hat eine Tür. In den fünf Jahren davor hatte ich keine Tür. Ich hatte einen Termin alle drei Monate und ein Formular.

Eines Tages ging uns die Sitzung in eine Richtung, die nicht vorgesehen war, und ich fragte ihn, warum er das mache.

„Weil ich das für die ehrlichste Arbeit halte, die es gibt."

Ich bat ihn, mir das mit dem ehrlich zu erklären.

„Weil man hier drinnen nichts vortäuschen kann. Ein Patient im Schub spielt nichts. Einer in der Depression übertreibt nicht. Was da ist, ist das, was da ist."

Ich fragte ihn, ob es nicht müde mache.

„Alles macht müde. Die Frage ist, ob das, was es dir gibt, aufwiegt, was es dich kostet."

Ich fragte ihn nach seinem, nach seinem Fall. Er sagte mir, ja, in seinem wiege es auf; es gebe Tage, an denen ihm die Seele in die Hose rutsche, aber wenn jemand, der sich jahrelang nicht aufrichten konnte, sich wieder aufrichtet und du weißt, dass du etwas damit zu tun hattest, dann zahle das kein anderer Beruf. Ich sagte ihm nicht, dass ich einer von denen war. Es war überhaupt nicht nötig, es ihm zu sagen. Und es gab noch etwas, weniger Auffälliges und Wichtigeres: Er war in der guten Sprechstunde derselbe Mann wie in der schlechten, derselbe Ton, dieselbe Freundlichkeit, wie auch immer ich zur Tür hereinkam. Das hat einen Namen, Konsistenz, und sie ist deutlich seltener zu finden als klinische Kompetenz.

Damit das hier nicht am Ende zu einer erbaulichen Geschichte wird, steuere ich meinerseits das Material bei, das sie kaputt macht. Im Winter darauf gab es einen Morgen, an dem ich aufwachte und nicht aufstehen konnte. Am Nachmittag erzählte ich es schon meiner Schwester: wie furchtbar, dass ich mich nicht bewegen könne, und eine Minute später, dass meine Seele nicht in meinen Körper zurückwolle und dass ich das merke. Sie benannte es in einer Zeile, das sei die Depression, und schlug mir vor, was der gesunde Menschenverstand vorschlägt, noch an diesem Nachmittag zum Psychiater zu fahren, sie bringe mich hin, dafür habe er doch gesagt, dass er da sei. Ich sagte ihr in derselben Minute Nein. Sie hakte nach. Eine halbe Stunde später sagte ich ihr, dass ich nicht glaube, dass dieser Mann mir helfen könne, und dass ich außerdem nicht in der Verfassung sei, mit irgendwem zu reden. Und eine Viertelstunde später, als ich

schon zweimal abgelehnt hatte und das Gespräch schon dabei war, die Nummer einer Psychologin zu suchen, schrieb sie mir, dass es mich trotzdem trösten werde, an diesem Tag mit ihm zu sprechen, dass er ein guter Mann sei und mich schätze. Ich unterstreiche das Detail, wer das sagt: Das sage nicht ich, das sagt jemand, der nicht ich ist. Ich ließ wieder einen Termin platzen, um den sie mich gebeten hatte, und ich ließ ihn platzen mit dem Vokabular des Kranken, der es besser weiß als sein Arzt, nämlich dass man zum Psychiater alle drei Monate geht. Das heißt, die Kontinuität hat mich nicht zum Musterpatienten gemacht. Sie hat mich zu einem Patienten mit Arzt gemacht, und das ist nicht dasselbe, und es ist schon eine Menge.

Es gibt allerdings eine Sache, die keiner von beiden getan hat, weder die Ärztin aus der Ambulanz noch er. Niemand hat mir je erklärt, was mit mir los war. Im Technischen kam alles an: Die Diagnose kam an, die Medikation kam an, die klinischen Namen kamen an. Was nie ankam, war das Praktische. Was es für ein Leben bedeutet, einen Typ eins zu haben. Wie ein Prodrom im Gesicht aussieht. Was man tut, wenn der Schlaf anfängt auszusetzen. Wie man das seinen Leuten erzählt, damit sie, statt wegzulaufen, dir zur Hand gehen können. Das hat einen Namen, es heißt Psychoedukation, es hat solide Evidenz im Rücken (sie senkt Klinikaufenthalte und verbessert die Prognose), und im öffentlichen Gesundheitswesen gibt es kein einziges Protokoll, um sie dir zu geben: Der Psychiater führt die Medikation und unterschreibt Papiere, und der Psychologe, wenn man dir einen zuteilt, verfügt über eine halbe Stunde alle drei Monate. Meine habe ich mir selbst gegeben. Durch Lesen, durch Abgleichen meiner eigenen Befunde, durch Zusammenreimen um drei Uhr nachts, und danach in der Selbsthilfeorganisation. Dreiunddreißig Jahre darauf gewartet, dass jemand dem da einen Namen gibt, und sieben weitere, bis ich auf eigene Faust herausfand, was dieser Name bedeutet. Da ist auch der Witz vom billigsten Rausch der Welt, dem Aufhören zu schlafen: mein Schubprädiktor, jahrelang laut vor Ärzten ausgesprochen, ohne dass irgendwer, und ich zähle mich dazu, ihn vom Boden aufgehoben hätte.

Und ich werfe es nicht nur denen vor, die gegangen sind und die die Antwort fünf Sekunden von einer Suchmaschine entfernt hatten. Ich werfe es meinem ganzen Umfeld vor, das mit einem guten Willen funktioniert, von dem es mehr als genug hat, und mit einem Wissen, das ihm niemand zu geben die Mühe gemacht hat; und ich werfe es mir selbst vor, der ich dieses Wort seit Jahren in einem Befund stehen hatte, ohne es zu verstehen. Bipolar ist eines dieser Wörter,

die alle für bekannt halten, weil sie sie tausendmal gehört haben und weil sie nach zwei Dingen klingen, oben und unten. Niemand schlägt in einem Wörterbuch nach, was er zu wissen glaubt.

Also lasse ich hier beisammen, geordnet und ohne Pathos, was funktioniert hat, für den Fall, dass es jemandem mit dieser Diagnose nützt oder jemandem, der einen Menschen liebt, der sie hat. Erstens, ein Psychiater, der mich ansah, und das sage ich nicht aus persönlichem Eindruck: Die therapeutische Allianz gehört zu den solidesten Ergebnisprädiktoren, die es in der psychischen Gesundheit gibt. Zweitens, eine lange Therapie, die in den Keller ging, in die dreizehn Jahre, in das Verlassenwerden, in die Scham, und die mir statt allgemeinem Verständnis Werkzeuge zum Mitnehmen in die Hosentasche gab: ein Prodrom kommen sehen, eine Idee von einem Impuls unterscheiden, die Hand anhalten, bevor die Nachricht rausgeht. Drittens, eine Frau, die mir statt der Schuld den Schlaf maß, und von der spreche ich an ihrem Platz. Viertens, es nach draußen bringen, schriftlich, gesungen und aufgenommen. Und fünftens, zu wissen, was ich habe: dass die Gereiztheit ein Symptom ist und nicht mein Charakter, dass man zum Telefon greifen muss, wenn ich drei Nächte hintereinander vier Stunden schlafe, dass die Euphorie der genialen Ideen um drei Uhr nachts keine Inspiration ist, sondern eine Warnung. Keine dieser fünf Sachen ist Willenskraft. An Willen hat es mir nicht gefehlt. Mir haben diese fünf Sachen gefehlt, und sobald ich sie hatte, ging das Verhalten, das alle meinem Charakter anhängten, von allein weg, ohne dass sich jemand hätte anstrengen müssen, es zu korrigieren. Keinem Diabetiker sagt man, mit mehr Charakter würde sein Blutzucker sinken. Uns sagt man es täglich. Zum ersten Mal, seit man mir den Namen gegeben hat, bedeutete die Medikation etwas, das nicht die Angst vor den Folgen war. Das Lithium schmeckte weiterhin nach alten Münzen, aber es hinunterzuschlucken hatte aufgehört, Gehorsam zu sein, und war etwas anderes geworden: Fürsorge.

Kapitel 48 · Hundertfünfundfünfzig Kilo

Hunderte Überstunden in weniger als drei Jahren. Rufbereitschaft, Verfügbarkeit zu jeder Tages- und Nachtzeit und ein Kunde, der keine Arbeitszeiten hatte, denn die Systeme haben auch keine, und niemand kommt auf die Idee, dass eine Maschine bis morgen wartet. Ich beantwortete E-Mails aus dem Zimmer neben diesem Zuhause von mir, in dem konsumiert wurde und das ich bezahlte, von dem Sofa aus, auf dem ich nicht schlief, aus der festen Angst vor dem Urteil, das noch fallen würde. Auf den, der zusammenbricht, stürzen sich alle; um den, der durchhält, kümmert sich niemand, und niemand kümmert sich genau deshalb, weil er durchhält. Das Geld aus diesen Stunden war auch zu nichts Gutem nütze: Es ging dafür drauf, die Schulden zu stopfen, die diese Wohnung produzierte.

Vor jenem Winter gab es einen Herbst, den direkt nach dem Urteil, und in diesem Herbst lernte ich eine Frau kennen. Ein gemeinsamer Freund stellte uns vor, wir redeten einen Monat lang, und ich fuhr sie besuchen, vier Tage in ihrer Stadt, weit weg von meiner. Um dorthin zu kommen, musste ich die Agoraphobie brechen, die mich seit drei Jahren nicht durch die Wohnungstür gehen ließ. Sie hatte ihren eigenen Abgrund, und das ist das Einzige, was zu erzählen mir über sie zusteht; ich konnte ihn ihr nicht ablesen, denn ein Mann, der so allein und so nah am Rand ist, schaut sich das Etikett am Rettungsring nicht an. Sie verabschiedete sich mit einem Kuss, als würden wir uns bald wiedersehen, und sobald ich zurück war, hörte sie auf, mit mir zu sprechen, ohne ein Wort. Genau in diesen Wochen, während ich das Urteil verdaute. Verschwinden gehen bei mir direkt in die Wunde des Verlassenwerdens: Ich erlebe sie nicht als Unhöflichkeit, ich erlebe sie als Auslöser. Ich habe schon ein Beruhigungsmittel genommen, weil ein Freund tagelang nicht geantwortet hatte, und es stellte sich heraus, dass er einfach viel um die Ohren hatte. Das Verlassenwerden hat mir keine Narbe hinterlassen. Es hat mir einen Alarm hinterlassen, der von selbst losgeht.

Hundertfünfundfünfzig Kilo. Das wurde in jenem Winter auf der Waage im Krankenhaus im Norden notiert. Und aus diesen Feiertagen gibt es einen Satz von mir, der besser als jeder andere verortet, wo ich war, bevor die Lunge mich zwang anzuhalten. Meine Schwester hielt mir vor, dass ich getrunken hatte, und ich verteidigte mich mit der kompletten Argumentation: dass es ein kleines Fläschchen Rum gewesen sei, dass Alkohol Gefühle freisetze, dass das nicht die Kontrolllosigkeit sei, die sie da male. In derselben Minute machte ich schon Pläne, dass in drei Tagen das Laufband komme und ich eine strenge Diät anfange, und ob ich die nächsten Feiertage vielleicht mit Claudia verbringen könne, dieses Jahr sei entscheidend. Und drei Minuten später, ohne jeden Übergang, rutschte mir das hier heraus: dass es mir bis zur Embolie egal gewesen sei zu sterben. Ich schrieb es wie jemand, der eine Kontextangabe beisteuert. Und Achtung bei der Nuance, denn es ist nicht so, dass ich sterben wollte: Es war mir egal, und das ist etwas anderes und ist schlimmer, denn das hat keine Dringlichkeit, das alarmiert niemanden und bittet nicht um Hilfe. Ein Mann, dem es egal ist zu sterben, springt nicht aus einem Fenster. Er nimmt fünfzig Kilo zu, macht ohne Unterlass Überstunden, geht nicht aus dem Haus, lässt zur Tür herein, was hereinkommt, und beantwortet weiter E-Mails. Und braucht sechs Stunden, um mit einem Thrombus in beiden Lungen in die Notaufnahme zu gehen. Ein Mann, dem es egal war zu sterben, während er Pläne für die Feiertage des nächsten Jahres mit seiner Tochter machte. Ich kann es nicht besser sagen.

Es war ein Dienstag zu Beginn jenes Winters, und es fing an wie eine Verspannung, ein seltsamer Schmerz in der Brust. Am Vormittag war ich mit meiner Mutter in der Notaufnahme, und was wir uns schrieben, während ich drinnen wartete, misst mit Laborgenauigkeit, was ich von meinem eigenen Zustand verstand. Sie fragt, ob ich Hunger habe. Ich sage ihr, ich sei am Verhungern. Sie bietet an, mir ein Brot mit Pute und Käse zu machen, und korrigiert sich selbst, dass ich vorerst nichts essen dürfe. Und dann bin ich es, der den Plan für den Nachmittag vorschlägt: dass wir nach dem Zahnarzt anhalten und einen Burger essen können. Eine Lungenembolie im Gange, und ich denke an den Burger auf dem Rückweg. Um vier holte mich Sonia ab und brachte mich ins Krankenhaus im Norden, und der Arzt in der Notaufnahme ließ den vollständigen Satz fallen, massive beidseitige Lungenembolie, mit diesem Ernst von jemandem, der dir gerade sagt, dass du um Millimeter daran vorbeigekommen bist, nicht mehr zu sein. Er fragte mich, wie lange ich den Schmerz schon hätte,

und ich sagte, seit dem Vormittag. Er fragte mich, warum ich nicht früher gekommen sei, und während ich nach einer Antwort suchte, gingen die echten in mir durch: die Angst vor Krankenhäusern, hergestellt in Jahren von Klinikaufenthalten mit Gurten, die Unmöglichkeit, einen echten Notfall vom Grundrauschen eines Kopfes wie meinem zu trennen, die Agoraphobie. Ich antwortete ihm, dass ich es nicht zu erkennen gewusst hätte. Man gab mir Gerinnungshemmer, behielt mich acht Tage auf Station und sagte mir, ich hätte Glück gehabt. Von dort brachte ich ein Detail mit, das nicht weggeht: Das Deo in der Tasche war dasselbe, das man mir bei den psychiatrischen Aufenthalten gebracht hatte, und ich musste meine Mutter bitten, mir ein anderes zu kaufen. Vier Jahre Gurte und Flure, verpackt in einem Geruch und ausgelöst auf einer Lungenstation von einer Dose, die jemand mit der besten Absicht der Welt in eine Tasche gesteckt hatte. Am Tag der Entlassung schickte mir meine Mutter, die mittlerweile eine ältere Frau ist, zwei Links hintereinander: einen über das Risiko, als Raucher an einer Embolie zu sterben, und einen darüber, wie man nach einer Embolie mit dem Rauchen aufhört.

Und was machte die Firma mit einem Typen, der frisch aus dem Krankenhaus kam, nachdem er um Millimeter davongekommen war? Nichts. Sechs Tage nach der Entlassung hatte ich schon Rufbereitschaftswoche, und man weckte mich um halb sieben, um eine Störung zu beheben. Nach zwei Wochen, mit dem Heparin noch im Körper, machte ich Eingriffe um sieben Uhr morgens und um zwölf Uhr nachts, und ich verpasste mit meinen Leuten das große Festessen dieser Feiertage, weil eine Meldung kam und der mit Bereitschaft ich war. Wenn das System sieht, dass du durchhältst, nimmt es dir nichts ab: Es legt noch etwas drauf, um zu sehen, wo du platzt. Und niemand hat mich gezwungen, und das ist der Teil, der mir zukommt, denn der Erste, der nicht aufhören konnte, war ich. Aus dieser Welt hat niemand angerufen, und sogar das hat eine Erklärung: Die Umstehenden verschwinden nicht, weil sie aufgehört hätten, den Kranken zu lieben, sie verschwinden, weil sie nicht aushalten, was sie fühlen, wenn sie ihn vor sich haben, und bei mir kommt das Höflichkeitsstigma hinzu, von dem ich schon gesprochen habe. Mit einem Thrombus in der Lungenarterie bringen dir die Leute Essen vorbei. Mit dem, was hinter dem Thrombus kam, nicht. Und das Beste aus diesem Monat geschah in keinem Krankenhaus: Zehn Tage, nachdem ich in die Notaufnahme gegangen war, erfuhr ich, was meine Tochter geantwortet hatte, als man sie fragte, was sie sich zum Geburtstag wünsche. Nichts, sie habe schon alles, was sie wolle. Ich hatte die Lungen

voller Gerinnsel und ein Jahr Unterbringung, gegen das Beschwerde lief, und weit weg von hier sagte ein Kind, das ich kaum kenne, dass sie nichts brauche, weil sie schon alles habe. Es ist das Einzige, was in dieser ganzen Geschichte jemand richtig gemacht hat, und ich war es nicht.

Die Agoraphobie, die ich seit Kapiteln und Kapiteln benenne, war genau das. Die Tür meiner Wohnung zu öffnen verlangte eine Vorbereitung, die Stunden dauern konnte: das Herz, das hochging, bevor ich die Klinke überhaupt berührte, der Körper, der Cortisol für eine Situation herstellte, von der der Kopf genau wusste, dass sie nicht gefährlich war. Und die Angst war nicht, jemandem zu begegnen. Die Angst war, gesehen zu werden. Die Angst war mein Körper. Ein paar Kinder brüllten mir vom Gehweg gegenüber Fetter zu, und ich ging wochenlang nicht auf die Straße; und als meine Schwester mich bat, nach Barcelona zu kommen, um sie zu besuchen, schrieb ich ihr, dass ich nicht fahren und die Blicke aushalten könne, dass ich bemitleidenswert und ekelhaft sei, dass ich nicht wolle, dass man mich so sehe. Das bin ich mit achtunddreißig Jahren, und ich sage Wort für Wort, was ich mit vierzehn in einer Schulpause gesagt hätte. Und genau dieser Körper hat einmal über zweihundert Kilo vom Boden gehoben und Liegestütze im Handstand gemacht. Vom Handstand zum Schnaufen auf dem Sofa: Das ist die Entfernung, und das Gefühl, im eigenen Fleisch gefangen zu sein, wünsche ich niemandem. Obendrein erhält sich der Mechanismus von selbst, ohne Hilfe: Die Vermeidung nimmt die Angst auf der Stelle weg, und deshalb wird sie verstärkt; jeder Tag, an dem du nicht hinausgehst, notiert dein Gehirn, dass Nicht-Hinausgehen funktioniert hat, und die Latte fürs Hinausgehen liegt morgen ein Stück höher. Niemand beschließt, sich zu Hause einzuschließen. Man wacht eines Tages eingeschlossen auf, ohne irgendeine Entscheidung getroffen zu haben.

Das alles hat einen Namen, und es ist der Name, der den Kreis zwischen dem Gericht und der Waage schließt: allostatische Last, der Verschleiß, den es in einem Körper hinterlässt, die Stressantwortsysteme jahrelang eingeschaltet zu haben. Das Cortisol steigt nicht, weil du traurig lebst. Es steigt durch anhaltende und ungelöste Bedrohung, und das ist die wörtliche Definition der Jahre vor diesem Flur in der Notaufnahme: schriftlich geforderte Jahre Gefängnis, vier Anzeigen gleichzeitig, zwei beschleunigte Verfahren, eine Blockierung ohne Erklärung, eine Gruppe, in der mein Name herumgereicht wurde, und darunter die Agoraphobie und die Antipsychotika, die ihr Werk am Stoffwechsel verrichteten. Ein amerikanischer Forscher verbrachte Jahre in einem Gericht für

kleine Sachen und fasste es in fünf Worten zusammen: Das Verfahren ist die Strafe. Mir hat kein Urteil das Leben verändert. Verändert hat es mir der Umschlag. Und ich habe es mit einem Taschenrechner vor mir angesehen, denn auch ich habe jahrelang geglaubt, dass ein Dicker ein Fauler mit offenem Mund ist. Fünfundsechzig Kilo in drei Jahren und neun Monaten sind anderthalb Kilo im Monat, und anderthalb Kilo im Monat erzeugt ein Ungleichgewicht von dreihundert Kalorien am Tag. Dreihundert Kalorien: ein Glas Milch. Da gab es keine Fressanfälle und keinen moralischen Zusammenbruch. Da gab es einen Körper mit chronischem Cortisol, das den Befehl gibt, Fett einzulagern, falls noch eine Krise kommt; Antipsychotika, die das Sättigungsgefühl abklemmen; eine Depression, die keine Traurigkeit ist, sondern der Zusammenbruch der tausend kleinen Bewegungen eines Tages; eine Agoraphobie; den zerbrochenen Schlaf; und den Alkohol. Fünf Dinge, die fünfundvierzig Monate am Stück in dieselbe Richtung drückten. Damit muss man nicht einmal schlecht essen. Es reicht, am Leben zu bleiben. Ein verletztes Tier bläht sich nicht aus Gefräßigkeit auf: Es bleibt still liegen, und es bläht sich auf. Und die Embolie war kein Pech, sie war Arithmetik: Blut, das nicht zirkuliert, weil der Körper sich nicht bewegt, schwere Adipositas und das Antipsychotikum selbst drückten alle drei auf dasselbe Gerinnsel zu. Das da hat die Geschichte nicht unterbrochen. Es hat ihr den Rest gegeben und hat mich für den Rest meines Lebens antikoaguliert. Es soll klar sein, was ich sage und was nicht. Ich schicke diese Rechnung nicht Marta, die ihre Anzeige mit der einzigen Information unterschrieben hat, die sie vor sich hatte, der Stimme eines Mannes, der sie bedrohte. Ich schicke sie dem Apparat: dem, der nicht unterscheidet, dem, der Jahre braucht, um zu entscheiden, was ein Gerichtsmediziner auf ein Blatt geschrieben hatte, und der derweil in Lungen und in Kilos kassiert.

Kapitel 49 · Die kleine Katze

Als der Schub jenes Winters vollständig erlosch und ich dasaß und anschaute, was ringsum war (eine Wohnung, in deren Wände der Konsum gekrochen war, ein Kanal voller Videos, die Polizei, die heraufkam und klingelte), fiel mir ein Schluss auf den Kopf, der keine Kapitulation war, sondern eine Rechnung: Ich konnte nicht weiter allein leben. Die Wohnung hatte seit Monaten aufgehört, eine Wohnung zu sein. Die Schulden aus jenem Herbst wogen schwerer, als das Gehalt aushielt, wenn es zusätzlich eine Miete zahlte. Und von einem Gehirn, das gerade diese Videos hergestellt hatte, kann man nicht verlangen, dass es ohne Netz darunter lebt. Also warf ich Chapa hinaus, warf das Mädchen hinaus, das damals mit ihm zusammenlebte, und die Freundin, die mit ihr gekommen war, musste ich nicht hinauswerfen, denn die war schon von allein gegangen. Und beim Abbau der Wohnung, während ich das Wenige, was hineinpasste, in Kartons packte und den Rest wegwarf, musste ich die härteste Entscheidung jenes Jahres treffen, und die taucht in keinem Papier irgendeines Gerichts auf.

Da war eine kleine Katze. Winzig. Man hatte sie am Ende jenes Herbstes unter einem Auto gefunden, an einem Regentag, durchnässt, mit dieser sehr hohen Stimme miauend, die eine Katze hat, der seit zu vielen Stunden niemand antwortet, und wir nahmen sie mit hoch in die Wohnung. Wir adoptierten sie zu dritt, den Namen gab ihr sie, und wir kauften ihr ein winziges Katzenklo, das wir neben das von Kira stellten. Sie existierte in dieser Wohnung so, wie kleine Dinge mitten im Desaster existieren: trotz des Desasters, nie dank seiner. Zwischen dem Lärm, der in diesem Wohnzimmer herrschte, und den Gitarrennächten lebte dort ein Tier von einem halben Kilo, das auf allem einschlafen konnte, was warm war. Und als sich das auflöste, konnte ich sie nicht mitnehmen. Ich kehrte ins Wohnzimmer meiner Mutter zurück, wieder auf das Klappbett, und ich kehrte mit Kira zurück, die schon meine war und schon älter. Zwei Katzen auf diesem Raum, eine davon ein Jungtier, mit dem Kopf, den ich damals hatte, war keine echte Option, so sehr es mich auch zerriss. Ich suchte ihr ein gutes

Zuhause. Ich fand es: Leute, die sie lieb hatten. Ich tat, was zu tun war, und es tat mir exakt genauso weh, als hätte ich das Gegenteil getan.

Ich landete zu Beginn jenes Frühlings im Wohnzimmer meiner Mutter, erschöpft, ruiniert von dem, was diese Wohnung hinterlassen hatte, und steckte in einer postpsychotischen Depression, die keiner der vorherigen ähnelte. Ich brauchte ein gutes Jahr, um wieder auf den Beinen zu stehen, und ich schaffte es an der Hand meines Psychiaters, was schon erzählt ist, und mithilfe von etwas, das nichts Episches hat: Routine. Arbeiten. Schlafen. Das von morgens und das von abends. Die Schulden der Wohnung eine nach der anderen mit den Überstunden abbezahlen, die ich schon erzählt habe. Wenn jemand dieses Jahr nimmt und es mit den Nachrichten im Telefon vermisst, kommt ein todlangweiliges Archiv heraus: die Lautstärke halbiert, die Nachtstunden ausgeschaltet, zwei oder drei Menschen, die täglich über unwichtige Dinge reden. Und nach allem, was in diesem Buch geschrieben steht, ist ein langweiliges Archiv genau der Beweis, dass etwas gut lief.

Man sollte auch erzählen, wie man das von der anderen Seite erlebte, und das ist ihre Seite. Genesend und ununterbrochen komponierend, redete ich. Ich redete zu jeder Zeit, ob jemand davorstand oder nicht, und die Nachrichten, die mir meine Mutter in diesen Monaten schrieb, heute eine nach der anderen gelesen, sind eine einzige Sache, auf tausend verschiedene Arten gesagt: dass ich still sein solle. Ob ich die Musik leiser machen könne, bitte, wie sie denn bei diesem Getöse eine Besprechung abhalten solle. Dass ich, jetzt wo ich geschlafen hätte, ihr wohl die ganze Nacht auf den Geist gehen werde. Und eine Minute später ein einziges Wort: Sei still. Dass ich mit dem unaufhaltsamen Redeschwall aufhören solle, dass ich leiser sprechen oder endlich verdammt noch mal still sein solle. Und der, der ihr am ähnlichsten ist, eines Abends, abgeschlossen mit ihrem Erschöpfungs-Emoji: ob ich mich beruhigen könne, sie meditiere nicht gerade. Das ist eine ältere Frau, die mit der Logorrhö eines Sohnes im gemischten Zustand zusammenlebt und es ihm so sagt, wie eine Mutter es sagt: schlecht, zu spät und mit allem Recht der Welt. Ich erkläre das ganze Buch hindurch, dass Gereiztheit ein Symptom ist, also muss ich das andere auch sagen: Der Redeschwall ist es auch, er gehört zu den Symptomen, die den, der mit dir lebt, am meisten aufreiben, und die Person, die ihn am längsten ausgehalten hat, hat ihn nicht gewählt und hatte niemanden, der ihn ihr erklärt hätte.

Und mitten in all dem war eine Katze. Kira kam Jahre früher, im Herbst der Anzeigen: Meine Schwester hörte sie in der Nähe ihrer Wohnung miauen und dachte an mich, bevor sie sich bückte, um sie aufzuheben, denn in dieser Familie sind alle Katzen von der Straße gekommen. Das Haus hat sich in vier Tagen um sie herum neu organisiert. Am dritten saß meine Mutter schon auf dem Sofa mit der schlafenden Katze auf sich; am fünften fragte sie mich, wie oft es ratsam ist, die Streu im Katzenklo zu wechseln. Sie ist eine Schildpattkatze, mit dem Orange, dem Schwarz und dem Weiß verteilt von jemandem, der keine klaren Regeln über Symmetrie hatte, ein Picasso-Gesichtchen, das ich Tage brauchte, um es wirklich anzusehen. Als ich sie endlich ansah, kam sie mir wie das Reizendste vor, was ich seit Langem gesehen hatte. Und aus diesen ersten Wochen gibt es ein Gespräch, das ich ganz behalten habe.

„Ist es gut, eine Katze zu haben?“, fragte sie mich.

„Ja.“

„Warum?“

„Weil sie nicht verlangt, dass ich ihr irgendetwas erkläre. Sie fordert nur Wärme und Futter.“

„Das fordere ich auch.“

„Du forderst Erklärungen.“

„Ja.“

„Deine sind willkommen.“

Meine Mutter lächelte. Eine Katze heilt nichts. Sie hat keine Ahnung, was eine bipolare Störung ist. Sie klettert dir auf den Oberschenkel, knetet ihn mit den Vorderpfoten, und damit endet ihre Wissenschaft. Was sie tut, ist etwas anderes: Sie hält dich an einer minimalen Routine fest, ihr Futter geben, das Katzenklo saubermachen, ihr aufmachen, wenn sie an der Tür kratzt, und diese minimale Routine ist an den Tagen, an denen es keinen anderen Grund gibt, aus dem Bett zu steigen, manchmal der einzige Grund, aus dem Bett zu steigen. Eine Katze weiß nicht, dass sie dir gerade den Morgen rettet. Sie rettet ihn dir trotzdem.

Ich komme auf die kleine Katze zurück, die weggegeben werden musste, denn ich erzähle sie nicht als rührende Anekdote. Die bipolare Störung ist vor allem anderen eine Störung des Verlusts. Dir gehen Freunde weg, Partnerinnen, Geld, Gesundheit, Arbeitsstellen, Wohnungen und Jahre, die nicht zurückkommen, und mit jedem Schub verlierst du alles noch einmal und fängst wieder bei null an. Aber es gibt zwei Arten von Verlust, die einer Beerdigung überhaupt

nicht ähneln, und diese Krankheit produziert sie schaufelweise. Die erste ist der ambivalente Verlust, den ich angekündigt habe, als ich die Sache mit dem Podcast erzählte, der, der keinen Körper und keine Urkunde hat und der sich genau deshalb nie schließt: eine Tochter, die weit weg und auf Fotos aufwächst; Marta weit weg und am Telefon; Toby, mein Hund, fünfeinhalb Jahre lang lebendig in einem anderen Haus; eine kleine Katze von einem halben Kilo, der es bestens geht, bei Leuten, die sie lieben, in einer Wohnung, die nicht meine ist. Die zweite hat einen noch schlimmeren Namen, aberkannte Trauer, und die schlägt alles: der Schmerz um etwas, das niemand als Verlust anerkennt. Niemand kommt auf die Idee, dir für eine Katze zu kondolieren, die du hergeben musstest. Und auch nicht für einen Hund, der im Haus der Frau gestorben ist, die dich angezeigt hat. Und auch nicht für das Leben, das du hattest, bevor die Krankheit es überrollte, und auch nicht für den Menschen, der du warst, bevor man dir den Namen gab. Und eine Trauer, die du vor niemandem weinen kannst, wird nicht vollzogen: Sie bleibt da drinnen. Deshalb häufen sich bei Kranken wie mir die Toten ohne Beerdigung. Und deshalb wiegt eine kleine Katze, die von außen betrachtet neben einem Gericht eine Lappalie ist, im Archiv meines Kopfes genauso viel wie ein Gericht.

Gut ein Jahr nach diesem Wohnzimmer zog ich in ein Haus für mich allein, das erste seit vielen Jahren, das weder jemandes Wohnzimmer noch eine Wohnung voller kaputter Leute war, mit Kira als Beifahrerin auf dem Autositz. Von meinem Fenster aus sieht man den Berg. Ich gehe mit dem Kaffee in der Hand hinaus und denke jeden Morgen dasselbe, und ich denke nicht an den Berg: Ich denke an das, was ich hinter mir habe, wenn ich mich umdrehe. Wovor ich Angst habe, habe ich schon auf der ersten Seite geschrieben, dass man mich einsperrt und ich ohne Laia und ohne meine Katze dastehe. Laia wird es jemand erklären, wenn man mich einsperrt. Sie wird einen Zug nehmen, oder das Auto, wird sich auf den Stuhl einer Station setzen und anfangen, Tage zu zählen, und das ist es, was sie tut. Kira wird es niemand erklären. Eine Katze weiß nicht, was ein Gerichtssaal ist oder ein Jahr Unterbringung. Das Einzige, was sie weiß, ist, dass du eines Tages zur Tür hinausgehst wie tausendmal zuvor und dass du diesmal nicht zurückkommst. Und sie setzt sich hin und wartet. Und wartet weiter. Das ist es, was mir um acht Uhr morgens den Magen umdreht, mit dem Berg vor mir und der Tasse in der Hand: dass eine Katze an der Tür auf einen Mann wartet, den man weggebracht hat, weil er krank ist.

Und dann sage ich mir, dass heute nicht. Dass heute beide da sind. Und ich trinke meinen Kaffee, und damit gut.

Kapitel 50 · Keine gerade Linie

Erst die Joints, dann der Tabak, dann der Alkohol. Das ist die Reihenfolge, in der sie gegangen sind, und es ist die Reihenfolge, in der sie ins Ziel kamen, nicht die Reihenfolge, in der sie gelaufen sind, denn keines der drei Rennen verlief in gerader Linie. Ich werde sie mit allen ihren Kurven erzählen, aus zwei Gründen: weil das Märchen, dass man mit Charakterstärke aufhört zu trinken, vielen Menschen geschadet hat, und weil mein Charakter dafür reichte, Abschnitte durchzuhalten, nie dafür, Jahre durchzuhalten.

Die Drogen blieben alle in dieser Wohnung, an dem Tag, an dem ich die Tür zumachte, und seither ist in meinen Körper keine Linie und keine Tablette gekommen, die nicht in einer Schachtel mit meinem aufgedruckten Namen steckt. Die Joints hielten sich länger, denn neben dem anderen sieht ein Joint nach nichts aus, und genau da versteckt er sich. Er versteckt sich auch hinter der ältesten Ausrede der Welt, und die hatte ich fertig und gut aufgebaut, an einem Nachmittag, frisch aus dem Krankenhaus mit der Embolie, als meine Schwester sah, was ich veröffentlichte, und mir schrieb, dass ich durchdrehe und dass ich bitte mit dem Konsum aufhören solle. Ich antwortete ihr mit der Künstlerargumentation: dass ich die Hälfte der Stücke mit Wein und Gras geschrieben hätte, dass ich ein Bukowski sei, dass ich unter Einfluss besser schriebe und intensiver fühlte. Sie antwortete, dass genau diese Ausrede das Problem sei, denn mit dieser Ausrede konsumiere man mehr und höre nie auf; dass ich durchgedreht sei; und dass mir die Drogen die Schleife nicht wegnehmen würden. Die Joints waren das Erste auf der Liste und das Letzte von den Drogen, schon im neuen Haus, und ich kann mich an den Tag nicht erinnern. Woran ich mich erinnere, ist die Ausrede, und die klingt überzeugend bis genau zu der Sekunde, in der du aufhörst, sie zu brauchen.

Der Tabak fiel danach, an einem Herbst, und davon möchte ich etwas erzählen, was mich selbst überrascht hat. Seither trinke ich den Morgenkaffee ohne Zigarette und vermisse sie nicht. Überhaupt nicht. Diese Zigarette war die gute, die einzige, die mir wirklich schmeckte, und sie war gut aus einem Grund, der

mit Tabak nichts zu tun hatte: Ich rauchte sie mit Marta. Sie mit ihrer Tasse und ich mit meiner, der Rauch zwischen beiden und das Gespräch um acht Uhr morgens, und das war das beste des Tages. Ohne sie davor war die Zigarette nichts wert. Ich vermisse nicht die mit ihr, denn ich weiß, dass die nicht zurückkommt. Und die an sich war, wie sich herausstellt, gar nichts.

Der Alkohol ist die lange Kurve. Den ersten Tag ohne Trinken kündigte ich meiner Schwester noch am selben Abend an, im Frühling vor dem Prozess mit der Trennwand, und der Bericht, den ich ihr schickte, gibt das genaue Maß dafür, wo die Latte hing: dass ich geduscht hätte, dass ich keinen Alkohol angerührt hätte und dass ich im Umgang mit allen Leuten großartig gewesen sei. Ein paar Minuten später ließ ich den echten Grund heraus: dass ich nicht alkoholisiert zu diesem Prozess erscheinen könne. Das heißt, von der Flasche hat mich nicht die Gesundheit weggebracht. Weggebracht hat mich, in den Spiegel zu sehen und auszurechnen, dass man mit diesem Gesicht keinen Gerichtssaal betritt. Und sogar der Ursprung davon hat seine Erklärung, denn am Tag zuvor hatte ich zu Martas Geburtstag getrunken. Danach beginnen die Sägezähne. Drei Tage nach diesem ersten geschafften Tag musste meine Schwester mich immer noch bitten aufzuhören. An den Feiertagen brach es wieder, und als sie mir in dem Ton antwortete, in dem Schwestern antworten, sagte ich ihr, sie solle nicht in diesem Ton der Enttäuschung mit mir reden, der erste Enttäuschte sei immer ich. Monate später schrieb ich den Satz, der diese zwei Jahre besser zusammenfasst als alles, was ich jetzt hinzufügen könnte: Mann, dieser Alkohol kotzt mich an, wie schwer das ist. Das war der nackte Wille. Geschaffte Tage, einzelne Rückfälle, wieder Tag eins, und ein Mann, der seine Schwester anfleht, nicht diesen Ton anzuschlagen.

Es gab noch einen Ausrutscher, und es war einer. Ich war gerade in das neue Haus gezogen, und ein Umzug bringt einem Kopf wie meinem alle Zeiten auf einmal durcheinander: den Schlaf, die Mahlzeiten und die Tabletten. Obendrein fiel Martas Geburtstag mitten hinein. Was ich in diesen Tagen tat, war nicht, feiern zu gehen: Es war der Versuch, ihr eine Entschuldigung zukommen zu lassen, denn ich musste das abschließen, und was zurückkam, steht in seinem Kapitel. Was hier zählt, ist, dass ein Ausrutscher bei meiner Krankheit kein Glas ist. Er ist der erste Stein einer Reihe, die ich viermal komplett habe fallen sehen. Der Alkohol ging wirklich hinter dem Tabak her, im selben Herbst, und er ging, wie die Dinge gehen, wenn sie endlich gehen: in einem Gespräch mit

meiner Schwester über einen Lebensmittelkorb, im selben Satz wie das Schweinefleisch, mit einem Lach-Emoji am Ende, weder Schwein noch Alkohol.

Und wenn der Alkohol die Substanz dieses Buches ist, dann aus einem bestimmten Grund. Die Leute glauben, er entspanne. Er entspannt nicht: Er enthemmt. Er schaltet genau die Bremse ab, die in einer hohen Phase schon ab Werk abgeschaltet ist, er addiert sich also nicht, er multipliziert. Und das mit dem Glas, in dem der wahre Mensch herauskommt, stimmt auch nicht. Es ist bloß so, dass niemand mehr Wache hat. Ich sage nicht, dass die Drogen mir das angetan haben. Meines habe ich von Geburt an; sie waren das Streichholz. Und das soll völlig klar sein, denn ich werde mich nicht herauswinden: Das erste Glas hat meine Hand gehoben, jedes Mal. Ab dem zwanzigsten war niemand mehr da, den man hätte fragen können.

Das Alkoholentwöhnungsmittel kam als Letztes, und es kam nicht nach einem Rückfall: Es kam davor. In jenem Winter lief mein Projekt aus, und ich wurde krankgeschrieben, und mit dem Projekt ging die letzte Struktur, die mir die Stunden zusammenhielt. Was hier erzählt werden muss, ist, dass ich zwei Dinge gleichzeitig wusste. Erstens, dass ich dekompensieren würde. Zweitens, dass ich, sobald ich dekompensierte, wieder trinken würde. Ich las es in meiner eigenen Akte, wie man ein Handbuch liest: beruflicher Schlag, Schlaflosigkeit, rasendes Denken, und genau an dem Punkt, an dem der Kopf zu rennen beginnt, die Flasche, um ihn zu bremsen. Meine Schwester sah es genauso wie ich und sagte es mir mit ihren Worten, dass ich bloß nicht anfangen solle zu trinken, hörst du. Also tat ich etwas, was ich mir ein paar Jahre zuvor nicht einmal hätte vorstellen können: Ich rief meinen Psychiater an und bat ihn um das Entwöhnungsmittel, bevor irgendetwas passiert war. An einem Montag las ich ihm laut einen Bericht vor, den ich selbst verfasst hatte und den ich an genau diesem Vormittag auch meiner Mutter, meiner Schwester, meinem Bruder und Laia schickte. Darin stand, dass ich sofort zur Vorbeugung anhalten müsse, das Wort in Großbuchstaben geschrieben; dass ich nicht am Boden angekommen sei, sondern gerade weil ich klar sei, Risikozeichen erkenne, ein plötzliches Aufwachen um halb sechs mit Ideenflucht und einem Kopf, der in der Schleife über die Arbeit und das Urteil grübelt; und dass ich nicht depressiv sei, dass ich alarmiert sei, wieder in Großbuchstaben. Das ist ein Mann, der um Erlaubnis bittet zu bremsen. Und es ist das erste Mal in meinem Leben, dass der Teil von mir, der Wache hält, vor dem Teil von mir ankam, der brennt.

Ein paar Tage später dekompensierte ich, und was danach kam, endete in dem Klinikaufenthalt, um den ich selbst gebeten habe, und der hat auch sein eigenes Kapitel. Aber ich habe nicht getrunken. Im Schlimmsten dieses Abschnitts schrieb ich einer Freundin den einzigen Satz dieser ganzen Geschichte, der ein Ergebnis ist: dass ich seit über einem Monat die Tablette nähme und keinen Tropfen mehr getrunken hätte. Die Tablette hat mich nicht vor dem Schub bewahrt, denn vor dem Schub bewahrt nichts. Sie hat mich vor einem Schub mit Alkohol darin bewahrt, und das ist die Fassung des Schubs, die mich vor Gericht gebracht hat. Die Mechanik hat kein Geheimnis: Wenn du trinkst, wendet sich der Körper binnen Minuten gegen dich. Sie verlangt keinen Willen von dir. Sie verlangt, dass du sie an diesem Morgen geschluckt hast. Sie holt die Entscheidung aus den drei Uhr nachts heraus, und das ist die Uhrzeit, zu der ich keine einzige Diskussion gewinne, und setzt sie auf acht Uhr, vor meine Schwester, die seit jenem Winter meine gesamte Medikation verwaltet. In meiner Küche stehen zwei Schnapsgläser, in die nie wieder Schnaps kommen wird, solange ich lebe: In dem einen sind die Tabletten vom Morgen und in dem anderen die von der Nacht.

Die andere Sache, die mir die Leute an den Charakter hängen, ohne dass sie Charakter wäre, ist die Gereiztheit. Von außen sieht man nur einen Typen, der plötzlich mit einer Schroffheit antwortet, um die niemand gebeten hat. Aber es ist ein Symptom, genauso ein Symptom wie die Schlaflosigkeit. In der Manie und in gemischten Zuständen kommt der Alarm überempfindlich, und die Bremse kommt spät und schwach: Der Funke wird größer und der Feuerlöscher kleiner, und dann empfange ich eine Bemerkung, die mich nüchtern nicht einmal streifen würde, als Angriff. Der Hauptauslöser ist der Schlaf. Mit Schlägen habe ich gelernt, dass die Gereiztheit mein Warnzeichen Nummer eins ist: Sobald ich mich dabei ertappe, dass ich ohne Grund unfreundlich antworte, muss ich nachsehen, wie viel ich geschlafen habe, und den Arzt anrufen.

Und die Gereiztheit diskriminiert niemanden. Sie wählt nicht nach Geschlecht, nicht nach Zuneigung, nicht nach Rang. Ich habe schlecht mit Marta geredet, ja, und daraus wurde ein Gerichtsverfahren. Und ich habe genauso schlecht mit meinem Bruder geredet, und mit meiner Mutter, und mit den Freunden. Eines Abends, als Gabriel und ich zusammenwohnten, kam ich stockbetrunken nach Hause und fing an, ihn zu beschimpfen. Er kam zu mir und gab mir eine Ohrfeige. Eine einzige. Ohne Reden. Mir fiel die Kinnlade herunter, denn ich hatte es nicht erwartet und weil ich genau wusste, dass ich sie

mir redlich verdient hatte. Es ist eine der einzigen zwei Ohrfeigen, die ich in meinem Leben bekommen habe. Die andere gab mir mein Vater, ich war wohl neun, an dem Tag, an dem ich meinen Bruder Hurensohn nannte: die einzige Ohrfeige seines ganzen Lebens, begleitet von einem Satz, der sich mir nie gelöscht hat, dass meine Mutter keine Hure sei. Außer dieses eine Mal hat er uns nie einen Finger krumm getan, und ich weigere mich zuzulassen, dass die Krankheit und das Ende ihn auch noch in der Erinnerung überrollen.

Wenn ich es in der Vergangenheit erzähle, hat das einen Grund: Heute ist mir von der Gereiztheit fast nichts geblieben, und das Verdienst hat nicht mein guter Wille, es hat die richtig eingestellte Chemie. Mit dem Lithium an seinem Platz, ohne einen Tropfen von irgendetwas und mit gepflegtem Schlaf ist die Schwelle wieder auf die Höhe zurückgekehrt, die ihr zusteht, und die Dinge perlen an mir ab, wie sie an jedem abperlen. Das ist das beste Thermometer, das ich habe, um zu wissen, dass es mir gut geht: dass ich kaum noch hochgehe. Ich sage kaum, denn manchmal lässt mir das, was ich zum Schlafen nehme, am nächsten Tag ein Pünktchen Schroffheit, und der Unterschied zu früher ist, dass ich es jetzt im Flug erkenne, es innerlich benenne (das bin nicht ich, das ist die Tablette) und es abschneide, bevor es als schlechte Antwort aus dem Mund kommt. Und an den Tagen, an denen ich es nicht zuerst erwische, erwischt es Laia. Sie sagt mir, dass ich schon wieder gereizt bin. Ohne Drama.

Kapitel 51 · Lidia, noch einmal

Als die Sache eingestellt wurde, hörten Lidia und ich auf, normal miteinander zu reden. Es blieb ab und zu eine einzelne Nachricht und immer längere Pausen zwischen der einen und der anderen. Die Einstellung hat keine Wunde geschlossen: Das Einzige, was sie bewirkte, war, dass sie aufhörte, in die Akten zu bluten. Irgendwann wechselte sie die Nummer, und der Kanal ging ganz aus. Über zwei Jahre nichts. Von dem, was ihr in dieser Zeit passiert ist, werde ich nur das Unerlässliche erzählen, damit man versteht, was danach kam, denn ihre Geschichte gehört ihr und nicht mir: Lidia hatte einen Schub. Er kam nicht von dort, woher meine kamen, und auch von keiner Substanz, und sie hat mich mit allem Recht korrigiert an dem Tag, an dem ich das andeutete. Ihrer kam aus der Inbrunst, aus einer spirituellen Erfahrung, die so intensiv war, dass sie ohne Schleuse dastand, bis zu dem Punkt, an dem die alltägliche Wirklichkeit aufhört, als Bezugsgröße zu taugen. Dieses Mal war sie es, die den Boden verlor. Sie, die jetzt weiß, was es heißt, ihn zu verlieren und keine Ahnung zu haben, wie man zurückkommt.

An einem Nachmittag zu Beginn jenes Sommers, frisch umgezogen, kam eine Nachricht von einer Nummer herein, die ich nicht gespeichert hatte: hallo, Marcos, wie es mir gehe. Ich antwortete in derselben Minute, und das Erste, was mir herauskam, war, ihr die Frage zurückzugeben, wie es ihr gehe, liebe Freundin, dass ich mich furchtbar fühle wegen des letzten Mals, als wir geredet hätten, und dass ich mich nicht getraut hätte, sie zu suchen. Und dahinter, in einer Salve, der Bericht über fünf Jahre in sieben Zeilen: dass es mir gut gehe, dass ich die Drogen für immer aufgegeben hätte, dass ich allein mit meiner Katze lebe, dass ich glücklich sei. Sie erklärte mir, warum sie geschrieben hatte: dass sie einen dieser Träume gehabt habe und mit ihm die Ahnung, dass es jetzt in Ordnung sei, mich zu entblockieren. Zwei Minuten später gestand ich ihr, dass ich gerade ein bisschen geweint hätte, und ich sagte ihr, warum, weil ich sie seinerzeit sehr geliebt hatte und sie zu verlieren wehgetan hatte, wie so viele Leute wehgetan haben, die in diesen Jahren gegangen sind. Und sie, in der

nächsten Minute: ach, sie habe ich doch nicht verloren. Sie habe nur Zeit gebraucht.

Zehn Tage später fragte sie mich, ob ich glaube, dass es uns guttun würde, uns zu sehen, und in diesem Gespräch kam uns beiden dasselbe heraus, jedem für sich und fast gleichzeitig. Ich sagte, es wäre, als machte ich Frieden mit meiner trüben, verrückten Vergangenheit. Sie sagte eine Minute später, dass auch sie mit dieser Vergangenheit Frieden schließen müsse. Wir sahen uns an einem Donnerstag in jenem Sommer auf einer Terrasse, und es gab nicht eine Sekunde Unbehagen: Es gab eine Umarmung. Eine Umarmung, die nicht aufhörte, und wir beide weinten darin, ohne dem anderen irgendetwas erklären zu müssen. Danach sagte sie mir, was sie seit Längerem zurückgehalten hatte. Dass sie jetzt wisse, was ein Schub ist. Dass sie es nie wirklich hätte wissen können, ohne es erlebt zu haben. Dass sie seinerzeit geglaubt habe, es zu verstehen, weil sie gelesen und zugehört hatte, dass aber einen Schub von außen zu verstehen und ihn von innen zu verstehen zwei verschiedene Dinge sind und dass zwischen beiden alles liegt. Ich weinte auch. Wenn dir jemand endlich das anerkennt, was du seit Jahren Leuten erklärst, die überhaupt keine Lust haben, es zu hören, fällt dir ein Gewicht von der Brust, von dem du nicht einmal wusstest, dass es noch da war. Lidia musste den Boden verlieren, um mir zu glauben. An diesem Nachmittag musste keiner von uns beiden um Verzeihung bitten. Die Verzeihung lag im Hingehen.

Seither reden wir fast jeden Tag. Sie lebt nicht mehr hier, sie ist in ihr Land zurückgegangen, und wir sind weiterhin Freunde mit Tausenden Kilometern dazwischen, und das ist eine ziemlich ehrliche Art, jemanden zu lieben, denn es gibt nichts zu gewinnen. Worüber wir jetzt am meisten reden, ist Gott. Sie von ihrem Christentum aus und ich von meinem, beide mit demselben Ernst, mit dem wir uns mit Anfang zwanzig mitten in der Nacht über Freud gestritten haben. Wenn sie eine Sache abschließt, indem sie sie in Gottes Hände legt, antworte ich ihr, ja, aber dass Er durch uns wirkt. Früher stritten wir darüber, ob der Ursprung auf das Edle verweist. Heute streiten wir darüber, wo der Locus of Control liegt. Wir sind dieselben zwei Menschen. Was ihr passiert ist, hat in ihrem Mund einen Namen, der aus ihrem Glauben kommt und nicht aus einem Handbuch, und ich bestreite ihn ihr nicht, unter anderem, weil ich am eigenen Leib gelernt habe, wie es sich anfühlt, wenn dir jemand die Erklärung aus dem Mund reißt, die du dir gerade über dich selbst gegeben hast. Und aus diesen Gesprächen nehme ich einen Satz von ihr mit: dass wir reden können, ohne

vollkommen einer Meinung zu sein. Nach allem, was dieses Buch über Leute erzählt hat, die genau deshalb aufgehört haben, mit mir zu reden, weil sie nicht meiner Meinung waren, ist dieser Satz sein Gewicht in Gold wert. Sie ist die einzige Person dieser Seiten, die gelesen hat, was ich über sie schreibe, bevor es erschien, und ich habe alles korrigiert, was sie mir korrigiert hat.

Danach kamen noch zwei Dinge, beide schriftlich, und die sind es, die das hier wirklich schließen. Das erste, in einer Nacht jenes Winters: die Liste, nummeriert und ohne einen einzigen Vorwurf, der Gründe, warum sie sechs Jahre zuvor gegangen war. Dass sie mich nicht wieder zu den Substanzen zurückkehren sehen wollte, dass einer der Gründe, mich zu verlassen, die Erkenntnis war, dass ich von allein nicht aufhören würde, und dass ich es ihr obendrein verheimlichte. Sie ist die einzige Frau in diesem Buch, die mir erklärt hat, warum sie gegangen ist. Das zweite kam an einem Vormittag im Frühling darauf. Ich hatte ihr gerade erzählt, woher alles bei mir kam, die Sache mit den dreizehn Jahren und was danach kam, und ihr gesagt, dass es mir jetzt gut gehe und dass sie sich keine Sorgen machen solle, dass ich sie so sehr geliebt habe, wie ich damals zu lieben imstande war, und dass es mich in zwei Teile gerissen habe, sie zu verlieren. Am Nachmittag schrieb sie mir dies: dass es ihr sehr leidtue; dass sie nicht bereit gewesen sei, eine Beziehung zu haben, dass sie weder die Trauer noch die Ablösung abgeschlossen hatte, die dafür nötig gewesen wären; dass sie es von Herzen bedaure, mir wehgetan zu haben. Sechs Jahre später. Ohne dass ich darum gebeten hätte. Und mit der Genauigkeit von jemandem, der die Arbeit innen gemacht hat, denn da steht kein Es tut mir leid, was passiert ist: Da steht, was mit ihr los war und warum das keine Möglichkeit hatte, gut auszugehen. Ich hatte sechs Jahre auf diesen Satz gewartet, ohne überhaupt zu wissen, dass ich auf ihn wartete, und als er kam, fühlte ich keine Erleichterung. Ich fühlte Scham, denn die große Entschuldigung schuldete ich ihr, und ich hatte sie ihr in Stücken und zur Unzeit gegeben. Ich antwortete ihr nach drei Minuten, dass ich ihr nichts vorwerfe und dass auch ich es bedaure, ihr wehgetan zu haben. Dieses Wort, Schuld, habe ich in allem, was wir uns geschrieben haben, von Hand gesucht, denn jahrelang tat mein Kopf das Bequemste und Ungerechteste, was es gibt: Jedes Mal, wenn ich Marta verlor, fiel die Schuld der Frau auf den Kopf, die gerade vor mir stand. Nun, das Wort kommt an sie gerichtet zweimal vor, und beide Male, um es ihr abzunehmen. Der Mechanismus war in mir, und ich spürte ihn arbeiten. Was schriftlich geblieben ist, ist das Gegenteil.

Eine Akte repariert man, indem man sie einstellt. Eine Verzeihung repariert die Vergangenheit nicht: Sie repariert die Zukunft, das, was von diesem Tag an zwischen zwei Menschen möglich sein wird. Die Vergangenheit bringt nichts in Ordnung, und das Einzige, was sie von der Stelle bewegt, ist, dass sich jemand am Ende exakt dorthin stellt, wo du gestanden hast, und das erbittet man nicht und unterschreibt man nicht. Lidia hat mich nicht repariert, indem sie mir verzieh, denn das hatte sie Jahre zuvor schon getan. Sie hat mich an einem Sommernachmittag repariert, an dem die zwei Menschen am Tisch innerlich wussten, was ein Schub ist. Und dafür, dass die Reparatur in beide Richtungen ging, gibt es einen Beweis, und der stammt aus jenem Winter, in dem mein Projekt auslief. Sie schrieb zuerst, mitten in der Nacht, ohne noch irgendetwas zu wissen: ob es mir gut gehe, sie merke, dass ich halb down sei, und ich solle nicht zulassen, dass mir das den Frieden nimmt. Sie las mir die Stimmung schriftlich ab, vom anderen Ende der Welt, genau wie mit Anfang zwanzig. Ich antwortete ihr, hellwach, dass mein Projekt auslaufe und dass ich darüber nachdenke, die Erwerbsminderung zu beantragen und aufzuhören zu rudern. Ihre Antwort kam in einem Zug: dass ich nicht verzweifeln solle; dass ich sie beantragen könne, dass es aber vielleicht eine schlechte Idee sei, weil bei mir die Arbeit das Leben ordnet; dass ich es mit meinem Psychiater und meiner Familie besprechen solle; und dass das Grundproblem die Ungewissheit sei. Da ist die ganze Klarheit in vier Zeilen: der Trost, der Ausweg, die Warnung vor dem Ausweg und der genaue Name dessen, was mit mir los war. Und gleich danach, ohne jeden Übergang, fing sie an, mir ihre Sachen zu erzählen. Das ist der Unterschied zwischen jemandem, der dich abfertigt, und jemandem, der bei dir ist.

Vor Kurzem schrieb sie mir, dass sie sich freut, dass ich ihr Freund bin, dass sie es sehr schätzt und dass sie weiß, dass die Ratschläge, die ich ihr gebe, zu ihrem Besten sind. Von der Frau, die sich seinerzeit gegen mich stellte, als ich von dieser Station kam, bis zu der Frau, die sich für einen Rat bei mir bedankt, liegen sechs Jahre, zwei Schübe (meiner und ihrer), eine Bekehrung und viel Arbeit auf beiden Seiten. Und dieser Stuhl auf der ersten Station, der einer anderen gehörte und auf dem am Ende sie saß, gehört weiterhin ihr. Von all den Leuten, die sich seinerzeit gegen mich gestellt haben, war die, die die meisten Gründe hatte, mich zu verurteilen, die Erste, die beiseitetrat, und die Einzige, die kam, um mich zu umarmen.

Kapitel 52 · Das dritte Date

Laia tauchte in demselben Monat auf, in dem ich in das neue Haus zog, und das war auch der Monat, in dem ich die Sache mit Marta endlich abschloss, und das steht an seinem Platz. Sie tauchte nicht mit Filmmusik auf. Sie tauchte ohne Vorwarnung auf. Die erste Nachricht schrieb sie, und sie hatte ihren Charakter schon eingebaut: Sie stellte sich vor, indem sie über sich selbst lachte, und drei Stunden später entschuldigte sie sich dafür, dass sie auf dem Sofa weggepennt sei, man sei eben nicht mehr für Partys gemacht. Trockener Humor, keine Pose. Am dritten Tag, nachdem wir uns kennengelernt hatten, während meine Verse sie zu Unzeiten erreichten, ließ sie einen Satz fallen, den mir am Anfang nie eine gesagt hatte: dass ich den Musen sagen solle, sie sollen mich schlafen lassen, denn sonst falle einem die Leistung danach schwerer. Dritter Tag, und diese Frau kümmerte sich schon um meinen Schlaf. An genau diesem Nachmittag kam das andere: dass ich mir keine Sorgen machen solle, wenn sie nicht könne, antworte sie nicht, und darin sei sie ein bisschen radikal. So etwas hatte mir noch nie jemand gesagt. Und mit diesen zwei Sätzen waren elf Jahre Panik vor dem Schweigen zu Ende, denn wenn dir jemand am dritten Tag ankündigt, dass es Tage ohne Antwort geben wird, wird das Schweigen zu einer Information und hört auf, eine Bedrohung zu sein.

Von ihr werde ich nur das Nötige erzählen, denn es geht nicht an, jemanden in einem Buch auszustellen, das von mir handelt. Sie ist aus eigener Kraft dorthin gekommen, wo sie ist, mit einer Unabhängigkeit, die sie sich allein erarbeitet hat, und trotzdem wählt sie die Partnerschaft, und das ist das Gegenteil von dem, was Leute tun, die sich verpartnern, weil sie nicht allein sein können. Sie hatte jahrelang ihre Leute gepflegt, mit einer langen Krankheit im Haus, und daraus zog sie etwas, das niemand lehrt: dass an jemandes Seite zu sein, wenn es am schlimmsten ist, kein Gefühl ist, sondern eine Technik. Deshalb hat sie weder Angst vor mir noch Mitleid mit mir. Drei Wochen nach unserem Kennenlernen sah sie die ganze Videotrilogie, in der ich mein Leben erklärte, und schrieb mir, das sei ja ein Reiseverlauf. Und sie blieb. Beim ersten

Date erzählte ich ihr alles, ohne Vorrede: die Diagnose, das Verfahren, das ausstehende Urteil, die Klinikaufenthalte, die Gurte, die Sache mit Marta. Vollständig. Und ich sah sie an, um zu sehen, ob sie aufstehen würde.

„Das ist das, was mit deinem Gehirn in diesen Momenten passiert ist“, sagte sie. „Nicht das, was du bist.“

„Nicht alle sehen das so.“

„Nicht alle haben sich die Mühe gemacht hinzuschauen.“

Und sie aß weiter, als hätte sie gerade das Normalste der Welt gesagt. Für sie war es das. Dieses erste Date war an meinem Ort, dem Bergdorf: dem mit dem Baum und dem Hagel, dem mit dem Haus, das ich mit Marta nicht zu unterschreiben wagte. Ich nahm die neue Frau mit an genau den Ort, an dem ich Jahre zuvor den Himmel um ein Zeichen gebeten hatte, und dieses Mal geschah nichts Wunderbares. Nur zwei Menschen, die zu Abend aßen und langsam zurückgingen. Auf dem Rückweg zum Auto nahmen wir uns bei der Hand. Da endete das Date, vollständig. Und es war genau wie wieder dreizehn zu sein, als mit Britney Händchenhalten schon das Ereignis des Tages war. Erst beim dritten Date küsste ich sie, und wir hatten nicht darüber gesprochen: Wir haben es beide abgewartet. Als es endlich passierte, verbrachten wir den ganzen Nachmittag damit, uns wie zwei Kinder zu küssen, ohne uns von der Stelle zu rühren oder irgendwohin zu gehen. In das erste Lied, das ich ihr danach schrieb, schrieb ich hinein, dass sie zu küssen gewesen sei, wie nach Hause zu kommen. Es ist das genaue Wort, und ich habe vierzig Jahre gebraucht, um darauf zu kommen. Laia ist mein Zuhause.

Und um dieses Wort zu erklären, muss ich ein Bild erzählen, mit dem ich mich verstehe. Es ist aus dem Science-Fiction-Roman, aus denen, in denen der Protagonist entdeckt, dass jemand die Vergangenheit angefasst hat und dass das Leben, das er gerade lebt, nicht das ist, das ihm zustand: Es gibt eine Zeitlinie, die seine war, und eine andere, in der er gelandet ist. Mein Kopf baute, als er zerbrach, Wirklichkeiten mit dieser Ästhetik, und das ist schon erzählt; heute weiß ich, dass es eine Metapher ist, die genaueste, die ich habe. Es gab eine Linie, die mir zustand. Es war die von Marta: die der Wohnung im alten Viertel und der Biere mit den Freunden, die der neun Monate Sport, die der Anzahlung für einen Kredit, die in meinem Gehalt steckte und die für Drogen für drei draufging. In dieser Linie endeten Marta und ich, wie normale Paare enden, und nichts von dem Übrigen geschah. Nichts: weder das Hotel noch die Gerichte noch die Gurte noch die hundertfünfundfünfzig Kilo. Diese Linie wurde im

Winter des Koffers abgeschnitten, und abgeschnitten haben sie zwei Dinge gleichzeitig: eine undiagnostizierte Krankheit und ein Koffer. An dem Tag, an dem sie den Koffer packte, habe ich keine Partnerin verloren. Ich habe die Dimension gewechselt. Von einem Tag auf den anderen setzte man mich in einer Linie ab, in der ich eine chronische Krankheit mit Namen hatte, eine Tablette für den Rest des Lebens, eine Unbekannte auf dem Stuhl, der ihrer war, und sie weit weg, aber jeden Tag mit mir redend, und das ist die schlimmste aller Entfernungen. Und in dieser Linie lebte ich sechs Jahre, wie die Figur in diesen Romanen lebt: im Wissen, dass das nicht mein Leben war, auf der Suche nach dem Punkt, an dem es schiefgegangen war, um ihn rückgängig zu machen, und schrieb den Leuten der früheren Linie, als könnten sie mich von dort zurückholen. Das waren die Nachrichten an Marta aus diesen zwei Jahren, und das Hotel, und ein guter Teil dessen, was man später Nachstellung nannte: ein Mann, der versuchte, in eine Linie zurückzukehren, die es nicht mehr gab.

Und jetzt der Wendepunkt, und in diesen Romanen geschieht der immer in einer kleinen Szene. Beim dritten Date mit Laia, am Nachmittag der Küsse, fühlte ich mich zu Hause. Nicht in einem neuen Haus: zu Hause, in dem, das ich in jenem Winter verloren hatte, mit derselben Temperatur. Und da verstand ich, was in diesen Romanen der Protagonist am Ende versteht: dass man nicht in die frühere Linie zurückkehren muss, weil es die frühere Linie nicht gibt und weil in dieser hier schon ist, was man in der anderen suchte. Was die Krankheit und der Koffer entschieden haben, war, in welcher der beiden Linien ich blieb. Was dieser Kuss entschieden hat, war, dass die Linie, in der ich geblieben bin, aufhörte, ein Exil zu sein, und mein Zuhause wurde. Seither schreibe ich niemandem aus der anderen Linie, damit er mich zurückholt. Ich schreibe ihnen, wenn ich ihnen schreibe, um abzuschließen, und das ist das Gegenteil. Und ich sage auch die Hälfte, die fehlt: Wenn Marta nicht gegangen wäre, wäre die Frau meines Lebens weiterhin sie. In der Linie, die mir zustand, war sie es; in der, in der ich zu leben habe, ist es Laia, und das ist kein Trostpreis: Es ist, dass alles, was passiert ist, bis hin zum Schlimmsten, mich nach und nach in den Mann verwandelt hat, den sie brauchte. Marta war das erste Zuhause. Laia ist das Zuhause, in dem ich angekommen bin, weil ich endlich Baupläne lesen kann.

Und der erste schwierige Moment kam früh, und ich erzähle ihn, weil er jemandem nützen kann. Ich schlief seit Tagen schlecht. Es war nicht die Schlaflosigkeit der Episoden, die hat ihre eigene Textur und ist wiederzuerkennen, es war die der Angst, die, die dich um vier Uhr weckt, mit dem Und-wenn schon

auf der Brust. Und wenn sie geht, wie alle gegangen sind. Und wenn das wieder die hohe Phase ist, als Liebe verkleidet. Und wenn ich es kaputt mache. Ich sagte ihr nichts. Sie merkte es am dritten Tag.

„Wann hast du das letzte Mal gut geschlafen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hast du mit deinem Arzt gesprochen?“

„Ich habe am Donnerstag einen Termin.“

„Kannst du ihn vorziehen?“

„Ich will nicht der Lästige sein, der den Psychiater zwischen zwei Sprechstunden anruft, jedes Mal, wenn er etwas zerdenkt.“

„Es geht nicht um das Grübeln. Es geht darum, was das Grübeln mit deinem Schlaf macht.“

Ich sagte ihren Namen, mehr nicht, um sie zu bremsen. Und sie fragte mich, wie lange ich ihr schon sage, dass es mir gut geht, wenn es mir nicht gut geht. Ich sagte ihr, ich hätte ihr nicht gesagt, dass es mir gut gehe. Ich hätte ihr gesagt, dass ich da sei, antwortete sie, und das sei meine Fassung von mir geht's gut. Dann solle ich ihr sagen, wie es mir wirklich gehe. Ich sagte ihr, dass ich Angst habe. Davor, dass das nie aufhört. Davor, dass immer noch ein Brief kommt, noch eine Drohung, noch ein Verfahren. Sie fragte mich, was passiert, wenn diese Angst real ist. Ich sagte ihr, sie sei real. Sie fragte mich, was ich kontrollieren könne. Wie ich reagiere, sagte ich. Die Behandlung. Nicht trinken. Claudia schreiben, auch wenn sie nicht antwortet. Und die Sache mit Nuria: sie loslassen, aufhören zurückzuschauen.

„Dann fang mit dem Schlafen an. Die Sache mit Nuria löst sich heute Nacht nicht, und du hast seit drei Nächten kein Auge zugetan. Morgen rufst du den Arzt an. Heute schläfst du. Und ich bleibe hier, dafür bin ich schließlich gekommen.“

Und sie blieb. Nicht, um mich zu reparieren, denn ich bin kein kaputtes Ding: Ich bin ein Kranker. Sie blieb, weil, wenn der andere Angst hat, Bleiben das Einzige ist, was etwas nützt. Das habe ich in dieser Nacht gelernt, mit vierzig Jahren und mit einer Frau neben mir, die absichtlich langsam atmete, damit mein Körper ihren Rhythmus kopierte. Und was sie in dieser Nacht getan hat, steht in den Handbüchern, und sie hatte keines davon je aufgeschlagen: Es ist das, was ich schon erzählt habe, als es um Marta ging, der Mensch daneben, der den Schlaf schützt und die Zeiten verteidigt. Sie fragte mich nicht, was in mir vorgehe, und ließ nicht drei Tage verstreichen. Sie fragte mich, wann ich ges-

chlafen hatte und wann ich einen Arzttermin hatte. Laia sagt seltener Ich liebe dich als geh ins Bett oder ruh dich aus. Und das ist die schönste Art, wie mir das je jemand gesagt hat, denn Ich liebe dich sagt jeder, und geh ins Bett sagt nur, wer weiß, dass ich krank werde, wenn ich nicht schlafe. Und wegen der Tabletten, an einem Morgen: dass sie ja wisse, dass ich es wisse, dass sie es aber sagen müsse, ich solle die von morgens nehmen. Sie überwacht mich nicht: Sie begleitet mich. Und mitten in der Dekompensation des folgenden Winters, als ich mit Papieren auf Hochtouren lief und es schneite, schrieb sie mir, ich solle zwei Minuten anhalten und einen warmen Kaffee trinken und dabei in den Schnee schauen. Das ist es, was jemand einem Mann im Prodrom sagt, der weiß, was gerade passiert.

Und als aus diesem Winter der Klinikaufenthalt hervorging, um den ich selbst gebeten habe und der in seinem Kapitel steht, schrieb sie guten Morgen und gute Nacht an ein ausgeschaltetes Telefon. Jeden Tag. Und sie kam drei Tage hintereinander, um mich abzuholen. Ich musste zulassen, dass sie mich mit einer Tasche mit drei Garnituren Wäsche ohne Schnürsenkel eine Akutstation betreten sah, und dass sie am nächsten Tag wiederkam, und nicht vor Scham davonlaufen. Und das, mich lieben zu lassen, ohne zu glänzen, ist das Schwerste, was ich in meinem Leben getan habe. Ich kannte es nur, dass man mich in der hohen Phase liebt. Laia liebt mich nicht trotzdem und auch nicht deswegen. Sie liebt mich ganz, ohne den von früher irgendwie zu brauchen. Und zu akzeptieren, dass mich jemand genau in der Phase liebt, die alle anderen benutzt haben, um zu gehen, war der eigentliche Wiederaufbau, viel mehr als das Lithium. Sie hat ihren Charakter. Manchmal ist sie schroff, und wenn sie wütend wird und schweigt, tut mir dieses Schweigen weh in einem Maß, das ihr nicht zusteht, denn es trifft mich genau dort, wo man mich als Kind zerbrochen hat; und trotzdem sage ich es ihr, wir reden darüber, und es geht vorbei, und das ist genau das, was mir mit niemandem je passiert ist. Sie glaubt nicht an Gott und ich schon. Sie nennt mich Schleimer, weil ich Ich-liebe-dichs verteile wie andere Brot, und sie sagt es mit einem halben Lächeln. Und wenn etwas beiden gehört, sagt sie, es sei so richtig unseres.

Diesen Sommer sind wir in das hohe Hotel zurückgekehrt, in denselben Stock, in dem ich Jahre zuvor mit Marta geschlafen hatte und in dem ich danach vollständig zerbrach. Nach dem, was ich beim letzten Mal veranstaltet habe, gab es dort eine Regel mit meinem Namen: Ich durfte nicht wieder hinauf. Und an der Rezeption entschied jemand, dass ich doch durfte. Er sagte mir, er ver-

traue mir. Es gab kein einziges Problem. Zum ersten Mal war dieses Hotel nur ein Hotel: ein hohes Zimmer, von dem aus man Barcelona sieht, mit einer schlafenden Frau daneben und einem wachen Mann, der niemandem Bestimmten dankt. Und ich bin glücklich. Ich benutze dieses so fade Wort, weil es das genaue ist und ich es zwanzig Jahre lang nicht benutzen konnte, ohne zu lügen: glücklich, verliebt und vor allem ruhig. Aufzustehen und zu wissen, wie der Tag sein wird, und wer da sein wird, und dass nichts passieren wird.

Kapitel 53 · Der Brief

In jenem Frühling konnte ich keine Treppe hinaufsteigen. Der Gerinnungshemmer war frisch angesetzt, der Thrombus ein paar Monate entfernt und das Leben auf ein kleines Fenster reduziert, und das ist es, was die Depression nach einem Schub übrig lässt, wenn der Körper obendrein um Millimeter daran vorbeigekommen ist, stehen zu bleiben. Und in diesem Zustand tat ich etwas, das, schnell erzählt, nach etwas anderem aussieht. Monate zuvor hatte mich erreicht, dass Raquel sich von diesem Projekt zurückzog, und mit der Nachricht kam eine Neugier, die nicht edel ist und es auch nicht sein muss: Ich hatte sie einander vorgestellt, und ich wollte wissen, ob der Tisch, den ich gedeckt hatte, noch stand. Ich eröffnete ein namenloses Konto in einem sozialen Netzwerk und schickte Nuria eine Follower-Anfrage, die sie annahm, ohne mich zu fragen, wer ich sei. Ich ging zweimal hinein, schaute wenig, langweilte mich, und das Konto blieb dort tot liegen. Der einzige tatsächliche Gebrauch, den ich davon machte, war, Raquel zu schreiben, um sie um eine Verzeihung zu bitten, die ich ihr seit Jahren schuldete. Sie nahm sie an. Zwei Tage später kam der Brief.

Meine Schwester erfuhr es noch am selben Tag, denn meine Schwester erfährt alles noch am selben Tag: Sie fragte mich, wem ich sonst noch mit diesem Konto geschrieben hätte, warnte mich, dass Nuria hochgehen könne, und ging zu ihrem Thema über. Dass ich alle Süchte lassen müsse, dass es bei mir herauskomme, sobald ich aus der Ruhe gerate. Dass alle ALLE heißt, mit ihren Großbuchstaben. Dass ja, sagte ich ihr, sogar die Poesie. In dieser Nacht blieb sie zum Schlafen bei mir. Raquel sagte Nuria unterdessen, sie solle nachsehen, ob dieses Konto ihr folge.

Der Brief kam nicht zu mir. Er ging an Sonia, und es stand darin, dass sie wollte, dass meine Schwester wisse, was sie mir da schicke. Ich war nicht erreichbar, oder ich war es auf eine Art, die ihr Angst machte, und das war die einzige Tür, die ihr offen blieb. Sonia leitete ihn mir an einem Abend weiter; ich las ihn ganz und löschte den Chat, und das mache ich mit allem, was ich nicht tragen kann, und am nächsten Morgen bat ich sie um ihre Kopie, und aus

dieser Kopie stammt dieses Kapitel. Ihren Text werde ich hier nicht einkleben, denn er gehört ihr. Ich sage, was darin steht, und damit gut.

Er begann mit der Ankündigung dessen, was er nicht war: keine ausgestreckte Hand, keine offene Tür. Jetzt sei sie mit Reden dran, und was sie mir schicke, sei die detaillierte Rechnung über das, was meine Taten sie gekostet hätten. Dass ich mir des Schadens nicht bewusst sei, den ihr diese Videos aus dem Winter zugefügt hätten. Dass ich dem Schub geholfen habe zu geschehen, indem ich mich den Süchten ergeben und den leichten Weg genommen und dem Narzissmus, dem Egozentrismus und dem Größenwahn die Partie überlassen habe. Danach kam, was sie das an Schlaf, an Körper und an Geld gekostet hat, und ich kopiere es nicht, denn es gehört ihr; ich sage, dass ich es vollständig glaube und dass ich einen Teil davon mit dem verursacht habe, was ich aufgenommen hatte. Dass das namenlose Konto hieß, mich anonym wieder in ihr Leben zu drängen, und dass sie gezwungen sei, jede Person, die sie im Internet kennenlernte, darum zu bitten zu beweisen, dass sie nicht ich sei. Dass ich mich hinter meiner psychischen Gesundheit verstecke, ohne einen Finger zu rühren, um sie zurückzugewinnen. Dass ich ihr jedes Mal, wenn ich mich näherte, etwas Unerträgliches antue. Dass sie die Sprachnachrichten kenne, wegen denen ich angezeigt wurde, und dass meine Fassung, die, die ich ihr weinend auf ihrem Sofa erzählt hatte, gelogen sei. Dass ich nicht aufhören werde zu brauchen, dass man mir zuhört, bis man mich einsperre, damit die paar Hanseln, die mich aushielten, mir die Opferrolle bestätigten. Und da, mitten in allem anderen, geschrieben, das Wort: Misshandler.

Danach kam die Warnung. Dass die nächste Kommunikation zwischen uns über Anwälte laufen werde. Dass sie alles aufbewahrt habe und dass sie mich nur wegen der Zuneigung, die sie zu meiner Familie hat, nicht angezeigt habe. Dass sie jetzt sehr wohl etwas in der Hand habe, dass das heiße, mich geradewegs ins Gefängnis zu schicken, und dass ihr die Hand nicht zittern werde. Dass sie mich, wenn dieser Brief mir nicht als Warnung diene, öffentlich mit Vor- und Nachnamen bloßstellen werde. Dass nichts davon Drohungen seien, dass es Tatsachen seien. Und sie schloss damit, mir von meinen Leuten zu sprechen: dass ich meiner Mutter einen ruhigen Lebensabend geben solle und meiner Tochter das Vermächtnis eines Mannes, der um sein Leben gekämpft hat, und nicht das, was ich ihr gerade hinterlasse. Dass ich kleingeistig und rachsüchtig sei. Und ein Lebwohl für immer, ohne Dramen.

In dieser Nacht wollte meine Schwester wissen, ob es mir gut gehe, und was mir herauskam, setze ich vor alles andere: dass es mir wahnsinnig wehtue, das nicht vorhergesehen zu haben, dass ich aber nichts gelesen hätte, was ich nicht erwartet hätte, nur dass es schlimmer sei, als ich erwartet hatte. Sonia antwortete, was sie seit jeher denkt, dass der Fehler war, nicht zu akzeptieren, dass man entgiften musste. Konsum gleich Verschlechterung und Mist. Man merke sich die Formel, denn sie ist exakt dieselbe, die den Brief trägt, und sie wird von zwei Frauen unterschrieben, die einander in nichts ähneln. Am Morgen tat ich das Einzige, was ich in der ganzen Sache getan habe: Ich hinterließ meiner Schwester einen Brief für Nuria. Ich schrieb ihr, dass sie da gewesen sei, als fast niemand mehr da war, und dass ich sie trotzdem mit mir mitgerissen hätte; dass ich es nicht einmal absichtlich getan hätte, sondern weil ich nicht bremsen konnte; und dass ich nicht schreibe, damit sie mir verzeiht, sondern um ihr zu erzählen, dass ich versuche zu reparieren. Ich weiß nicht, ob sie ihn je gelesen hat. Auf ihren habe ich nicht geantwortet, weder damals noch je. Das Konto verschwand.

Und jetzt, was ich von heute aus antworte, und das hat mich zwei Jahre gekostet, und ich antworte über den Mechanismus und nicht über die Kränkung, denn gegen eine Kränkung verteidigt man sich, und von einem Mechanismus nimmt man Kenntnis. Ich fange mit dem Balken an, der den ganzen Brief trägt: dass ich dem Schub geholfen habe zu geschehen. Eine manische Episode mit psychotischen Symptomen wählt niemand. Und bei jemandem wie mir ist der Konsum auch nicht der leichte Weg: Er ist das, was man klinisch Selbstmedikation nennt, und die Komorbidität zwischen dieser Störung und Substanzen ist die höchste der ganzen Psychiatrie. Zu sagen, ich hätte daran mitgewirkt, dass es mich erwischt, hat denselben Sinn wie einem Epileptiker vorzuwerfen, er habe an seinem Anfall mitgewirkt, weil er wenig geschlafen hat. Der Schlaf hat Einfluss, natürlich hat er Einfluss, und trotzdem kommt niemand auf die Idee, dem Arm, der von selbst zuckt, eine Absicht zu unterstellen. Außerdem ist es verkehrt herum erzählt, denn das da war eine Kette, und Ketten haben eine Reihenfolge. Zuerst fiel das Netz: die zwei Menschen, die meine ganze Welt waren, und ein Umfeld, das man schon gewarnt hatte, dass ich eine Gefahr sei. Danach, und erst danach, kamen die Drogen zurück, um in der Chemie zu suchen, was es bei den Menschen nicht mehr gab. Dann brach der Schlaf. Und am Ende kam, was immer kommt, wenn ein Kopf wie meiner wochenlang drei Stunden schläft, konsumiert, niemanden um sich hat und eine Forderung von

Jahren Gefängnis auf dem Tisch. Von diesen Kettengliedern benennt der Brief kein einziges. Er greift das zweite heraus, den Konsum, befördert es zur ersten Ursache und fügt drei Wörter hinzu, die, darauf angewandt, in keinem Handbuch vorkommen.

Das Zweite ist das, was diese drei Wörter voraussetzen: dass in jenem Winter endlich meine wahre Fassung herauskam, die, die zwölf Jahre lang zugedeckt war. Nun sagt das Handbuch, das mich diagnostiziert, genau das Gegenteil. Was ich habe, ist eine affektive Störung: episodisch, mit Phasen, mit Remissionen. Eine Persönlichkeitsstörung ist ein anderes Kapitel des Handbuchs und definiert sich über das Gegenteil, ein stabiles Muster seit dem frühen Erwachsenenalter, in allen Kontexten vorhanden, mediziert und nicht mediziert. Und das Handbuch selbst warnt davor, dass die Manie narzisstisches Größenerleben imitiert, dass Alkohol Züge imitiert, die nicht da sind, und dass man deshalb während einer Episode keine Persönlichkeit diagnostiziert. Um eine Episode eine Episode nennen zu dürfen, verlangt es außerdem, dass die Veränderung für die Person untypisch ist, wenn sie nicht symptomatisch ist. Dass dieser Typ mir nicht ähnelte, ist nicht die Ausrede, die ich jetzt hervorhole: Es ist die Voraussetzung, die erfüllt sein musste, damit man es mir überhaupt diagnostizierte. Wenn dieser Typ ich gewesen wäre, hätte ich diese Diagnose nicht.

Und sie hatte den Beweis in der Hand, ohne mir glauben zu müssen: zwölf Jahre Umgang, ihr Sofa, ihr Tisch. Wenn das gewesen wäre, was ich bin, wäre es früher herausgekommen, und nicht nur in genau den Wochen, in denen ich nicht schlief, trank und seit elf Monaten niemand meine Medikation eingestellt hatte. Ein Wesenszug erscheint nicht nur, wenn Schlaf und Chemie versagen, und verschwindet nicht, wenn sie wieder in Ordnung sind. Symptome schon. Und das Experiment ist gemacht: Mit dreiunddreißig setzte man mich auf Lithium, und ab da verschwanden die Beleidigungen, brachen die Nachtstunden zusammen und vervielfachten sich die Entschuldigungen; und in dem Schub, der danach kam, mit behandelter Krankheit und ohne eine einzige Substanz im Körper, blieb das da bei ein paar Videos, die niemand sah, und erlosch in ein paar Tagen von selbst. Ein Charakter erlischt nicht mit einem Salz. Ein Zustand schon. Und was darunter übrig blieb, als der Zustand weg war, war ein Mann, der fünfzigmal um Verzeihung bat und sich sogar für das schuldig gab, was er nicht getan hatte: exakt das Gegenteil von dem, was einem Narzissten fehlt, nämlich die Schuld. Zwei Jahre lang dachte ich, das sei ich, und diese Vorstellung hat mir mehr geschadet als die Gerichte. Es war ich ohne Bremse, und das

ist nicht dasselbe wie ich ohne Maske. Die Maske ist, wenn überhaupt, die, die ich trage, wenn es mir gut geht, und sie heißt präfrontaler Kortex.

Und das andere Wort, das vom Schild. Misshandler ist etwas Konkretes, und ich definiere es nicht: jemand, der isoliert, der das Geld, das Handy und die Zeiten kontrolliert, der täglich kalt herabsetzt und aus der Demütigung eine dauerhafte Strategie macht, ohne einen Tropfen Schuldgefühl. Es braucht Jahre. Zwischen Nuria und mir gab es nie eines dieser Teile: Wir waren kein Paar, es gab keine gemeinsamen Finanzen und keinerlei Abhängigkeit. Marta, die tatsächlich mit mir zusammengelebt hat, hat mich nie so genannt, und keines der Verfahren ging je um Misshandlung. Die einzige Person meines Lebens, die dieses Wort aufrechterhält, ist die, die mich am wenigsten kannte und die am wenigsten gefragt hat. Und es gibt ein Experiment von vor fünfzig Jahren, das erklärt, wie man das macht, ohne zu lügen: Einer Gruppe von Leuten zeigte man einen Autounfall, und die einen fragte man, wie schnell die Autos fuhren, als sie zusammenstießen, und die anderen, als sie ineinander krachten; die von krachten erinnerten sich an mehr Geschwindigkeit, und eine Woche später erinnerten sich doppelt so viele, zerbrochene Scheiben gesehen zu haben, die es nicht gegeben hatte. Ein Wort auf einer Erinnerung erzeugt zerbrochene Scheiben. Sie nahm das Wort und ging damit in zwölf Jahre suchen, und sie fand sie, denn man findet sie immer. Und mir ging es mit ihrem genauso: Zwei Jahre lang suchte ich in mir den Narzissten aus ihrem Brief, und auch ich fand ihn. Keiner von uns beiden log. Deshalb das Archiv, deshalb die Daten.

Und es hat nicht aufgehört. Bis heute sagt sie es jedem, der ihr zuhört, dass ich ein Misshandler mit fünf Anzeigen bin, und zwei Freundinnen von mir, die in all dem nicht vorkamen und denen ich nichts erzählt hatte, reden deswegen nicht mehr mit mir. Ich notiere es ohne Angaben und ohne es zurückzugeben, denn es zurückzugeben wäre dieselbe Methode, und die Methode ist genau das, was ich hier bestreite. Ich gebe die Summanden und gebe nicht die Summe. Und von den paar Hanseln ist einer echt, Kira, die, die mir meine Schwester für einen von den Anzeigen zerstörten Mann gesucht hat; die anderen stehen in ihrem Kapitel. Was wirklich entscheidet, wie man diesen Brief lesen muss, passt in eine Zeile. Auf all seinen Seiten kommt das Wort bipolar kein einziges Mal vor. Weder Prodrom noch Episode noch Psychose noch gemischter Zustand. Sie beschreibt eins nach dem anderen die Symptome einer Krankheit, deren Namen sie kennt, weil ich ihn ihr gesagt habe, und sie beschreibt sie, als wären sie meine Art zu sein. Ich habe meines innerhalb einer Episode geschrieben, die ein

Gericht schriftlich anerkannt hat. Sie hat ihres anderthalb Jahre später geschrieben, ohne Fieber und ohne Dringlichkeit, und wusste von meiner Schwester, dass ich von einem Thrombus in beiden Lungen genas. Das eine hat eine Krankheit diktiert. Das andere nicht.

Kapitel 54 · Die Aufnahme, um die ich bat

Zehn Monate nach diesem Brief unterschrieb ich den fünften Klinikaufenthalt meines Lebens. Es war der einzige, um den ich selbst gebeten habe, und der einzige der fünf, bei dem die Frau, die mich liebte, sich auf den Stuhl daneben setzte. Und er beginnt, wie fast alles bei mir beginnt, auf einem Kanal. Fast zwei Jahre lang hatte ich einen anderen Kanal gehabt, auf dem ich nichts als Lieder hochlud, Hunderte von Liedern mit handgeschriebenem Text und der Musik von einer Maschine: mein klingendes Tagebuch aus der Zeit, in der mein Kopf keinen langen Text aushielt. Hochgeladen hat sie meine Schwester, die der Filter war, der mir im Winter der Videos gefehlt hatte, und sie hörte sie sich weinend im Büro an. In jenem Winter, krankgeschrieben und ohne Projekt, steckte ich seit Wochen in einem gemischten Zustand, mit zerbrochenem Schlaf und verengtem Urteil, und der Kanal änderte seine Natur. Ich nahm Videos mit Pseudonymen auf, mit der von einer Maschine verzerrten Stimme, und zerlegte Nurias Brief Punkt für Punkt. Fast niemand hat sie gesehen. Sie zielten nicht auf Bloßstellung. Sie suchten eine Stimme.

Und da beging ich den Fehler, den ich immer noch bereue: Ich schickte Inés zwei dieser Videos an ihre E-Mail-Adresse, mit einer einzigen schriftlich erbetenen Sache, dass sie es Nuria nicht erzählen solle. Inés rief Nuria an. Nuria ging auf den Kanal und sah das Video, in dem ich gewagt hatte, ihr zu antworten. Mit dem Trauma, das ich mit ihr mit mir herumschleppe, kommen die Grübelschleifen von allein heraus, sobald ich dekompensiere: Das Gehirn greift nach der größten Wunde, die es hat, mahlt sie um vier Uhr morgens durch und wirft sie hinaus, wo es kann. Diesmal warf es sie über einen Kanal hinaus, auf den niemand schaute. Ich habe sie nicht genannt, ich habe sie nicht gesucht, ich habe ihr nicht geschrieben.

Am Donnerstag, am späten Vormittag, schrieb mir meine Schwester von der Arbeit: dass ich vom Kanal alles löschen solle, was mit den beiden zu tun hatte, und dass ich es SOFORT löschen solle, so, in Großbuchstaben, denn eine von ihnen wolle mit ihr sprechen, und das bedeute, dass irgendetwas bei ihr ange-

kommen sei. Dass sie Lust habe, mich zu erwürgen. Dass sie nicht mehr könne, dass sie wirklich nicht mehr könne. Und ein paar Minuten später tauchte die Idee auf, und sie tauchte in ihrem Mund auf und nicht im Mund von jemandem draußen: eine freiwillige Aufnahme, damit ich mich von dem da entgifte und aus der Schleife herauskomme. Sechs Stunden später schrieb ich ihr, der Kanal sei gelöscht. Nicht ein Teil: ganz. Hunderte von Liedern mit handgeschriebenem Text, zwei Jahre eines Mannes, der zu Hause eingeschlossen das Einzige tat, was er mit dem, was in ihm vorging, zu tun wusste. Ich habe sie gelöscht, mit meinem eigenen Finger, an einem Donnerstagnachmittag, damit man meine Schwester in Ruhe ließ. Niemand hat mich gezwungen, und genau das macht es schlimmer. Bei Einbruch der Nacht konnte ich nur noch schreiben, dass man mir Angst eingejagt habe und dass ich mich fürchte, auf die Straße zu gehen. Von dieser Woche bleibt mir ein Bild über allen anderen, und es ist nicht das von irgendwem, der mir droht. Es ist meine Schwester, die die Beruhigungsmittel in der Wohnung versteckt und sie mir einzeln gibt, eines hinter dem Monitor, ein anderes hinter einem Bilderrahmen. Eines für den ganzen Tag, und ich solle die Uhrzeit gut berechnen, denn am Nachmittag komme Laia, und sie wolle, dass ich sie wach empfange.

Am Freitag fragte ich meine Schwester, ob sie irgendeinen Beweis dafür beschaffen könne, dass man mich unter Androhung einer Anzeige zu einer Aufnahme zwinge, um uns abzusichern. Die Antwort, in derselben Minute, macht klar, wer dort das Sagen hatte: dass ich über meine Symptome nicht lügen könne, man merke sie mir an, und dass man jemanden, der nicht akut ist, nicht aufnimmt. An genau diesem Freitag schrieb ich ihr, das Schlimmste sei schlagartig vorbei, und in derselben Minute schrieb ich ihr die andere Hälfte, dass ich weiterhin verängstigt sei. Da passt dieses Kapitel ganz hinein, in zwei Zeilen: Die Episode war erloschen, die Angst brannte weiter.

Am Montag schickte Nuria meiner Schwester eine Nachricht, damit sie sie mir weitergebe. Dass sie seit Tagen alles anhöre, was ich zwei Jahre lang im Internet über sie gesagt hätte, dass sie seit Nächten nicht schlafe, und dass sie ihr sagen solle, von Frau zu Frau, ob man das jemandem verzeihen könne. Und darunter stand die Liste dessen, was ich gesagt hatte. Ich kopiere sie hier nicht und werde sie nie kopieren: Ich habe ihr Dinge gesagt, die ich nicht wiederholen werde, von denen, die einen Menschen zugrunde richten. Sie schloss mit der einzigen Zeile, die keine Beleidigung war, sondern ein Vorwurf, dass ich ihr gesagt hätte, ich würde sie nie anzeigen, und dass sie deshalb eine Lügnerin sei.

Darunter kamen die Bedingungen: alles Material löschen, das mit ihr zu tun hatte, und ein Schweigen unterschreiben, das den Rest meines Lebens dauern sollte. Und aus der Hand meiner Schwester kam die Reihenfolge der Schritte: zuerst die Aufnahme, danach ein Anwaltsdokument, und eine saftige Entschädigung, die wartete, falls ich mich darüber hinwegsetzte. Es kam auch das andere, das mich schlechter dastehen lässt und das ich trotzdem hersetze: dass sie mich nicht anzeigen wolle und dass es ihr furchtbar gehe. Auf der anderen Seite davon war keine Frau, die etwas ausheckte. Da war eine Frau, die wegen meiner Veröffentlichungen nicht schlafen konnte.

Ich antwortete in weniger als zehn Minuten, dass ich unterschreibe und alles widerrufe. Und ich verbrachte den ganzen Tag damit, meiner Schwester Nachrichten zu diktieren, alle gleich anfangend, mit zwei Wörtern: Sag ihr. Sag ihr, dass ich es ohne Probleme unterschreibe. Sag ihr, dass ich morgen tue, was nötig ist, damit man mich aufnimmt. Sag ihr, dass ich mich in meinem Leben nie wieder auf sie beziehen werde. Und eine, die ich hier nicht streichen werde, weil sie die schlimmste von allen ist: dass sie ihnen sagen solle, es gehe mir viel schlechter, als es mir ging. Ein Mann von vierzig Jahren, der seine Kapitulation über seine Schwester verhandelt und anbietet, seine Krankheit zu übertreiben, dafür dass man ihn in Ruhe lässt. An genau diesem Nachmittag erreichte mich ein Satz, der mir eine Ohrfeige verpasste, und er verpasste sie mir, weil er aus meinem eigenen Haus kam. Sonia sagte ihn, nachdem sie den ganzen Tag Brücke gespielt hatte: dass sie ein guter Mensch sei, wirklich, dass ich ihr aber zu viel wehgetan hätte. Zwei Jahre lang hatte ich eine Figur hergestellt, und der Mensch, der bei meinen fünf Klinikaufenthalten dabei gewesen war, warnte mich gerade, dass diese Figur nicht sie war. Ich widerrufe alles. Die ganze Liste. Und ich stehe heute dazu, nüchtern und mit dem Kopf an seinem Platz.

Am Dienstag ging ich in die Sprechstunde meines Psychiaters, und das muss man sehr sorgfältig erzählen. Ich habe ihn nicht angelogen. Ich habe kein einziges Symptom vorgetäuscht, das ich nicht hatte. Ich legte ihm auf den Tisch, was da war: die Videos, die Liste, die Anwälte, das Dokument, meine Schwester als Telefonzentrale, und dass ich brauchte, dass schriftlich festgehalten werde, dass ich mich aus freien Stücken in Behandlung begebe. Und er war es, der, als er mich so sah, wie er mich sah, die freiwillige Aufnahme genehmigte, um mir Schlimmeres zu ersparen. Ich ging mit dem Papier in der einen Hand auf die Straße und mit einer guten Stunde Panik im Bauch, denn im Befund stand manische Episode, und mit diesen zwei gedruckten Wörtern ist es normal, dass

man dich zwangsweise aufnimmt, und eine Zwangsaufnahme hebt der Patient nicht auf, wenn ihm danach ist. Ich schickte meiner Schwester die Packliste für den Rucksack, und das ist das Detail, das nur der schreibt, der schon drin war: keine Hosen mit Kordeln, drei Garnituren Wäsche. Sie antwortete mir, ich solle mehr Kleidung mitnehmen, dort könne man nicht waschen, und ich solle die Socken nicht vergessen. Und Laia, die an diesem Tag arbeitete und mir zwischen zwei Dingen antwortete, tat das Wenige, was man von außen tun kann: Sie erinnerte mich daran, dass diese Aufnahme nicht wie die vorherigen war, und bat mich, dort eine einzige gute Sache zu suchen und mich daran festzuhalten. Danach kam der ehrlichste Satz, der an diesem ganzen Tag gesagt wurde: dass ich tun solle, was ich kann, dass sie keine Ahnung habe, wie, dass sie blind fahre und ohne Lenkrad.

Ich ging am Mittwochnachmittag hinein, zu Fuß, mit meinem Rucksack, ins Krankenhaus im Norden. Aus dem Wartebereich schrieb ich Laia: Sie nehmen mich auf, ich liebe dich. Sie antwortete in derselben Minute: Ich liebe dich. Und dahinter: Du hast Eier, wie ich sie noch nie gesehen habe. Kopf hoch. Sei klug. Für mich ist eine Station kein Krankenhaus: Sie ist der Ort, an dem mein Körper wieder dreizehn wird. Und trotzdem ging ich hinein. Laia kam mit hoch. Das Zimmer hatte ein Bett, einen Stuhl und ein Fenster, das auf die Wand des Gebäudes gegenüber ging; wir setzten uns dorthin und waren eine lange Weile still. Dann fing sie an zu weinen, wie jemand weint, der beschlossen hatte, nicht zu weinen, und entdeckt, dass sein Körper seine eigenen Entscheidungen trifft.

„Das ist nicht gerecht."

„Nein."

„Du solltest nicht hier sein."

„Nein."

„Morgen komme ich wieder."

Ich fing an, ihr zu sagen, das sei nicht nötig, und sie wiederholte es: Morgen komme ich wieder. Es war kein Angebot. Es war eine Tatsache, genau wie bei Sonia alles Tatsachen sind und nie Angebote. Und auf dieser Station setzte sich zum ersten Mal in fünf Klinikaufenthalten jemand, der sich entschieden hatte zu bleiben, zu mir und weinte mit mir, statt draußen zu warten, bis es vorbeigeht. Da habe ich schlagartig den Unterschied gelernt zwischen festgehalten und begleitet werden.

Es war die schlimmste Station, auf der ich je war, und ich habe wahrlich Vergleichsmaterial. Die Zimmer tagsüber und nachts abgeschlossen, und über-

setzt heißt das, dass du dich drei Tage lang weder hinlegen noch eine Tür hinter dir zumachen kannst; das ganze Leben spielte sich in einem Gemeinschaftsraum ab, mit brennenden Neonröhren und den Schreien derer, denen es am schlechtesten ging, die von den Fliesen zurückprallten; ein einziges Bad für die gesamte Station. Ich saß fast drei Tage auf einem Plastikstuhl, klar im Kopf, und schaute mit einer alten Zeitschrift in der Hand eine Wand an. Ich sah meine Mitpatienten genauso, wie Laia sie von außen sah, Leute, denen es furchtbar ging; und Laia sah mich, dem es gut ging, dort drinnen mit ihnen. Das hat sie zerstört. Nach achtundvierzig Stunden bat ich um die Entlassung auf eigenen Wunsch, und man gab sie mir ohne Diskussion, denn die Fachleute sahen ganz genau, dass es dort nichts zu behandeln gab, was einen geschlossenen Rahmen gebraucht hätte. Und die, die mich am Ende herausholte, war dieselbe, die mir am Dienstag gesagt hatte, ich solle nicht davonlaufen: meine Schwester, entsetzt über die Zustände.

Das Wort freiwillig täuscht hier. Als das alles anfing, war ich schlecht dran, und das bestreite ich nicht. Aber zwischen diesem Donnerstag und der Aufnahme vergingen sechs Tage, und in sechs Tagen erlischt eine kurze Dekompensation, erst recht, wenn du unterwegs einen Todesschreck einsteckst. Als ich um das Bett bat, erfüllte ich das klinische Aufnahmekriterium nicht mehr: Ich war klar, ohne ein einziges psychotisches Symptom, und was ich brauchte, war eine Medikationsanpassung und Schlaf, keine abgeschlossene Station. Ich habe wegen des Ultimatums unterschrieben, nicht wegen der Krankheit, und genau das macht aus einer Aufnahme eine iatrogene: eine Strafe im weißen Kittel. Vor dreißig Jahren hat jemand gemessen, dass das Papier, das man unterschreibt, und der Zwang, den man empfindet, zwei verschiedene Achsen sind: Es gibt zwangsweise aufgenommene Patienten, die sich nicht gezwungen fühlen, und Patienten, die eigenhändig unterschreiben und bei Zwangserleben Höchstwerte erreichen. Was das eine vom anderen trennt, entscheidet nicht das Gesetz. Es entscheidet, ob der Mensch eine Stimme hatte, während über ihn entschieden wurde. Und hier hätte ein Telefonanruf gereicht: An dem Tag, an dem Sonia mich bat, das zu entfernen, war es weg, bevor es dunkel wurde. Was Nuria wollte, muss man mit allen Buchstaben sagen: Sie wollte, dass es mir gut geht, und deshalb bat sie um eine Aufnahme und nicht um eine Anzeige, die sie zur Hand hatte und nicht einreichte; und sie wollte, nehme ich an, dass ihr niemand hinter ihrem Rücken die eigene Geschichte umschreibt, und genau das mache ich in diesem ganzen Buch mit meiner. Was es gab, war ein dekompensierter

Mann, der Dinge aufnahm, und eine verängstigte Frau, die versuchte, ihn mit dem Einzigen zu stoppen, was sie zur Hand hatte, nämlich der Angst. Was man immer wählt, ist das Instrument. Und bezahlt haben es zwei Menschen, die an dieser Auseinandersetzung nicht einmal beteiligt waren: Laia und meine Schwester.

Und dennoch. Aus dem Hotel haben mich Polizisten geholt, wahnhaft. Diesmal ging ich allein auf eigenen Beinen hinein, mit gepacktem Rucksack und mit der Frau, die mich liebt, an meiner Seite, und an dem Tag, an dem man mich bat, das Veröffentlichte zurückzunehmen, brauchte ich ein paar Stunden, um es vollständig zu löschen. Derselbe Mann, dieselbe Krankheit. Das Einzige, was sich geändert hat, war, wer entschied. Um Hilfe zu bitten ist kein Charakterzug: Es ist eine Fähigkeit, man lernt sie spät und mit Schlägen, und ich habe sie am denkbar schlechtesten Ort und aus dem denkbar schlechtesten Grund gelernt. Ich kam von dort mit drei klaren Dingen heraus. Dass ich nicht mehr nachgeben würde. Dass ich die Sache mit Nuria loslassen würde, denn die Vergangenheit hatte aufgehört, ein Ort zu sein, an dem ich weiterleben wollte. Und dass ich diese Geschichte schreiben würde. Die Psychologin der Selbsthilfeorganisation fragte mich, ob es eine gute Idee sei, das alles aufzuwühlen. Ich sagte ihr, es gehe nicht darum, es aufzuwühlen: Es gehe darum, es zu ordnen. Aufgewühlt war es seit Jahren.

Kapitel 55 · Die Albträume

In jenem Frühling, dem mit dem Thrombus, stieg ich mit meiner Schwester auf den Berg, mit einem USB-Stick in der Tasche, und nüchtern erzählt klingt das lächerlich, und trotzdem hat es mich geheilt: zwei Jahre Sprachnachrichten, fast täglich aufgenommen in einer Gruppe, die ich nur dafür eröffnet hatte, mit Martas Namen, und in der niemand war. Zwei Jahre Entschuldigungen, gerichtet an eine Frau, die sie nie hören würde. Ich habe es dort vergraben, unter meinem Baum, dem vom Hagel. Ich sagte ihren Namen laut, dankte ihr für das, was sie mir gegeben hatte, und für das, was ihr Schmerz mich gelehrt hatte, und ließ sie los, während Sonia zusah, und sie ist die einzige Person, vor der man sich heilig lächerlich machen kann, ohne sich lächerlich zu fühlen. Es fiel kein Blitz. Wir stiegen beide ein bisschen leichter vom Berg herunter. Und da liegt es weiter, unter einem Baum, an dem jedes Wochenende Leute vorbeigehen, ohne die geringste Ahnung davon, was darunter ist. Ich glaube wirklich, dass es dem Ganzen Kraft gegeben hat.

Und das andere aus diesem Monat habe nicht ich getan. Mich erreichte ihre Verzeihung, über meine Schwester, sechseinhalb Jahre nachdem ich angefangen hatte, aus einem Zwölf-Quadratmeter-Zimmer darum zu bitten, und es ist das Größte, was mir in diesen Jahren jemand gegeben hat, die Ärzte eingerechnet. Warum, werde ich nicht sagen. Was sie mit mir gemacht hat, schon: Sie hat mich losgelassen. Ich hörte auf, ihr Lieder zu schreiben, und nicht, weil ich aufgehört hätte, sie zu lieben, sondern weil ich zum ersten Mal in fünf Jahren nichts mehr von ihr zu erbitten hatte, und ein Mann, der nichts zu erbitten hat, kann endlich woandershin schauen. Drei Wochen später kam Laia durch die Tür herein, die diese Verzeihung offen gelassen hatte. Die Dankbarkeit gebe ich ihr nicht mit Wörtern, die haben bei mir schon genug Schaden angerichtet: Ich gebe sie ihr, indem ich bleibe, wo ich bin.

Verzeihung und Versöhnung sind nicht dasselbe, und die Unterscheidung hat mir ein Gebet gegeben, das nicht meines ist. Im Judentum gibt es ein Gebet, das man jeden Abend vor dem Schlafen spricht: Herr der Welt, ich vergebe und

verzeihe jedem, der mich zornig gemacht oder sich an mir vergangen hat, an meinem Körper, an meinem Eigentum oder an meiner Ehre, aus Versehen oder mit bösem Willen, in Wort oder Tat; und kein Mensch möge um meinetwillen bestraft werden. Es sagt nicht, dass der andere morgen wieder hereinkommen darf, und auch nicht, dass man ihm den Schlüssel zurückgibt. Es sagt, dass man das Seine loslässt, um schlafen zu können. Vergeben ist das, was man mit dem eigenen Groll macht; zuzulassen, dass man dir wieder wehtut, ist eine andere Entscheidung, und die steht nicht in dem Gebet. Ich habe es in dieser Reihenfolge gemacht. Das Erste, in jeder Nacht, in der es nötig war. Das Zweite nicht. Und es ist alles vergeben, von meiner Seite und wirklich, ohne Kleingedrucktes: Marta, Nuria, Raquel, Inés. Nuria ist die Einzige, die mir nicht hat verzeihen können, und ich habe sie oft darum gebeten; aber die einzige Hälfte, die von mir abhängt, ist meine, und die ist erledigt.

Und jetzt das, was die Verzeihung nicht wegnimmt, denn Vergeben reinigt innen und rührt den Körper nicht an. Ich habe Angst. Das ist keine Redensart: Es ist eine Reaktion, gemessen in Pulsschlägen. Ich habe die beiden Bilder von Marta an der Wand hängen und kann ihren Namen nicht lesen, ohne dass mich ein Schauder durchläuft, derselbe, den ein Krankenwagen bei mir auslöst. Ich vermisse sie nicht: Ich habe Angst vor ihr, und nicht vor ihr, die habe ich schon losgelassen, sondern vor ihrem Namen in einer Akte, vor ihren Anzeigen, die in einer Beschwerde weiterleben, die niemand entscheidet. Die Angst, dass die Beschwerde mich für ein Jahr auf eine Station wie die im vorigen Kapitel sperrt, hindert mich daran, einen Hund aufzunehmen und mir mit Laia eine Zukunft über den nächsten Monat hinaus vorzustellen. Und mit Nuria ist es dasselbe, und ich glaube, sie weiß es nicht. Ich habe eine Phobie vor ihr, und ich benutze das Wort nicht als Verzierung. Es reicht, dass ich irgendwo ihren Namen geschrieben lese, und der Körper ist weg, bevor der Kopf ihm erklären kann, dass da gar nichts passiert. Die Distanz, um die sie mich gebeten hat, hätte ich genauso gebraucht, ohne dass sie mich darum gebeten hätte. Was es hier gibt, ist ein Mann, der die Straßenseite wechselt.

Das hat einen Namen und ist kein Charakterfehler, weder ihrer noch meiner: Es heißt Generalisierung der konditionierten Angst, und es ist das, was ein Alarmsystem tut, wenn der ursprüngliche Reiz groß genug war, nämlich aufzuhören, auf das zu reagieren, was passiert ist, und anzufangen, auf alles zu reagieren, was ihm ähnelt. Bei Nuria kommt ein Lied, in dem sie sich wiedererkennt, im Kaliber jenes Winters an, und bei mir kommt ein Umschlag mit

Briefkopf im Kaliber eines Gerichts an. Ein Trauma ist keine schlechte Erinnerung. Es ist eine Erinnerung, die nicht gelernt hat, dass es vorbei ist.

Und nachts kommt das andere. Die durchwachten Nächte hat mir das Lithium genommen, aber was in den Nächten geschieht, in denen ich sehr wohl schlafe, hat mir nichts genommen. Ich habe bis heute Albträume, in der Euthymie, mediziert und mit geordnetem Leben, und das steht in ganzen Jahren von Guten-Morgen-Nachrichten: dass die Nacht schwer beladen gewesen sei, dass die Albträume mich fertiggemacht hätten. Die ältesten sind die von den Klinikaufenthalten, und die haben nie aufgehört: An einem Morgen erzählte ich meiner Schwester, ich hätte geträumt, ich sei wieder drin, mit dieser Behandlung, die man dort bekommt, als wäre man minderjährig. Und dann sind da die drei. Ich träume von Marta, von Raquel und von Nuria, die sich in mich hineinschleichen, ohne dass ich sie eingeladen hätte, und nie, nicht ein einziges Mal, habe ich einen schönen Traum von einer von ihnen gehabt: Sie kommen herein, um mir etwas vorzuwerfen oder um mich draußen zu lassen, eingefroren in der Rolle, die ihnen an dem Tag zufiel, an dem das zerbrach. Von Marta träume ich immer wieder: In einem der letzten sagte ich ihr, dass ich sie noch liebe und dass sie mir verzeihen möge, und sie antwortete mir, dass sie mich liebe, mir aber nicht verzeihen könne. Und was beweist, dass das ein Trauma ist und nicht, dass ich sie vermisse, ist, dass sie mir in der Wirklichkeit sehr wohl verziehen hat; was in mir hängen geblieben ist, ist nicht, was passiert ist, es ist etwas von weiter unten und von weiter früher.

Und der schlimmste war in einer Nacht dieses letzten Sommers. Ich träumte, dass unsere Sache viel schlimmer gewesen sei, als sie war, eine wilde Misshandlung, dass ich im Fernsehen und in den Zeitungen vorkäme und im ganzen Land ein Aussätziger sei; und dass dahinter eine Geheimgesellschaft stünde, die mich als Kind angeworben hatte, mit vierzehn, die mich verdorben hatte, und dass man mich, als ich aussteigen wollte, entführt, mir das Gedächtnis gelöscht und mir die Zeitlinie gewechselt hatte, um mich in einen Misshandler zu verwandeln. Das ist kein Wahn, der aus dem Nichts kommt. Es ist die Erzählung, die mir drei Personen zusammengebaut haben, zum Albtraum geworden. Misshandler hat Nuria mir angehängt, und aus ihrem Mund ging es zu den anderen über; du machst alles kaputt, was du anfasst, hat mir Raquel geschrieben; und Stalker hat mir Inés angehängt. Die drei nahmen die Lücke, die Marta beim Gehen hinterlassen hatte, und schrieben sie obendrein auf, verteilten sie und machten mich zum Monster eines Films, den ich nicht gedreht hatte. Marta

ist die Lücke; sie sind die Schrift. Und beides kommt nachts zurück, zusammen, mit demselben Gesicht. Ich bearbeite es in der Therapie, und nicht einmal so bekomme ich es heraus; das Einzige, was ich vorerst tun kann, ist, ihm einen Namen zu geben, und das tue ich hier.

Warum sie Jahre später noch kommen, darauf gebe ich mir zwei Antworten als Patient und nicht als Arzt. Die erste: Was gut abgeschlossen wurde und was schlecht abgeschlossen wurde, wird nicht in derselben Schublade abgelegt. Was offen geblieben ist, liegt weiter auf dem Arbeitstisch, und der Schlaf ist die Nachtschicht, die an diesem Tisch arbeitet. Einen Abschluss gab es bei keiner dieser Sachen: Die Klinikaufenthalte endeten in Gurten, die Sache mit Marta endete vor Gericht, die mit Raquel in einer auf ihrem Handy aufgenommenen Sprachnachricht, die mit Nuria in einer Hetzjagd. Da hat sich niemand von niemandem verabschiedet, und was sich nicht verabschiedet, kommt am Ende zurück. Die zweite Antwort ist unangenehmer, und sie scheint mir die richtige: Ich träume nicht von ihnen. Ich träume von dem, was sie mich fühlen ließen, und in allen drei Fällen war es eine Variante ein und derselben Sache: dass ich zu viel war, dass ich versagt hatte, dass man mich von einem Ort weggeschickt hatte, an dem ich geglaubt hatte, einen Platz zu haben.

Das hat kein sauberes Ende. Es gibt dies: zweieinhalb Jahre ohne eine Droge und, seit dem Herbst, in dem ich den Tabak aufgab, ohne ein Glas, mit einem Entwöhnungsmittel, das ich jeden Morgen vor meiner Schwester nehme; das ganze Schema, morgens und abends; Psychiater, Psychologin und Selbsthilfeorganisation; ein eigenes Haus; eine Frau daneben, die nicht geht, wenn ich krank werde; meine Schwester, die meine Medikation verwaltet, und meine Mutter, die ruhig schläft. Und daneben das, was sich weiterhin nicht aufrichtet, denn auch das ist die Wahrheit: Ich bin krankgeschrieben und werde nicht mehr arbeiten gehen; ich gehe wenig hinaus; und die Beschwerde ist weiterhin offen, und wenn sie Erfolg hat, geht das alles wieder in einen Saal. Und selbst wenn ich alles richtig mache, kann ich trotzdem einen Schub bekommen: An dem Tag, an dem meine Mutter fehlt, werde ich wahrscheinlich einen Schub bekommen; wenn Laia mich verließe, werde ich wahrscheinlich einen Schub bekommen. Was all diese Dinge erreichen, und das ist nicht wenig, ist, die Episode hinauszuzögern, sie zu verkürzen und ihre Verwüstungen zu verringern. Sie machen mich nicht unverwundbar. Sie machen mich versorgbar, und das ist ein hässliches Wort und genau das richtige.

Und die Schlussrechnung. Ich gehe die ganze Liste durch und sehe keine Reihe von Henkern mehr. Da hat fast niemand gelogen. Marta erzählte ihre Wahrheit, die einer erschöpften, verängstigten Frau, der niemand erklärt hat, was sie da gerade zerlegte. Nuria erzählte ihre, mit dem einzigen Wort, das sie zur Hand hatte, um zu benennen, dass sich jemand entzieht. Raquel die von jemandem, der darauf trainiert ist, beim ersten Rauchgeruch wegzulaufen. Inés, verängstigt und Partei. An keinem dieser Tische fehlte es an Güte. Es fehlte eine Angabe, nämlich meine erklärte Krankheit, und keiner von denen, die dort saßen, hatte sie, angefangen bei dem, der das hier schreibt. Ich habe es schon gesagt: Unwissenheit löscht die Wirkung nicht, aber sie löscht den Vorwurf, und dieses Buch hat beschlossen, die Wirkung in Verständnis einzutreiben und den Vorwurf nicht einzutreiben. Wenn mich jemand fragt, was ich mir zu diesem Zeitpunkt wünschen würde, ist die Antwort weder ein Widerruf noch ein Urteil zu meinen Gunsten. Es ist eine Umarmung. Eine, von denen, die man auf den Boden schauend und ohne etwas zu sagen gibt, wie die von Lidia, und danach geht jeder nach Hause. Und die Bilder hängen weiter an der Wand.

Kapitel 56 · Die, die geblieben sind

Womit ich meine Mutter verdient habe, weiß ich nicht, und ich setze es vor alles andere, weil alles, was danach kommt, daran hängt. Eine Frau, die Jahre mit einem diagnostizierten Ehemann verbracht hat, der das Lithium alle naselang absetzte, die ihn am Ende beerdigte und die, als sie beim zweiten ihrer Kinder denselben Zyklus wieder anfangen sah, nicht weggelaufen ist: Sie hat die Tür ihres Hauses aufgemacht. Ich bin in dieses Haus in Zuständen gekommen, in denen Würde ein Wort aus dem Wörterbuch war, und sie hat mir ohne eine einzige Bemerkung die Bettwäsche gewechselt und mich unter die Dusche gesteckt, wenn die Tage ohne Waschen schon nach Wochen zählten. Und im Winter des Koffers tat sie, was eine Mutter mit zwei Menschen tut, die sie liebt, in einem Haus, das brennt: Sie brachte die heraus, die sie herausbringen konnte. Sie fuhr Marta im Auto, ließ sie am Bahnsteig und kam zurück, um zu warten, bis ich kam. Sie hat keine Seite gewählt. Ich schulde ihr das Leben im wörtlichen Sinn.

Und Sonia, acht Jahre älter als ich, schon erwachsen genug, als unser Vater starb, um zu tragen, was zu tragen war, und noch jung genug, dass diese Last ihr Stücke ihres Lebens raubte, die sie nie eingefordert hat. In der Nacht des ersten Klinikaufenthalts legte sie in zwanzig Minuten einen Weg von vierzig zurück, und als sie durch die Tür kam, lag ich schon am Boden und die Polizei kam herauf. Das hat sie fünfmal getan. Ihres ist eine Wachsamkeit im Hintergrund, die sich zwischen meinem zweiten Klinikaufenthalt und dem Gericht bei ihr eingerichtet hat und die nicht mehr weggegangen ist. Und eine Fähigkeit, die sonst niemand hat: Sie unterscheidet meine Schweigen. Das gute ist das, wenn ich arbeite, und da können Tage ohne Nachricht vergehen. Das schlechte hat eine andere Textur: kürzere Antworten und eine Überpräzision in dem, was ich schreibe, ohne die üblichen Tippfehler, und das hat sie als das Zeichen lesen gelernt, dass etwas zurückgehalten wird.

Es war dieses Schweigen, das sie im Herbst mit der Wohnung erkannte, und sie stand an einem Samstag unangekündigt vor der Tür. Ich machte ihr mit ei-

nem Gesicht auf, das aussah, als hätte ich tagelang kein Auge zugetan. Das Erste, was sie wissen wollte, war, wann ich zuletzt gegessen hätte, und ich sagte ihr, am Vortag, ein Sandwich. Sie machte den Kühlschrank auf, sah ihn leer und befahl mir, mich hinzusetzen; ich fing an zu sagen, das sei nicht nötig, und sie wiederholte es genau so. Ich setzte mich. Sie ging in den Supermarkt hinunter, kaufte für drei Tage ein, kochte, deckte den Tisch und fragte absolut nichts. Als beide Teller leer waren, der Kaffee fertig und ich wieder etwas Farbe bekam, dann schon: was denn los sei. Ich erzählte ihr das mit Chapa, das mit der Wohnung und die Monate davor. Sie hörte zu, ohne einen Muskel im Gesicht zu bewegen, und als ich fertig war, wollte sie wissen, warum ich es ihr nicht früher erzählt hätte.

„Weil du es satthast, die Person zu sein, der ich es sage."

„Hör mir zu. Ich habe es nicht satt, die Person zu sein, der du es sagst. Ich habe es satt, dass es so viel gibt, was man mir sagen muss. Und das ist nicht dasselbe."

„Was ist der Unterschied?"

„Dass ich das eine ändern kann und das andere nicht. Ich kann weiter deine Schwester sein. Ich kann nicht dafür sorgen, dass dein Gehirn anders funktioniert."

Ich antwortete nicht. Sie fragte mich, ob ich meine Medikamente nehme, ob ich einen Termin bei der Ärztin habe, ob sie mich hinfahren solle. Dann sagte sie, dass sie mich liebe, und weil ich ihr antwortete, das wisse ich doch, verlangte sie, dass ich es ihr sagte. Ich sagte es ihr. Sie nickte, ließ ein gut fallen und ging dazu über, mich zu fragen, was ich am Wochenende vorhabe. Ich solle zum Essen vorbeikommen. Und als ich anhob, mich zu bedanken, schnitt sie mir trocken das Wort ab, der Dank sei schon gesagt, und wir sollten es nicht übertreiben. Vierzig Jahre als Mauer im Dienst, ohne dass sie je jemand gefragt hätte, ob sie das sein wollte. Mein Vater hat mich gebeten, auf sie aufzupassen. Es ist seit dem ersten Tag umgekehrt.

Und Gabriel, der die Kehrseite derselben Münze ist. Mein kleiner Bruder ging jung in eine andere Stadt, die Sache mit unserem Vater erwischte ihn zu jung, und mir gegenüber baute er sich eine Art zu schauen, die sich in zwanzig Jahren keinen Millimeter bewegt hat: die von jemandem, der vor allem anderen einen Schlamassel zum Bruder hat. Für ihn waren Symptom und Charakter dasselbe. Die eigentliche Verletzung kam mit dem Aufenthalt nach dem Hotel: Ich war auf einer Station, und er hatte in diesen Tagen eine wichtige Feier, und er

verlegte sie nicht. Dort tauchte niemand auf außer meiner Schwester, die alles von außen trug, während er sich den Anzug anzog. Als ich ihn Jahre später danach fragte, verteidigte er sich nicht mit Reden: dass ich sehr unberechenbar sei, dass das Leben nicht auf Pause geht, weil man mich wieder einmal einweist, und dass er Vergleiche mit Krebskranken nicht gelten lasse. Und dieses Gespräch führten wir, während ein Schub von mir lief, und ich sagte ihm, was er zwanzig Jahre hatte hören wollen: dass ich nicht einmal bipolar sei, dass mein Problem meine Persönlichkeit sei. Als Sonia heiratete, war dagegen ich es, der sie am Arm führte, an dem Platz, der unserem Vater zugestanden hätte. Von dem, was wir Kranken erleiden, spricht man immer über die Richter und die Ex-Partnerinnen; fast nie über den leeren Stuhl. Und trotzdem muss man den Rest erzählen: Er kam zurück. Langsam, ohne das ganze Gespräch. Er sagte mir, dass er mich in manchen Etappen sehr wohl bewundert habe, dass er mich nicht mehr so sehr als großen Bruder sehe, dass er mich sehr wohl sehr liebe und dass er mit mir reden könne, solange ich gut drauf sei. Er hört auf, dich zu bewundern, liebt dich weiter und lernt, dir eine Bedingung zu stellen: Das macht diese Krankheit mit einem kleinen Bruder. Und am Morgen meines letzten Klinikaufenthalts, dem, um den ich selbst gebeten habe, schrieb er mir, dass es mir gut gehen möge, dass Mama es ihm schon gesagt habe, und dass es gut so sei, wenn ich es brauche. Das löscht nicht alles. Aber es zählt.

Und dann ist da die Familie, die über die Seite meiner Schwester kam. Paco kam ins Haus, als ich ein Kind war, und seither erinnere ich die Familie nicht ohne ihn. Von ihm habe ich gelernt, was mich zwanzig Jahre lang mit dem Kopf, den ich habe, im Arbeitsmarkt gehalten hat: dass man zur Arbeit geht und dass es Pflichten gibt, um die man sich nicht drückt, so kaputt man auch sein mag. Als mein Vater starb, füllte er die Lücke, ohne dass einer von uns beiden es je laut gesagt hätte. Im Schub sagte ich ihm etwas Unverzeihliches ins Gesicht, und er hob die Hand und ließ sie nicht auf mich herabfallen: Er beherrschte sich und ging. Das gehört in seine Spalte. Am Ende ist das zerbrochen, und wie es zerbrach, gehört nicht mir, um es zu erzählen. Was mir sehr wohl gehört, ist dies: Dreißig Jahre lang haben ihn alle mit der Koseform gerufen, und für mich ist es jetzt sein voller Name, denn die Koseform war aus der Zeit, als er meine Familie war.

Und mit ihm kam seine Mutter. Amparo besetzte fast dreißig Jahre lang den Platz der Großmutter, die ich nie hatte. Hunderte Nachmittage in ihrem Wohnzimmer, ein paar Gläser Wein, ihr schwarzer Tabak und alles zwischen Himmel

und Erde, denn mit ihr konnte man über Gott mit der Freiheit reden, die eine sehr alte Frau hat, die vor keiner Frage mehr Angst hat. Sie lernte Marta kennen, sie mochte sie, und in zwei unserer Krisen war sie die Brücke zwischen uns beiden. Als das zerbrach, verschwand Amparo aus meinem Leben: Eines Tages antwortete sie nicht mehr, ohne Gespräch und ohne Lebwohl. Mit der angeheirateten Familie geht es jedem so; nur trifft mich ein Verschwinden eben dort, wo es mich trifft. Und hier ist der Teil, den ich vor zwei Jahren nicht hätte schreiben können: Es tut weh, aber es wirft mich nicht zu Boden. Das ist der sauberste Beweis, den ich dafür habe, dass die Behandlung wirkt.

In der Prognose dieser Krankheit gibt es eine Variable, die kein Medikament ist und fast genauso schwer wiegt: wer drumherum ist und was er weiß. Die Zahlen habe ich schon erzählt; was sie in der Praxis tun, ist dies, dass die Anosognosie mir genau dann die Fähigkeit nimmt, meinen eigenen Zustand zu sehen, wenn es am nötigsten ist, und das Netz ihn für mich sieht: eine Schwester, die ein Schweigen liest, jemand, der an einem Samstag mit den Einkäufen vor der Tür steht. Und es hat eine Kehrseite: Ein leerer Stuhl bei einer Hochzeit ist eine Form von Feindseligkeit, auch wenn niemand schreit, und was Feindseligkeit anrichtet, habe ich schon gesagt. Was niemand misst, ist, was es den kostet, der trägt. Eine ältere Mutter, die sich mit der Telefonzentrale des Gesundheitszentrums herumstreitet, damit man ihren Sohn zurückruft, an demselben Vormittag, an dem sie schreibt, dass sie ein bisschen neben der Spur sei, weil sie nicht hatte schlafen können. Sie schläft schlecht und bringt mir die Schachtel.

Und wo sie heute sind. Meine Mutter ist noch im Ort, zehn Minuten entfernt, sie ruft uns täglich an und schickt jeden Morgen eines dieser Videos mit Blumen, die die Mütter ihrer Generation ihren Kindern schicken. Meine Schwester schrieb mir vor ein paar Monaten zum ersten Mal, dass sie meine Hilfe für ein paar Dinge brauche und dass es wichtig sei. Nach fünf Jahren, in denen der Bedürftige ich war, hat meine Schwester mich um Hilfe gebeten, und ich konnte sie ihr geben. Das ist für mich das Ende dieser Geschichte, besser als jedes Urteil. Gabriel taucht auf und trägt seinen Teil. Jordi bleibt bei den Dienstagsanrufen, Mireia nimmt sich Zeit, mit mir essen zu gehen, und Iván setzt sich in meine Küche mit einem der Biere, die ich kalt im Kühlschrank habe und die nicht meine sind, während ich einen kalten Tee trinke. Und dann sind da die, die ich selbst auf Abstand halten musste, ohne jeden Groll und mit derselben sauberen Bedingung als Abschied für beide: An dem Tag, an dem deine Sache in Ord-

nung ist, reden wir. Wer sich mit den Fingernägeln festhält, kann nicht um vier Uhr morgens den neben sich haben, der ihm genau das anbietet, was ihn hochgehen lässt. Ein halbes Leben lang habe ich mich absolut allein gefühlt, und in manchen Abschnitten dieses Buches war ich es. Heute nicht.

Kapitel 57 · Für Claudia

Der beste Tag dieser vierzig Jahre war der Tag, an dem ich sie vollmachte. Zum ersten Mal, soweit ich mich erinnere, kam meine ganze Familie zusammen: meine Mutter, Sonia, Laia und Claudia mit ihrer Mutter, die von weit her kamen, um dabei zu sein. Es wäre schön, hier zu schreiben, dass meine Tochter mir in die Arme geflogen ist. Das hat sie nicht, und dieses Buch wird auch darin nicht lügen. Der Besuch war wie die vorherigen: zurückhaltend, höflich, etwas verloren, und sie sah mich an, wie man ein Puzzle ansieht, dem Teile fehlen, die niemand herausgerückt hat. Ich habe versucht, sie ihr herauszurücken. An einem Nachmittag versuchte ich mit aller Ungeschicklichkeit der Welt, ihr zu erklären, was ich habe und warum ich so viele Jahre weit weg war, und es ging schief: Die Wörter, die ich mein ganzes Leben als Gerüst benutze, hielten mich vor der einzigen Person nicht, vor der sie wirklich zählten. Ich blieb auf halbem Weg stecken, und sie nickte mit dieser so höflichen Nachsicht, die sie in diesem Alter haben. Und trotzdem geschah am Flughafen, beim Abschied, was seit ihrer Kindheit nicht mehr geschehen war: Sie umarmte mich. Eine schüchterne, kurze Umarmung, von denen, die in der letzten Sekunde beschlossen werden. Die erste seit jenem kleinen Kind, das auf meiner Brust schlief. Drei schlecht gemessene Sekunden, die mehr für mich getan haben als die gesamte Medikation dieses Buches.

Aus diesem Scheitern und aus dieser Umarmung kam das Einzige, was ich kann, wenn die Stimme nicht bis zum Ende reicht: schreiben. Der Brief ist mir aus der Hand gelaufen, denn so viele Jahre Schweigen passen nicht auf ein Blatt. Hier kommt der Teil, der zu diesem Buch gehört, genau so, wie ich ihn ihr geschickt habe, als es mir schien, dass sie ihn schon verstehen könne.

Claudia:

Wenn Du das liest, wirst Du schon fast eine Frau sein, und ich werde dasselbe tun, was ich jeden Abend tue, und am Ende sage ich Dir, was. Ich fange mit dem an, was ich Dir persönlich sagen wollte und nicht herausbekam, denn ein Brief hat einen Vorteil gegenüber einem Vater: Er stottert nicht.

Ich habe eine Krankheit. Sie heißt bipolare Störung, und sie ist von der Art, die manchmal eine Psychose mitbringt. Sie ist kein Monster, und ich werde Dir keine Beschönigungen auftischen: Sie ist eine Krankheit des Gehirns, des Organs, mit dem man denkt, und deshalb ist sie von innen so schwer zu sehen. Sie hat zwei Seiten. Auf der einen, die Manie heißt, braucht man keinen Schlaf, alles scheint möglich, die Ideen laufen schneller als der Mund, und man tut Dinge, die man später nicht als seine eigenen wiedererkennt. Von außen sieht diese Seite nicht nach Krankheit aus: Sie sieht nach einem bezaubernden Mann voller Pläne aus, und deshalb entdeckt sie niemand, bis sie schon etwas kaputt gemacht hat. Auf der anderen Seite ist das Loch, und in dem Loch ist man nicht traurig: Man ist überzeugt, mit einer Gewissheit, die keine Diskussion zulässt, dass alles unumkehrbar ist und dass es den anderen ohne einen besser ginge. Diese Seite lügt. Ich wiederhole es, weil es das Wichtigste in diesem Brief ist: Wenn diese Stimme spricht, lügt sie.

Mir hat es bis zu meinem dreiunddreißigsten Lebensjahr niemand gesagt. Dein Großvater, den Du nicht kennengelernt hast, hatte sie auch, und er hat es auch nicht rechtzeitig gewusst, und als er es wusste, hatte er niemanden, der ihm die Behandlung gehalten hätte. Er starb, als ich zwanzig war. Mit demselben Medikament, das mich heute am Leben hält. Ich erzähle es Dir ohne Verzierung, weil Du ein Recht hast zu wissen, woher Du kommst, und weil es eine Sache gibt, die Du vor allen anderen über mich wissen sollst: Ich werde das nicht tun. Niemals. Wenn man den Tod eines geliebten Menschen auf diese Weise erlebt hat, weiß man, wie sehr er denen schadet, die bleiben, und es kommt einem nicht einmal in den Sinn. Ich habe zu viel zu tun, und eines davon ist, auf Dich zu warten.

Jetzt der Teil, den ein Vater lieber nicht schreiben würde. Diese Krankheit wird zum Teil vererbt. Nicht ganz, nicht immer, und ich sage es, damit Du Dich weder zu viel noch zu wenig erschrickst: Die meisten Kinder von jemandem, der sie hat, entwickeln sie nie, und die, die sie entwickeln, sind nicht zu dem verurteilt, was ich erlebt habe, denn was ich erlebt habe, ist nicht die Krankheit: Es ist die Krankheit plus zwanzig Jahre ohne Namen. Und es gibt noch etwas, das Dich unmittelbar angeht und das ich Dir ohne den blinden Stolz sage, den Väter an den Tag legen: Du bist sehr klug, und Dir gelingt fast alles, was Du anfasst. Das gehört Dir und ist großartig. Aber wer diese Krankheit seit Jahren erforscht, hat herausgefunden, dass die Intelligenz, vor allem die der Wörter, und dieses Krankheitsbild sich einen Teil desselben Bodens teilen. Das ist keine

Drohung. Es ist eine Karte. Und die Karte sagt dies: Was diese Krankheit auslöst, sind vor allem nicht die Drogen, obwohl sie schieben; es ist der anhaltende Stress und der Schlafmangel. Du lebst mit dem Druck von jemandem, der immer gewinnt. Also gebe ich Dir die vier Regeln, die mir niemand gegeben hat. Schlaf; wenn Du drei Nächte hintereinander keinen Schlaf brauchst, ist das keine Energie, das ist eine Warnung. Wenn Du eines Tages spürst, dass das Gewitter kommt, erzähl es früh jemandem, auch wenn Du glaubst, Du übertreibst. Keine einzige Straßendroge, und ich sage es Dir nicht aus Moral: Was da angefasst wird, ist die Chemie, mit der Du denkst. Und bitte um Hilfe, bevor Du sie brauchst, denn früh darum zu bitten ist klug und nicht schwach. Wenn es eines Tages nötig sein sollte, wirst Du vom ersten Tag an das haben, was Dein Großvater nie hatte und ich zu spät bekam: einen Namen, eine Behandlung und Menschen, die wissen, was zu tun ist.

Die Jahre, in denen ich nicht zu Dir gelangt bin, erzähle ich Dir ohne Bitterkeit. Ich war krank, ohne es zu wissen, und danach krank und wissend und nicht damit fertig werdend, und es gab Zeiten, in denen ich aufrichtig glaubte, es sei für Dich besser, dass ein solcher Mann nicht in der Nähe ist. Heute weiß ich, dass das das Loch war, das da sprach. Was ich möchte, dass Dir bleibt, ist eine einzige Sache: Die Lücken waren kein Vergessen. Ich bewahre die fünf Male, die ich Dich in Deinem ganzen Leben in der Nähe hatte, so auf, wie man glänzende Steine aufbewahrt, und ich gebe sie Dir einen nach dem anderen zurück, falls Du zu klein warst, um sie selbst aufzubewahren: das Kind, das mich mit dem Ernst einer Notarin prüfte und am zweiten Tag beschloss, dass dieser Herr vertrauenswürdig sei; der Nachmittag, an dem Du in meinen Armen einschliefst; das Wochenende, an dem Du mich mit der Höflichkeit eines Besuchs behandeltest, und zu Recht; die Krakentheorie; die Umarmung am Flughafen.

Jetzt kommen die Ratschläge, und das ist der Teil des Vaterseins, den man per Post ausüben kann. Um Menschen auszuwählen, schau auf zwei Dinge: was sie tun, wenn sie nichts dafür bekommen, und wie sie über die reden, die nicht dabei sind, denn so werden sie eines Tages über Dich reden; und bleib bei denen, die im unpassendsten Moment auftauchen. Zur Vergebung: Vergeben heißt, den Stein loszulassen, nicht den freizusprechen, der ihn geworfen hat. Zur Liebe: Wähl jemanden, den Deine Freuden wirklich freuen. Und sei anständig zu denen, die Dir am nächsten sind, denn das ist der einzige Ort, an dem sich das zeigt. In diesem Brief lasse ich Dir noch einen kleineren zurück, für die schlechten Tage. Und ich lasse Dir gesagt sein, dass Du hier ein eigenes Zuhau-

se hast und dass Du nie zwischen den Orten wählen musst, aus denen Du kommst.

Während Du das liest, werde ich das tun, was ich Dir am Anfang versprochen habe: meine Tabletten nehmen, schreiben, die lieben, die geblieben sind, und die Tür offen lassen. Ich bitte Dich nicht zu kommen. Ich sage Dir, wo ich bin.

Dein Vater.

Und das danach, das von heute, ist Schweigen: Meine Tochter und ich haben seit diesem Besuch nicht mehr miteinander gesprochen. Von ihrem Leben erfahre ich über die Netzwerke, wie ein Fremder mit gutem Gedächtnis. Auf meine Nachrichten antwortet ihre Mutter mit Schweigen, das sich manchmal so lange hinzieht, dass es wie Verschwinden aussieht, und ich habe schon gesagt, warum: Vorsicht und Angst. Mit dem Kopf verstehe ich es vollkommen. Mit dem Rest nicht. Und trotzdem muss man sagen, was diese Frau richtig gemacht hat, und mit ihr hat dieses Buch nicht eine einzige offene Rechnung: Sie hat allein ein kluges, höfliches und anständiges Mädchen großgezogen, und als ich ihr meine Diagnose erzählte, ging sie darüber lesen, ohne dass ich sie darum gebeten hätte. Eines Tages sagte ich ihr das Einzige, was ich ihr wirklich sagen musste: dass sie Claudia, falls sie je ein frühes Symptom an ihr sehe, so schnell wie möglich in Behandlung bringen solle, damit sie nicht erleidet, was ich vor dem Namen erlitten habe. Sie antwortete mir, sie habe schon gelesen. Was ich in diesen Brief hineinlege, ist ein Sandkorn auf einer Arbeit, die schon getan war.

Und das ist es, was man einem Kind über diese Krankheit erzählen muss: nicht die Angst, die Karte. Das Erbe kann man nicht ändern; was man durchbricht, ist nicht die Kette des Gens, sondern die des Schweigens. Mein Vorsatz ist, stillzustehen, wo ich bin: schreiben, ohne eine Antwort zu verlangen, hineinschauen, ohne einzudringen, und erreichbar und stabil bleiben für den Tag, an dem es ihr einfällt, ihren Vater suchen zu kommen. Ihre ganze Kindheit habe ich verpasst, und das ist nicht mehr zu reparieren. Was noch vor uns liegt, gedenke ich auf dem Bahnsteig abzuwarten, mit der Pünktlichkeit von jemandem, der bei der Bahn arbeitet. Ich habe es im Blut: Mein Großvater hat am Ende bei der Bahn gearbeitet.

Epilog · Die Einnahme der Nacht

Ich klappe den Laptop zu.

Halb zwölf in einer Sommernacht im Haus im Ort. Auf dem Sofa schläft Kira. Im Schlafzimmer schläft Laia. Draußen macht der Ort um diese Zeit den Lärm von immer, und das ist so gut wie keiner.

Ich gehe in die Küche. Auf der Arbeitsplatte stehen die beiden Schnapsgläser, in die nie wieder Schnaps kommen wird, und das habe ich schon erzählt: In das eine kommt das von morgens und in das andere das von der Nacht. In dem für die Nacht sind zwei Lithium und das, was mein Arzt mir nach dem letzten Klinikaufenthalt zum Schlafen angesetzt hat. Zwei ganze, abends. Die anderthalb sind die von morgens, und diese halbe wird mit meiner Mutter daneben geteilt. Hier gibt es nichts zu teilen. Ich schütte sie mir in die Handfläche und schlucke sie mit einem Glas Wasser, genau wie jede Nacht seit über sieben Jahren.

Und das Lithium schmeckt nach alter Münze. Ich habe es auf der ersten Seite geschrieben und wiederhole es auf der letzten, denn es hat sich nicht geändert und wird sich nie ändern: Es schmeckt nach Metall, nach diesem Rost, den die Rückseite einer Peseta abgibt, wenn man sie über die Zunge zieht. Hinter dem Geschmack kommt das von immer, in derselben Reihenfolge und ohne mich um Erlaubnis zu fragen: mein Vater, die orangefarbene Dose neben der Spüle, zwischen Topfschwamm und Kochsalz, jene Küche, die blaue Mappe, die ich weiterhin nicht aufmache. Mein Vater steht hinter jeder Einnahme. Er war bei den über fünftausend dabei, die ich hinter mir habe, und er wird bei allen dabei sein, die mir bleiben, und ich habe aufgehört, mich damit herumzustreiten, erstens weil man es nicht kann und zweitens weil ich es, wenn ich ehrlich bin, auch nicht will. Er hob sie auf. Einnahme für Einnahme, ganze Monate lang, in irgendeiner Ecke des Hauses versteckt, bis er genug beisammenhatte. Ich schlucke sie. Da liegt der ganze Unterschied, und er passt in ein Schnapsglas.

Dieses Mal nicht.

Ich denke es mit genau diesen drei Wörtern, jede Nacht, und es ist kein Satz, den ich gebaut habe, um ein Buch abzuschließen: Es ist das, was in meinem Kopf von allein angeht, wenn das Salz hinuntergeht. Dieses Mal nicht. Und nicht, weil ich stärker wäre als er, das bin ich nicht, und auch nicht besser und nicht klüger. Sondern weil ich habe, was man ihm nicht gegeben hat: den Namen dieser Sache, einen Arzt, der jeden Monat derselbe ist, eine Schwester, die meine Schweigen unterscheiden kann, eine Mutter zehn Minuten von hier, eine Frau im Zimmer nebenan, die mir morgens ins Gesicht schaut, bevor sie aufs Handy schaut, und eine Katze, die Wärme und Futter fordert und mich nie um Erklärungen bittet. Mit alldem ringsum tut dieselbe Tablette genau das Gegenteil von dem, was sie bei ihm getan hat. Und wenn es an dieser Krankheit etwas gibt, das sich zu wiederholen lohnt, dann das: dass man mit demselben Salz und demselben Gehirn mit sechsundsechzig tot auf einem Brachland enden kann oder mit einundvierzig aufrecht in einer Küche, und dass das, was entscheidet, welche der beiden Sachen eintritt, nicht in der Tablette steckt. Es steckt um sie herum.

Das Buch existiert.

Die Geschichte meines beschissenen Lebens mit diesen Leuten ist geschrieben. Mit geänderten Namen, um zu schützen, wer zu schützen ist, und mit dem, was geschehen ist, erzählt genau so, wie es geschehen ist. Mit dem ersten Klinikaufenthalt und mit diesem Geschmack. Mit Claudia und ihrer Karte mit einem Stern über dem Ort, an dem ihr Vater wohnt. Mit Kira und ihrem ohne jede Symmetrie verteilten Gesicht. Mit Laia, die geblieben ist.

Es ist alles hier drin, und endlich habe ich es selbst erzählt. Geschrieben wiegt es weniger, und mehr habe ich von diesem Buch nicht verlangt: nicht, mir das Verlorene zurückzugeben, nur, es mich anders tragen zu lassen. Was ich vorher tat, war grübeln, und auch das hat einen Namen und ein Kapitel in den Handbüchern: dieselben Szenen und dieselben Sätze immer wieder durchgehen, jeden Morgen, immer im Präsens, als würde mir alles gerade wieder von vorn passieren. Etwas mit seiner Ordnung und seinem Kontext zu schreiben, schickt es in die Vergangenheit, und da gehört es hin. Es hört auf, eine Wunde zu sein, die von allein aufgeht, und wird zu einem geschriebenen Absatz, den man nicht noch einmal schreiben muss. Jedes Kapitel, das ich geschlossen habe, hat auch ein Stück weit das geschlossen, wovon es handelte. Und es ist nicht so, dass es weniger wehtut: Es ist gesagt, und ich muss es mir nicht mehr um drei Uhr nachts selbst wiederholen.

Und es bleibt eine offene Rechnung mit einem Lied, denn ich habe es vor zehn Jahren zur Hälfte verstanden, auf der Bank einer Schutzhütte sitzend, während der Hagel fiel, und die andere Hälfte habe ich erst verstanden, als ich das hier schrieb. Das Lied sagt, dass die Sache am Ende ausgeht wie im Kino und dass es trotzdem wehtut. An jenem Nachmittag, mit brennender Manie und mit allem zu verlieren, klang mir das nach Trost für Verlierer. Heute unterschreibe ich es, denn es ist mir passiert. Ich vergleiche, wie ich es heute mache, mit dem, wie ich es damals machte, und das Ergebnis ist filmreif. Eine Manie handhabte ich, indem ich mein Leben anzündete und mitten in der Nacht aufnahm; jetzt handhabe ich sie mit Lithium, mit einem Arzt, mit einer Frau, die mir das Gesicht liest, und mit diesen Seiten. Ich verlor schubweise Wohnungen, Arbeitsstellen, Partnerinnen, Freunde. Jetzt gibt es ein Zuhause, jemanden, der nicht weggeht, eine Tochter, die weiß, wo ihr Vater wohnt, und ein Buch an dem Ort, an dem vorher nur nicht weggeräumter Schutt lag. Früher erzählten mich andere. Jetzt erzähle ich mich selbst. Also ja: wie im Kino.

Und es tut trotzdem weh.

Es tut Marta weh. Es tut Rocío weh. Es tut Inés weh. Es tun die Jahre weh, die mir in Gerichten, auf psychiatrischen Stationen und in Überstunden geblieben sind, mit denen ich bezahlt habe, was eine Krankheit kaputt gemacht hat, bei der mich niemand gefragt hat, ob ich sie will. Es tun achteinhalb Jahre weh, in denen ich meine Tochter nicht gesehen habe, und die gibt mir niemand zurück. Es tun die Leute weh, die die Straßenseite wechselten, wenn sie mich kommen sahen. Und es tut auf eine andere, sauberere Weise weh zu wissen, dass ich einen Teil dieser Verwüstung selbst angerichtet habe. Das ist es, was das Lied wusste und ich noch nicht: dass es die Dinge richtig zu machen keine einzige Rechnung streicht. Man kann gut enden und es kann trotzdem wehtun, denn der Schmerz ist nicht das, was man dafür bezahlt, dass man es falsch gemacht hat. Er ist die Spur davon, dass da etwas war.

Ich stelle das Glas in die Spüle. Ich mache das Küchenlicht aus. Kira rührt sich nicht einmal.

Und morgen ist wieder eine zu teilen. Ich werde meine Mutter anrufen.